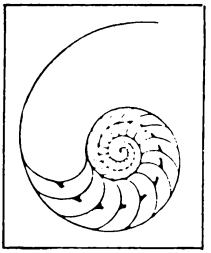
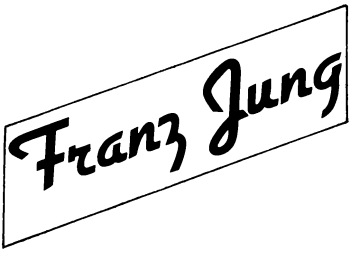
Franz Jung Werke in Einzelausgaben





Chronik
einer Revolution in Deutschland (1)

JOE FRANK
ILLUSTRIERT DIE WELT.
DIE ROTE WOCHE.
ARBEITSFRIEDE.

Drei Romane
Werke 2

—

Publiziert bei Edition Nautilus

Franz Jung Werke 2

Editor dieses Bandes: Lutz Schulenburg

Editorische Notiz: Diese drei Romane Franz Jungs bilden zusammen mit *Proletarier, Eroberung der Maschinen* und dem Nachlaßmanuskript *Arbeiter Thomas* eine thematische, stilistische und biographische Einheit, für Jung selbst „die roten Jahre", und können als „Chronik einer Revolution in Deutschland" (1918 - 1924) angesehen werden. *Joe Frank illustriert die Welt* wurde originalveröffentlicht in Berlin-Wilmersdorf: Verlag der Wochenschrift „Die Aktion" 1921 (= Literarische Aktions-Bibliothek Bd. 10). Neuauflage in: Joe Frank illustriert die Welt – Die roten Jahre 1, Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1972. *Die Rote Woche* wurde originalveröffentlicht in Berlin, Malik-Verlag 1921 (= Die Rote Roman-Serie Bd. 3). Neuauflage in: Joe Frank illustriert die Welt – Die roten Jahre 1, Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1972. *Arbeitsfriede* wurde originalveröffentlicht in Berlin, Malik-Verlag 1922 (= Die Rote Roman-Serie Bd. 4). Dieser Text wurde seither nicht neuveröffentlicht. Für diese Ausgabe wurden erstmalig die von George Grosz für *Die Rote Woche* und *Arbeitsfriede* geschaffenen Illustrationen wieder aufgenommen. Eigentümlichkeiten in Franz Jungs Orthographie und Zeichensetzung wurden weitgehend übernommen. Offensichtliche Druckfehler wurden korrigiert.

Originalausgabe
Edition Nautilus
Verlag Lutz Schulenburg
Hassestr. 22 – D-2050 Hamburg 80
Alle Rechte dieser Ausgabe bei Lutz Schulenburg
1. Auflage 1984
ISBN: 3-921523-69-9 (Pb)
ISBN: 3-921523-70-2 (Ln)
Printed in Germany

Peter Schult gewidmet

Joe Frank illustriert die Welt

I Joe Frank erzählt von Draußen

Mother Jones

Ich erzähle euch auf Grund von Angaben der amerikanischen Zeitschrift »Liberator«. Dort hat einer Bericht gegeben von dem, was ich hier noch einmal übermitteln will. Es ist die reine Wahrheit. Es ist nichts hinzugesetzt.

Die Hasenjagd von Holley Grove

Wir wissen zu wenig von den Kämpfen der amerikanischen Arbeiter. Das sind keine hohlen Maulhelden. Auch nicht Leute, die große Worte machen, wenn es mal zu einem blutigen Aderlaß gekommen ist. Sie wissen, noch weit härtere Kämpfe stehen bevor. Seit 20 Jahren führen die Miner, die Bergarbeiter, den härtesten Kampf um ihre Organisation, und von diesen besonders die Arbeiter der Kohlengruben von West Virginia in den Ortschaften im Tal des tosenden New River, in Logan County, in den Counties Mercer, Wyoming und Mingo. Dort herrschen die Kohlengesellschaften unbeschränkt. Sie setzen die Gouverneure ein und die Sheriffs. Die Gerichte sind ihnen unterstellt. Sie unterhalten ein Heer von bewaffneten Beamten, die kontraktlich verpflichtet sind, auf die Arbeiter im Falle des Befehls zu schießen. Dann die bewaffnete Grubenpolizei. Jede Grube hat 200—300 Mann Detektivs, eine bewaffnete Streikbrecherbande, die, solange die Arbeiter ruhig sind, als Geheime Jagd machen auf Arbeiterorganisatoren. Sie besteigen die Züge und sehen sich die Leute an, und erwischen sie einen, holen sie ihn raus und verknüppeln ihn, daß er tot liegen bleibt. Die Kohlengesellschaften, denen fast der ganze Distrikt gehört, verbieten jedem, das Land zu betreten. Sie stellen für die einzelnen Counties Pässe aus, so daß die Arbeiter darin sitzen wie in der Falle. Seit 1912 wird in diesen Gegenden ununterbrochen gekämpft, und viele Tausende von Toten sind auf beiden Seiten schon zu verzeichnen. Aber mit dem Ende 1913, seit dem ersten Auftreten der Mutter Jones, sind offene Kämpfe daraus geworden, regelrechte Schlachten, die

der Kontinentalkrieg etwas niedergehalten hat, die jetzt aber mit verschärfter Erbitterung entbrennen.

Damals, 1913, wurde jene Hasenjagd veranstaltet, die Mutter Jones in das Gegenteil kehrte. Das organisierte Wüten der Grubenpolizei in Logan County war derart geworden, daß sie die Unionisten schlugen, wo sie sie trafen, sie brannten die Hütten nieder, trieben Weiber und Kinder mit der Peitsche aus den Häusern, die Eigentum der Grubengesellschaft geworden waren, daß in einzelnen Gruben die Unionisten die Arbeit einstellten und mit dem wenigen, was sie hatten, mit Frau und Kind vor die Stadt zogen, um die Gelegenheit abzuwarten, fortzukommen. Bei Holley Grove am New River, wenige Meilen unterhalb Paint Creek, schlugen sie zwei Zeltlager auf. Dort veranstaltete der alte Baldwin, der amerikanische Streikbrecherkönig und damals noch Distriktchef der gesamten Grubenpolizei, seine Hasenjagd. Mit einer Streitmacht von über 1000 Mann zog er runter nach Holley Grove, umzingelte die Lagernden, die »widerrechtlich« auf dem Grund und Boden der Gesellschaft sich befanden, und ließ gegen das Lager, in dem auch Frauen und Kinder sich aufhielten, Maschinengewehrfeuer eröffnen. Und wie da ein Kampf auf Leben und Tod entbrannte, sprang Mutter Jones, eine Arbeiterin aus Paint Creek, die schon sehr viele Jahre dort in Fron gestanden war, in den reißenden eisigen Fluß und stampfte sich vorwärts gegen Paint Creek hinauf. »Denn das können sie mir nicht verbieten, im Wasser zu gehen!« hat sie dabei gerufen. Und sie kam richtig hinauf, und wie die Jungens dort hörten, wo der alte Baldwin mit seiner Garde Hasen jagte, da ließ jeder alles stehen und liegen und nahm, was er gerade zu fassen bekam: Eisenstangen, Pflöcke, Bohrer und Schaufel, nicht jeder hatte sein Schießeisen bei sich, und mit Mutter Jones an der Spitze hinunter nach Holley Grove. Dort trieben die Detektivs die wie scheu gewordenen Miners vor sich her. Wie die aber sahen, daß Unterstützung kam, machten sie kehrt, und alles, Frauen und Kinder, lief gegen die Baldwinleute an. Mutter Jones eroberte das erste Maschinengewehr und die andern alle nach, und die Armee des alten Baldwin verlor bei dieser Jagd mehr als achthundert Tote. Merkt euch das. Auch bei uns planen die Kohlenbarone, die Großunternehmer Gewalt. Selbstschutz nennen sie das. Sipo und technische Nothilfe

bereiten die Armee des alten Baldwin auf dem Kontinent vor.

Der Zug der Zehntausend nach Charleston

Es fand sich lange keine Jury, die über diese Sache zu Gericht sitzen wollte. Mit dem Krieg kam ein ungeheures Leben ins County, so daß die Gesellschaften alle Hände voll zu tun hatten, ihre Geschäfte zu besorgen. Als Amerika aber selbst in den Krieg eintrat und überall Kriegsgerichte eingesetzt wurden, zog man die Sache hervor, und Mutter Jones und viele andere wurden eingesperrt. Wie ein Mann erhob sich der ganze Distrikt, und nachdem man die Teilnahme der Miners an der Untersuchung versprochen hatte, die Untersuchung sich aber immer mehr hinzog, war man gezwungen, alle wieder in Freiheit zu setzen. Bis drüben nach Kriegsende die Hetze gegen die Bolschewisten begann. Da sperrte man Mutter Jones von neuem ein und verurteilte sie 24 Stunden später zu 20 Jahren Zuchthaus. Das war das Signal. Da sind Tausende von Arbeitern aus allen Orten des Disriktes zusammengekommen und haben ihre Flinten gleich bei sich gehabt. Das war im Oktober 1919. Man wird vielleicht fragen, was das für Kerle sind, die sich die Gewaltherrschaft der Grubenunternehmer so lange gefallen lassen. Ihre Großväter haben sich an den grünen Berghängen angebaut und dort Mais gepflanzt zu einer Zeit, als noch niemand daran dachte, daß einmal Leute aus den Nordstaaten kommen würden mit juristischen Papieren, daß alles, was in diesen Bergen liegt, allein ihnen gehört. Es sind noch Leute, die auf die »Konstitution« aus den Tagen des alten Jefferson schwören wie auf die Bibel. Die erst allmählich zu begreifen beginnen, daß diese Freiheitskonstitution sie selbst nicht mit einbezogen hatte. Mehr als Zehntausend traten den »bewaffneten Marsch« an, um County Logan aus der Tyrannei zu erlösen. »Drei Tage marschierten die Tausende durch die Counties Kanawha und Boone, auf dem ganzen Wege von der Gebirgsbevölkerung begrüßt und verpflegt. Sie marschierten über die Grenze von Logan, wo sie durch C. F. Keeny, den Präsidenten der Union und durch den Gouverneur des Staates angehalten wurden, der die Freilassung der Verhafteten

versprach. Sie ließen sich zur Rückkehr bewegen. Keeny war aus Pittsburg zu Hilfe gerufen worden.«
Achtet darauf, auch drüben gelang es noch einer schuftigen Gewerkschaftsbürokratie, die Massenbewegung im Interesse der Regierung zu stoppen. Sie ließen sich zur Umkehr bewegen.

Der Kampf um Matewan

Inzwischen reist der Präsident in andern Staaten in der Propaganda gegen die Bolschewisten. Inzwischen besinnen sich die Grubenherren auf den Yellow Dog, wörtlich übersetzt Gelber Hund, ein Papier, das der Miner unterschrieben hat, daß er keiner Union angehört noch dulden wird, daß solche Leute, die einer angehören, neben ihm arbeiten noch jemals in seinem Hause aufgenommen werden. Und als im Sommer 1920 Mutter Jones nach Matewan kam, um für die Union zu sprechen, zogen die Baldwinleute aus, um auf Grund des Yellow Dog die Familien der Miners, die in der Versammlung waren, noch zur selben Stunde auf die Straße zu setzen. Die Miners waren ziemlich entfernt, und nur der von ihnen gewählte örtliche Polizeichef Sid Hatfield mit kaum zehn Anwohnern noch in der Stadt. Da ließ die Stadtverwaltung Alarm blasen. Der Bürgermeister selbst drückte den Leuten noch einen Revolver in die Hand. Und dann begann der Straßenkampf, der über eine Stunde hin und her ging. Der Bürgermeister und noch drei andere Leute, die invalide waren, wurden erschossen, Sid Hatfield schoß aus zwei 38er Smith & Wessons, in jeder Hand einen. Elf Detektivs blieben auf dem Platz. Einem wurde mit einer Flasche der Schädel eingeschlagen. Einem anderen, der sich in ein Haus flüchten wollte, stellte sich die Frau entgegen und entwand dem schon Blutenden den Colt 45er und schoß ihm auf gut Glück ein paar Kugeln in den Bauch. Der Rest sprang auf einen gerade vorbeifahrenden Zug und entkam. Als die Miners zurückkamen, war alles schon wieder sauber.
Jetzt warten sie, die Miners, auf das Weitere. Militär ist eingerückt und so etwas wie eine Entwaffnungsaktion bereitet sich vor. Bisher aber ist noch alles still. Der Gouverneur weiß nicht, was die Arbeiter in den anderen Distrikten tun werden. Eine Jury ist noch nicht zusammengetreten. Man

wartet noch den richtigen Zeitpunkt ab. Noch ist Mutter Jones frei und spricht zu den Arbeitern. Wenn aber — — — —

Stiller als Wasser und niedriger als Gras

. . . nicht nur Toben und wildes Drauflosschlagen. Nicht überall marschieren die Arbeiter bereits in Reih und Glied. Der Kampf ist dann von dem euren verflucht verschieden. Dort kennt man keine Versammlungen. Aber seid stiller. Was ich euch jetzt erzähle, das verträgt keine Zwischenrufe. Das Herzklopfen will ich hören. Ein Freund, der mit dabei war, hat das mir genau so geschildert. Den langen Olansson habe ich selbst kennengelernt und gesprochen, den Riesen Olansson mit den blauen Augen wie der Himmel so blau und unergründlich und dem langen hellblonden Bart. Wie Seide so weich mag der gewesen sein, wellig ins Hellbraune glänzend, und der ganze Olansson gut zwei Meter hoch und breit und stämmig. Er bewegte sich so behutsam, als fürchtete er jemanden anzustoßen und dann gleich zu zerdrücken, und sprach so vorsichtig leise, als würde er sonst einen gleich umblasen können. Der Engländer, der Holländer und ich, wir fuhren jedesmal zusammen, wenn er auf unser Reden mit einem: »Ist das wahr?« antwortete, säuselnd noch, aber dahinter Sturm. Wenn wir dann aufblickten, hatte dieser Olansson ein knabenhaftes Lächeln, etwas verschmitzt Jungenhaftes über den Spaß, daß es das gab und daß solches wahr sein sollte. Denn wir schämten uns, auch nur gefürchtet zu haben, dieser Olansson setzte Zweifel in uns. Der wußte, was das ist: Kamerad sein. Man hätte ihn aber auch nicht anlügen können. Ich glaube, eher wäre die Zunge explodiert. Uns gegenüber schien er etwas verlegen, weil auch wir unsicher waren im Verkehr zu ihm. Sonst konnte er sehr ausgelassen sein. Mit den Burschen ringen und singen, daß das Blockhaus schütterte. Auch hatten einige ihn schon Kopf stehen sehen. Aber man mußte ihn ermuntern. Sonst sprach er tage- und wochenlang kein Wort. So war dieser Olansson. Johannes nannten sie ihn.

Johannes entstammte einer Waldbauernfamilie im nördlichen Finnland, der es gar nicht schlecht ging. So hatte er das selbst mal erzählt. Der Vater war vielleicht durch irgendeinen Unglücksfall zum Frömmler geworden. Die Familie

wurde völlig in den Bann hineingezogen, kein hartes Wort, kein Lachen. Alle paar Wochen versammelten sich bei ihnen die Nachbarn von weither und beteten und sangen und baten Gott auf den Knien um Erbarmen. Das war die einzige Abwechslung. Trotzdem wollte der Alte den Jungen was werden lassen und schickte ihn in die nächste Ansiedlung zum Pastor, der solche Jungens ausbildete. Johannes stopfte auch eine ganze Menge Wissenschaft in sich hinein und merkte kaum, wie die Jahre vergingen. Die Leute dachten, Johannes würde Baumeister oder Ingenieur oder so etwas werden. Denn dazu hatte er Lust. Wie er aber runter nach Helsingfors kam und da anfangen sollte, jetzt richtig zu lernen, da packte er in einer Nacht, ohne sich lange vorher zu überlegen, seinen kleinen Reisesack mit Wäsche zusammen und verschwand in den Wäldern nach Osten. Es kümmerte sich auch weiter niemand darum. Johannes durchstreifte viele Jahre das große Rußland nach allen Windrichtungen. Viermal wanderte er die große Heerstraße nach Sibirien und durch die Amurgouvernements über die Steppenwege, die vor ihm jahrzehntelang das Elend und die Flüche und Verzweiflungsschreie der Gefangenen und Verbannten gehört hatten. Johannes ging diesen Weg als freier Mann. Er wanderte und wanderte, und wo er für eine Zeit für das zum Leben Notwendige Arbeit fand, blieb er. Aber es kam auch, daß die Leute die Hunde auf ihn hetzten, daß er hungerte und am Erfrieren war. Aber Johannes blieb trotzdem ein freier und fröhlicher Geselle. Gesellschaft liebte er nicht. Bis einmal die Unruhe über ihn kam und er nordwärts zu gehen begann und durch die Wälder von Archangel und Karelien wieder nach Hause kam. Da brach auch gerade der Krieg aus, und er nahm seine Heimkehr wie ein Schicksal. Er blieb. Einem Weib aus der Umgegend, einem jungen lebensstarken und fröhlichen Weib, gelang es sogar, ihn einzufangen. Sie stieß ihn an und ermunterte ihn, und als Johannes erst einmal richtig auftaute, da war auch gleich Hochzeit. Und Johannes zog als unbeschränkter Herr und Besitzer auf ein kleines Anwesen tief im Wald und rodete und schlug den Wald, schaffte etwas Vieh an und versuchte Korn heimisch zu machen. Das ging so ein Jahr ums andere. Der Krieg brauchte so manches, und Johannes war gar nicht so weltfremd und verstand seine Waren gut unterzubringen. Zu Hause waren zwei Kin-

der und ein lustiges gesundes Weib. Dann kam die Revolution, erst in Rußland, dann später in Finnland. Johannes war sehr weit ab im Walde oben versteckt und merkte nicht viel davon. Da oben dort bei den Waldleuten, da gab es nicht viele Unterschiede, wennschon gleich einer im Anwesen etwas größer war als der andere. Soviel eben einer gerade bearbeiten konnte, so viel hatte er. Um es noch zu sagen: Johannes hatte in seinen Wanderjahren keine rechte Verbindung mit Sozialisten gewonnen. Er war nicht für die Gewalt. Er wollte alle Menschen sich nach ihrem Willen entwikkeln lassen, und wenn man ihn direkt gefragt hätte, würde er sich vielleicht als Anarchist bezeichnet haben. So beobachtete er auch die damaligen Ereignisse wenig. Dann kamen die Deutschen ins Land, und mit ihnen erhoben sich die weißen finnischen Henker und trieben das finnische Proletariat und jagten es wie das Wild in die Wälder, um es dort elendig umkommen zu lassen. Wie Tiere wurden die finnischen Arbeiter zu Tausenden abgeschlachtet. Auch Johannes wurde jetzt in den Strudel mit hineingerissen. Immer näher kamen die Gerüchte, immer mehr wurden Einzelheiten bekannt. Flüchtlinge kamen durch. Hungernde Weiber und Kinder, blutend und vom Dreck der Sümpfe schwer. Und Johannes hörte und hörte und mochte schwere Gedanken haben. Da ging die Arbeit im Walde draußen nicht mehr vom Fleck. Es war noch viel zu tun in der Wirtschaft, der Winter stand vor der Tür. Aber das Wichtigste war doch geschafft. So, daß es nächstes Jahr weiter gehen konnte. Da stellte Johannes eines Nachts die Axt beiseite. Er warf noch einen scheuen Blick auf die Schlafenden, daß sie nicht aufwecken möchten, so wie er sich damals auch in Helsingfors noch immer Zimmer umgesehen hatte, — und ging los. Ohne Abschied und ohne auch nur vorher seine Absicht angedeutet zu haben. So verschwand er. Er schloß sich den noch in den nördlichen Wäldern streifenden Trupps der Roten an. Es war ein fürchterliches Leben, und der Schnee in den Wäldern lag schon hoch.
Obwohl dies alles noch nichts direkt mit der eigentlichen Geschichte zu tun hat, muß ich es doch so ausführlich erzählen, sonst versteht ihr das Ganze nicht. Der Vorgang, der der Erzählung zugrunde liegt, ereignete sich im nächstfolgenden Sommer. Gott weiß von was die Roten den Winter über im Walde gelebt haben. Wochen- und monatelang kann man

durch diesen Wald gehen, nichts als Wald und Sumpf. Der Schnee liegt fast bis zur halben Höhe der mittleren Bäume. Birken stehen vereinzelt an Seen, auf überhängenden Felsblöcken, am Wasserfall, im Gestein verkrochen, wo der Wald wie scheu gegen die Feldberge des nördlichsten Norwegens zusammenkriecht, über Hunderte von Meilen verstreut in einzelnen Gruppen stehen diese Birken, und ihre Rinde kann man essen, wenn man sonst nichts hat. Dort mag der Schlupfwinkel der versprengten Roten gewesen sein. An einem leuchtenden Sommertage spielte sich nun das Folgende ab. Noch in eben diesen unermeßlichen karelischen Wäldern. Dort, wo die norwegische, die finnische und die russische Grenze einen Zipfel bilden, der in die Petschenga-Schlucht mit dem Petschenga-Fluß ausläuft bis hinauf zum Atlantischen Ozean. Dort, auf eine Landenge zwischen großen Seen, die weithinein sich kreuz und quer zogen, und in mächtigen Ausbuchtungen hatten die weißen Finnen eine Blockstation vorgetrieben, die ca. 200 Mann barg. Die Weißen waren noch bis über das Eis gekommen. Das Eis begann zu tauen, die Schneeschmelze brachte von den Bergen gewaltige Wassermengen. Eines Tages war die Verbindung mit der nächsten weiter hinten liegenden Station abgerissen. Die Weißen befanden sich plötzlich auf einer Insel, die von tosenden Wassermassen umspült war. Auch die jenseitigen Ufer waren unpassierbar geworden. Darauf hatte Johannes gewartet. Mit sechs Kameraden lag er schon seit Wochen auf der Lauer. Sie hatten sich noch mit keinem Zeichen gemeldet, nicht mal den Ihrigen, um Unterstützung herbeizuholen, inzwischen hätte die Beute entwischen können. Die drüben zimmerten am dritten Tage ein Floß. Als es schon auf dem Wasser trieb, sich wie toll im Strudel drehte, schoß Johannes. Er schoß alle acht Mann, die es trug, herunter, ohne daß diese überhaupt zum Schuß gekommen wären. Es ist unheimlich in den karelischen Wäldern. Wälder und Seen sind totenstill und düster. Kein Laut. Nichts flattert da. Ein Vogel ist dort nicht so bald zu sehen. Bären und Elentiere, Wölfe und Füchse vermeiden jedes Geräusch. Man hört keinen Laut. Und auch der Mensch schleicht. Ein Schuß hallt einen ganzen Tag. Kein Rufen, kein Pfeifen. Nur das Wasser strudelt. Das ist die Zeit, wo die Menschen verzweifelt die Nacht ersehnen. Ein metallener silbriger Schleier läßt das Land taghell. Es leuch-

tet mild unter der Sonne, verschwimmend in dem dämmernden Flimmer, der in wundersamen Farben zittert. Die weiße Nacht verträgt keinen Laut, und der Sonnentag ist zu müde. Noch drei Flöße versuchen das Glück. Es war gar nicht zu erklären, wo kamen die Schüsse her, das Ufer ein unwegsamer Sumpf meilenweit. Die Weißen selbst waren darin schon versunken. Und es war immer nur einer, der Stunde für Stunde auf der Lauer lag. Er mußte entweder tief im eisigen Sumpfwasser stehen oder oben wo in den Bäumen, es war den Weißen unheimlich. Auf der Verbindungsstraße nach der nächsten Station hatte Johannes seinen neuen Posten eingenommen. Sie kamen einzeln oder zu zweit, mehr ließ der schwankende Pfad gar nicht zu. Aber er wachte gut. Nicht einer kam durch. Er schoß nicht. Er fing sie in Schlingen und schnitt ihnen die Kehle durch. Es hieß Munition sparen. Seine Kameraden hielten nicht minder gute Wacht. Sie rührten sich nicht vom Fleck. Kein Halm bewegte sich, wo einer stand oder lag oder kauerte, bis an die Brust im Sumpf. Und einer nach dem andern kam ans Messer. Zwei Flöße schlugen um. Ein Teil entkam in die Sümpfe und kam dort um. Johannes wußte, es gab keinen Weg. Sie selbst mußten hier noch aushalten, bis das Wasser fiel, oder den Weißen weiter hinten in die Hände laufen. Auch die hatten Fallen aufgestellt. So warteten sie und hielten aus. Auch Johannes verlor einen Teil seiner Leute. Zwei waren nicht mehr zu halten und rannten den Weißen auf dem trockenen Land direkt in die Gewehrläufe. Der rasende Hunger trieb sie, die nicht mehr auszuhaltende Stille. Einer raste in einem Anfall von Verzweiflung in den Sumpf und versank. Der Rest war nicht weit davon, als das Wasser endlich fiel. Und wie die letzten von der Insel, von aufquellender Hoffnung beseelt, über die Enge sich schleppten, folgte ihnen Johannes und lauerte auf Beute. Noch dreimal holte er sich einen, der aus Erschöpfung zurückgeblieben war. Der letzte war ein junger Bursche, mit offenem Kindergesicht. Er fieberte, als Johannes neben ihm auftauchte, wie aus dem Schlamm entquollen, verzog der keine Miene. Er zuckte nur zusammen, aber er schrie nicht, er flehte nicht um Gnade, er warf sich nicht auf die Knie. Die Finnen kennen sich. Die Finnen kennen ihr Blut. Aug um Aug und Zahn um Zahn und Blut für Blut. Er stand unbeweglich und ließ den Kopf hängen und machte erst gar kei-

nen Versuch, sich zu wehren, als Johannes ihn ergriff, den Kopf hielt und ihm den Hals durchschnitt. Sie sahen weder grausam noch bösartig aus, die Weißen. Meist aus der Schule entlaufene Burschen und noch nicht ganz ausgereifte Bauernjungens. Wer sie dazu getrieben haben mag, das Proletariat abzuschlachten. Nun gut, sie wollen es so, sie sollen es auch so haben. Blut für Blut.

Es war im Frühjahr darauf, als wir Johannes kennenlernten. Er war wirklich ein überzarter, ein ungewöhnlich sanftmütiger Mensch. Er war bei der regulären Armee, die die Grenze nach Finnland sicherte. Er saß in seinem Blockhaus und zeichnete Karten. Ein junger Bär trottelte noch im Zimmer, den hatten ihm die Soldaten geschenkt. Sie liebten ihn abgöttisch. Als wir uns verabschieden wollten, nahm er wortlos den schweren Koffer des Holländers und ging voraus. Er brachte uns so nach der Station. Er war dort Abschnittskommandant.

Wenn der Mond aufgeht

Dann nehmt die Waffen auf die Schulter und setzt euch in Reih und Glied — Über die grünen Hügel Irlands hallt seit Jahrhunderten das Revolutionslied. Es ist mit hinüber gegangen nach der neuen Heimat, in die amerikanischen Oststaaten, und geht von dort hinauf nach Kanada und hinein ins Land bis an die Westküste. Viele Zehntausende hatten sich vor dem Opernhaus in Philadelphia an jenem nebligen Herbsttage versammelt, an dem mit der Wahl des Präsidenten zugleich um Anerkennung der irischen Republik gerungen wurde. Mit Hunderten von Bannern waren sie erschienen, die Arbeiterverbände, die Angestelltenvereine, die Gruppen der geistigen Berufe, ein ganzes Volk, noch viele Herren und Priester und Würdenträger darunter, aber neben der irischen Nationalflagge leuchteten sehr viele und teilweise überwiegend die roten Banner. Und als diese Zehntausende das alte irische Revolutionslied anstimmten, und die Männer (denn der Zug setzte sich an der Spitze in Marsch), mit den Füßen den Takt dazu traten, da dachten die wenigsten noch an die grünen Hügel, über die der Mondschein gleitet und über den weiten Mooren in gespenstischen Schatten mit dem Irrlicht spielt, da war das seit Jahrhunderten geknechtete Volk auf

der grünen Insel Symbol geworden für das alle Völker umfassende Proletariat.

Das irische Volk scheint wie kein anderes hierzu bestimmt. Ein Volk, das als Ganzes von der Welt der Besitzenden ausgeschlossen ist. Rechtet nicht. Es ist ein käufliches Volk, weil, wie der Arbeiter bei uns, seinen Leib und sein Blut, seine Hand verkaufen muß, um das Leben zu haben und die Sonne zu sehen, der irische Söldner sich bald für die eine wie für die andere Seite schlägt, der irische Polizist, in der ganzen Welt gehaßt, der brutalste Diener seines jeweiligen Herrn ist, weil er nur davon lebt, ist er eben der Mensch, der im wirklichsten Sinne des Wortes Ware geworden ist, so wie wir erst zu fühlen beginnen, daß es wir auch sind. Seid menschlich, seid brüderlich. Auf den fanatischen Priester, dem das Volk glaubt, weil jetzt noch Gott Trost und Hoffnung der Befreiung scheint, auf den weltfremden Gelehrten, der, wenngleich in bürgerlichen Ideologien befangen, als revolutionärer Träumer während des letzten Krieges mit einer Handvoll Anhänger auszog, Irland zu erlösen, folgt Jim Larkin, der revolutionäre Arbeiter. Und Jim Larkins Name ist der rote Stern, der Irland leuchtet.

Damals noch, als Jim Larkin mit der Gewalt seines Wortes, das wie die Stimme des jüngsten Gerichtes im kapitalistischen Weltuntergang ist, im Lande des Dollars für den Bürgerkrieg predigte, und den Trustherren die schwielige Faust vor die Nase hielt – jetzt sitzt er hinter den Kerkermauern der weißen Henker –, hatte Jimmy einen jungen amerikanischen Arbeiter, den er aus der Agitation liebgewonnen hatte, ein Vollblutamerikaner, ein praktischer gewitzter Kerl, hinübergeschickt nach der Insel, sich das Feld anzusehen, vorzubereiten für ihn, wenn es den letzten Schlag gelten sollte. Von dem will ich euch kurz erzählen, von Tom Parker, der als Schiffbauer drüben arbeitete und Ausschau hielt, welche Stunde geschlagen hatte, und der nüchtern und ironisch, aber hellsichtig die Dinge besah und – zugrunde ging.

Parker wurde lange Zeit in Ruhe gelassen. Er war mitten drin im heißesten Kampf. Er spürte ihn. Aber er sah nichts und hörte nichts als was die Zeitungen schrieben und jeder lesen konnte. Er hatte seinen Auftrag und drängte sich nicht auf. Seltsame Ereignisse folgten einander. Schlag auf Schlag wie Explosionen. Die Gegner blieben unsichtbar. Die Polizei

war zu schwach. Die englische Regierung schickte Truppen, die wie ein feindliches Besatzungsheer organisiert waren. Beide schienen auch noch nicht die Oberhand behalten zu sollen. Täglich wurden Uniformierte niedergeschossen, ergriffen, geknebelt und verschleppt, ins Wasser geworfen. Kasernen, Polizeibureaus wurden gestürmt. Es war längst nicht mehr möglich, in größerem Maße Verhaftungen vorzunehmen. Es fanden sich keine Richter, keine Vollzugsbeamte. Die herrschende Gewalt griff überall ins Leere. Pogrome setzten ein. Dörfer, Städte wurden von Militär besetzt, durchsucht, wahllos eine Anzahl männlicher Einwohner an die Wand gestellt und kurzerhand erledigt. Niemals kam es zum offenen Kampf. Der Gegner stellte sich nicht. Man griff ins Dunkle. Deportationen im großen Maßstabe wurden eingeführt. Trafen sie immer den Feind, die Regierung wußte das nicht. Die Krise kam näher. Morgen kann sich das ganze Land erheben — der Schrecken hielt nicht vor. Niedergebrannte Häuser, geplünderte Läden, zerstörte Fabriken, organisierte Vernichtung der Wirtschaft, blieben die jammernden Weiber und Kinder, blöd gewordene Greise, kreischende Verwundete und Krüppel, die Toten lagen zu Hauf — aber es änderte sich nichts. Nirgends auch nur der geringste Erfolg. Unbeteiligte griffen ein. Harmlose Bürger empörten sich, das englische Volk selbst wird wach. Da organisiert die Regierung Mörderbanden, kaufte Subjekte, die selbst Volk waren. Neben dir gingen und plötzlich den Revolver zogen und einen niederschossen. Trieb diese Banden durchs Land, geschützt durch Motorwagen mit Polizei und Militär, die auf einen Pfiff zur Stelle waren. Da entbrannte der Kampf erst zu voller Stärke. Aber der Gegner, scheint's, wurde noch unsichtbarer. Die unabhängige irische Regierung konstituierte sich. Sie erließ Gesetze, hielt Gericht ab, schuf eine bewaffnete Macht und strafte. Erbarmungslos faßt sie ihre Leute. Der Schlag der englischen Regierung ging ins Wasser. Jetzt ist der Kampf erst da, Mann gegen Mann. In den Städten verkehrt die Tram, die Eisenbahn ist im Gang, die Post und es ist alles, als wäre nicht die geringste Unruhe im Land. Aber während die Bahn um eine Straßenecke fährt, springen da zwei Mann auf, fassen einen, der, scheint's, ruhig sitzt, vielleicht seine Zeitung liest, zerren ihn im Nu runter und knallen ihn nieder. Der liegt da, die Tram fährt weiter, kei-

ner sieht sich auch nur um — ein englischer Agent, ein Schwarzgelber, ein »Black-and-Tan«-Mann. Ein Motorwagen mit Militär knattert durch die Straße, eine Handgranate dicht vorm Wagen geworfen, eine aus dem Fenster genau gezielt mitten hinein — Knall, Wolke, Eisen und Körper blutige. Ein Trupp räumt auf. Die Leute gehen wieder auf der Straße. Ein Haus, ein beliebiges, ein mutmaßliches wird niedergelegt, angezündet. Die Bewohner zu Tode geprügelt. Das sah Parker in Irland. Seine Ironie verflog, nicht ein Schatten blieb, wenn ein Priester mit der Monstranz durch die Straßen ging, segnend, und alles Volk niederkniete. Es ist etwas seltsames um das irische Volk. Parker hielt es nicht mehr ruhig. Er begriff nicht, warum dieser Widerstand nicht offen wurde. Warum denn noch immer keine Straßenschlachten geliefert wurden. Er sieht die Leute an sich vorbeigehen. Ist der ein Kämpfer, ist der oder der — wo sind die Kämpfer — man kennt sie nicht. Da ging Parker in den Raum, wo wie er wußte, die Hafenarbeiter sich versammelten. Er sah in ruhige Gesichter, in erbitterte, in leidenschaftliche Gesichter, aber waren da welche — Sie besprachen, was die Hafenarbeiter in Halifax und Genua, in Hamburg und Amsterdam auch besprachen.

Parker war kein Neuling. Er hatte in den mexikanischen Silberminen schon gearbeitet, in den Bergwerken von Utah, er war mit zugegen, wie die streikenden Miner mit Maschinengewehren in die Bergwüste getrieben wurden, elendiglich umkamen — er hielt nicht länger an sich. Er stand dort auf. Er sprach dort von Jim Larkin und den amerikanischen Kameraden. Wie sie alle für einander einstehen wollen. Revolution. Es war wie ein Schrei, der ihn furchtbar gequält haben mochte und der heraus mußte — wie um weiter atmen zu können. Und die Männer sangen das irische Freiheitslied. —

Es ist nichts übertrieben. Jeder kann das täglich in den Zeitungen nachlesen. So ist das in Irland. Am nächsten Morgen war Tom Parker nicht mehr. Er zählte nicht mehr zu den Leuten, die ein Freiheitslied singen können. In der Nacht waren drei Soldaten in sein Zimmer gedrungen. Wie aus dem Boden gewachsen, trotz Schlösser und Doppeltüren. Waren über ihn her und schleppten ihn runter, so wie er war, noch im Hemd, und ohne daß er auch nur einen Mucks tun konnte. Auf die Straße und dort kalt gemacht. Dort lag er einige Stunden. Gruß an Jim Larkin.

II Joe Frank sieht sich im Lande um

Die Ausfahrt des letzten Torpedobootes

Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot. Am Sedantage und am Tage von Château-Thierry werden die Schulkinder gesammelt, damit ihnen was vorgetragen werden kann. Man hat noch immer mich bei der Auswahl der Vortragsstücke übergangen, obwohl ich ein Schriftsteller bin. Um die Leser mit meinem Rekord bekanntzumachen: 5 Romane, Stücker 20 Novellen, darunter ein Drama, eine Masse Essays und Tausende von Handelstelegrammen, die ja auch bloß Schwindel sind. Mein Anspruch ist, vorgetragen zu werden am Tage von Château Thierry per exempel.

Also: die Ausfahrt des letzten Torpedobootes. Die Ausfahrt des letzten Torpedobootes, das an England abgeliefert werden sollte, konnte nicht erfolgen, das heißt die Abfahrt ging zur Stunde nicht auftragsgemäß vonstatten, das heißt das Boot war nicht zur Minute im englischen Hafen, zu der es beordert war. Gefunkt mag worden sein, Notenwechsel ist nicht bekannt geworden. Vielleicht bei Ebert persönlich.

Jedenfalls lag das Boot im Hafen unter Dampf. Es war alles fertig, auch die Leute, die schwer genug zusammenzubringen waren. Für 700 M. und drei Tage tut heut kaum einer mehr einen Schlag. Das Geld liegt auf der Straße. Man braucht's nur zu greifen, wenn nicht zu viele gerade da sind. Der Kapitän hatte auf der Brücke noch weiblichen Besuch. Hier geht aber die Geschichte nicht weiter. Sondern: die Mannschaft war vorn in der Back versammelt, die großen Hafen mit Punsch vor sich. Die vereinbarte Flasche Rum pro Kopf. Auch war unverzollter bequem und billig zu haben. Außerdem war noch eine Sache zu besprechen: Da waren zwei Mann noch an Bord gekommen, zu verschiedenen Zeiten selbstverständlich, einer hinter dem andern, die wollten etwas hintenrum wissen, was so hintenherum zu verschauern wäre. Wo das Boot ja überhaupt nicht mehr wiederkam. Ein Pommerscher vom Boot, ein Achtergast versteht sich, war für einen Elektromotor so gut wie handelseinig mit dem einen geworden. Als aber das andere Gesicht erschien, hatte der Koch dem gleich einen Tritt vorn Arsch gegeben; denn das

war klar, daß das ein Anreißer, Spitzel und Kriminal war. Der Motor war noch da, und alle waren guter Dinge, denn wenn jetzt noch einer käme, so wird die Sache klar gemacht, und der Maschinenmeister, besagter Achtergast, versprach jedem sein Teil. Und es wurde fleißig gesuppt.

Draußen war Sommer und bald Herbst. Richtig zum Ausgehen. Es war großartig, über den Hafen zu sehen. Da lagen hinten noch, bereits etwas verschwimmend, Himmelsfahrer und Flitzkittel, die auch noch abzuliefern waren. (An Polen glaub ich.) Das waren die neuen Schnellboote, 50 Meilen in der Stunde, eine gute Leistung der deutschen Industrie, bloß nicht mehr zur rechten Zeit. Wir wollen uns dabei nicht aufhalten. Die Zahl stimmte nicht mehr. Denn einige waren schon nach Holland verschoben worden.

Die Stimmung in der Back war großartig. Heißer Rum, und ohne Wasser, macht die Geister lebendig. Jeder von den Lesern wird das schon erfahren haben.

Vom Kai kamen seltsame Geräusche. Dort zog, während die schon verglühende Sonne hinter Dunstschleier versank, die Marinebrigade auf. Eine seltsame Brigade, da waren Halbwüchsige, klobige Schädel und krumme Knochen. Aber das Seltsame: An der Spitze ein Trompeter und ein Trommler. Immer feste weg. Eine sehr seltsame Musik. Wie in Haiti. Eine gloriose Gesellschaft, die neuen Mariner, die neue Hafenwache. Daß du dich verschiebst, lachten die aus der Back und waren alle oben. Das Schauspiel durften sie sich nicht entgehen lassen.

Die Noskes marschierten im Affenschritt. Denn wenn auch Noske als Kriegsminister längst schon zum Teufel gejagt war, der Name war doch so populär und treffend, daß er beibehalten worden war. Die Leute vom Torpedoboot hatten aber noch ihren besonderen Spott. Nicht nur, daß sie allerhand treffliche Redensarten hinterherbrüllten, es flogen nicht nur unter Hallo und Huiih leere Rumflaschen auf die wakkere Schar, sondern Peter, der Vollmatrose Peter, kam derart in Schwung, daß er kopfüber und rumps über Bord und in den Bach fiel. Es war starker Strom im Bach und Peter fischte und fischte, bis er eine Leine zu fassen kriegte und wieder hochenterte. Das Maß war voll. Neuer Rum und noch neues Zeug an, dann stiegen die 11 Mann von der Besatzung des letzten Torpedobootes mit der hereinbrechenden

Dämmerung an Land, sich die neue Marine in Augenschein zu nehmen. Der Pommersche blieb an Bord, schon wegen des Elektromotors.

Die Noskes waren nicht mehr zu sehen. Denn wenn so ein Seemann noch einen richtigen Grog trinkt, so dauert das einige Zeit und Stunden.

Trotzdem wurde die Richtung auf Öhlkes Ballokal angesetzt, denn dort war Ball, dort war Marie, und dort waren sie zu finden. Die Leute vom Torpedoboot füllten ziemlich die Straße nach ihrer Länge und Breite aus. Wo schon zwei nebeneinanderhergingen, war der Raum bedenklich eng, wenngleich es schon eine neue breite Straße war. Danach fragt der Seemann nicht. Hauptsache, sie verstanden sich noch. So schoben sie sich langsam vor.

Bei Öhlkes liefen noch fast gleichzeitig fünf Mann ein. Zwei Mann hielten weiter hinten eine Ansprache an Kinder und Erwachsene, die zusammengelaufen waren, zwei Mann versahen sich von einem Gartenzaun noch mit geeigneten Stangen und Eisenknütteln, zwei Mann überholten inzwischen das Café Elite, indem sie, die gezückten Fischmesser in der Faust, Kurs nahmen gegen das Büfett und die Auslieferung des Volkes forderten. Das Lokal war aber leer, ehe sie noch Umschau halten konnten. Ein Kellner sprang mit einem großen Glas Rum zu Hilfe, so daß es zu größeren Kampfhandlungen im Elite nicht kam.

Auch diese Trupps liefen noch bei Öhlke ein, gerade als die Noskes zum Sturm antraten.

Dort hatten die ersten kaum Platz genommen, natürlich war Betrieb, an die hundert Paare und viele Marine darunter, als auch schon einem der Stuhl unterm Arsch weggezogen wurde. Peter war eingeschlafen. Und der dritte bekam mit dem Seitengewehr eins über den Schädel, daß es dem gleich das lange Messer aus der Hand riß. Dann war's für eine Sekunde still. Der Saal katzemaus leer, die Vortüren alle offen, die Musik verschwunden. Der Wirt soll vermittelt haben, vermitteln wollen, aber einer wie ein Indianer, sagt er, gleich auf ihn los, das lange Messer vorneweg. Und dann gleich alles kurz und klein geschlagen, Gläser, Tische, Stühle. Alles, was Noske war, machte Flucht.

Bis sie sich draußen sammelten, vor der großen zweiflügligen Glastür im Haupteingang. Drinnen die errichteten Barrikaden. Die Noskes schrien Hurra. Die Seitengewehre raus und mit der Faust auf den Bauch losgezückt. Es sah aus wie silbrige Schwänze im Mondschein. Gegen die mit schweren Gartenstühlen geschmissen wurde. Denn die drinnen feuerten, was sie gerade erwischen konnten, durch die Glastür durch. Auch eiserne Stühle. Der Sturm stoppte. Jetzt griffen auch die sechs Mann draußen ein. Die Noskes, an die hundert Mann, wurden zerstreut. Eine wilde Jagd ging los.
Eine wilde Treibjagd. Es war kein Halten mehr. Man muß sich noch die Unbeteiligten darunter vorstellen. Alle die Maries und Maruschkas, die Hafenlöwen und die Jantsches: Wirbelte noch alles durcheinander.
Die Polizei wurde gerufen. Aber die griff nicht ein, wird sich hüten. In Trupps zu zwei drei Mann beherrschen jetzt unsere Leute die Stadt. Vor dem Kino hatte sich einer aufgepflanzt, als gerade ein Grüner, sein Mädel am Arm, herauskam. Bums, hatte er eins mitten in die Fresse, daß die Zähne flogen. Peter hielt eine Apfelsinenkiste am eisernen Mittelgriff gepackt und schleuderte sie unversehens gegen einen Radfahrer. Dieser Radfahrer sah nämlich aus wie ein Gendarm. Der flog gleich kopfüber. Wat soll denn dat — Dann griff er sein Rad und nahm Reißaus. Der Koch hatte einen Klütenpot gefaßt. Mit dem schlug er los. Ein Offizier, gleichfalls am Arm, bekam damit eins über den Schädel. Oh, Gott, seufzte der, und sank gleich in die Knie. Dann schlug er sich seitwärts in die Büsche. Die Braut stand und schrie. Und dann fiel der Koch und ein Paar über eine neu auftauchende Patrouille her. Einer davon gab Feuer. Dem drückte er fast den Krips ab. Die anderen machten, daß sie weiterkamen, stießen auf zwei Polizeier, die schleunigst Deckung nahmen. Denn der Koch hatte die Pistole und schoß jetzt selbst. Und einer legte gleich einen Zaun nieder. Es war Angst und Tumult in dieser Nacht. Und vieles ereignete sich noch, doch davon ein andermal.
Am anderen Morgen aber, da sah man an Bord nur noch Fetzen. Das Zeug war an Zäunen im Stacheldraht hängen geblieben und mußte in großen Stücken noch dort hängen. Der Kapitän ließ sich nicht sehen. Der Elektromotor und der zwölfte Mann war fort. Und es erschienen schließlich mittags

zwei Jesusgreifer. Wegen des Motors, und die Mannschaft sollte vernommen werden. Wie die Lämmer gingen sie hinter den beiden her, was ging sie der Motor an. Auf der Polizeiwache wurden sie einzeln festgenommen. Auch die Noskes rückten jetzt an und sperrten den Platz ab. So brachte man sie ins Gefängnis. Noch jetzt herrscht Aufregung und Beunruhigung in der Stadt, der Magistrat, die Kommandantur, die Polizei. Es will niemand was rechtes gesehen haben. Jede Woche wird einer entlassen. Damit sie nicht zusammen rauskommen. Was aus dem Motor geworden ist, weiß man nicht. Auch das Torpedoboot ist jetzt verschwunden.
Nur eins ist geblieben: diese Geschichte. Sie ist buchstäblich wahr. Der Letzte hat sie mir noch selbst erzählt. Im Gefängnis in Kuxendorf.

Joe Frank hört von einem Zahnkranken

Über den Begriff Gefühlsroheit kann man sich streiten. Sicher ist, daß es den meisten ein wenn auch uneingestandenes Vergnügen macht, wenn es jemandem so richtig dreckig geht. Die Mitleidigen haben nur nicht den Mut, ihren Opfern ins Gesicht zu lachen, offen loszuplatzen, daher die Grimassen. Es hat schon etwas Komisches, sich einen Menschen gefangen vorzustellen. Aber laut rauslachen muß man, wenn man hört, wie sich hinter einem Gefangenentransport die Gefängnistür schließt, so melodisch hohl, eine wirkliche komische Vorstellung.
Er trug überdies einen grünen Hut und Breeches, die verrutscht waren, oder sich geöffnet hatten, und grüne Strümpfe, lange grüne Strümpfe. Dazu ein graues Jacket und Schnürstiefel, aber die waren weniger bemerkenswert. Kaufmann war er, das war alles, der Kaufmann.
Der Kaufmann hielt den grünen Hut ständig auf dem Kopf. Und den Rockkragen hochgeschlagen, ein seltsamer Gast. Einer hatte eine mächtige Platte gesehen. Vielleicht daß er darin noch in irgendeiner Sache kenntlich war – sprechen, schien es, wollte er auch nicht. Bis er nach einigen Tagen einige Worte mühsam vorquetschte. Erst verstand die niemand, dann hieß es, er wollte einen Zahnarzt. Wenn da jeder gleich zum Zahnarzt wollte – er war wirklich eine komische Figur. Er macht direkt Aufsehen beim Spaziergang,

den Kopf tief auf die Brust gesenkt, mit einem etwas wippenden Gang, der zu den grünen Strümpfen paßte, was wollte bloß der. Der Aufseher bekam nichts aus ihm heraus. Dann wollte er wieder zum Zahnarzt. »Haben Sie denn wo Schmerzen?« »Natürlich«, knurrte der. Der Wärter schüttelte den Kopf, so was. »Ja, wenn Sie mir nicht mehr sagen, ich kümmere mich nicht darum«, und er kümmerte sich nicht darum. Der Kerl muß blödsinnig sein. Solche Leute kennt man. So entwickelte sich das.

Es entwickelte sich nämlich, daß der Kaufmann eine Kieferverletzung hatte. Denn es kam eine Revision, und es kam eine Dentistin. Die zog gleich eine Anzahl Zähne und stellte eine Kieferverletzung fest. Da mußte jemand ordentlich zugeschlagen haben. Der Kaufmann sagte kein Sterbenswort, den grünen Hut auf dem Kopf. Er war direkt ekelhaft, der Kerl. Dann gings los.

Vorher noch, ein paar Tage vorher noch, nachdem eine Anzahl Zähne schon gezogen waren, begann er auf einmal ein paar Worte zu sprechen. Als er einen Matrosen zu Gesicht bekam. »Die Jacke haben sie mir runtergerissen und die Weste ganz in Fetzen, dabei wollte ich noch einen ausgeben. Ich weiß gar nicht, was das soll.« Dann schwieg er wieder. Schließlich wird er gedrängt. »Wie die Teufel sind sie auf mich los, ich sitze ruhig im Café, und am nächsten Morgen werde ich obendrein noch nach hier abgeholt, eine schöne Bescherung«, der Rest verlor sich in Murmeln. Wie etwa ein Unglück kommt selten allein. Dann aber gings los.

Dann gings los. Erst ein leises Brummen, meistens nachts. Dann hörte man ihn tagelang auf und abgehen, manchmal dabei leise vor sich hinsprechen. Dann länger anhaltende Töne, wie eine etwas feine Sirene, oder eine Heultonne, es hätte auch ein Dampfer sein können, der anlegen wollte.

So ging es noch eine Zeit. Jemand machte den Wärter aufmerksam. »Na, was denn, etwas Zahnschmerzen vielleicht. Ich kann mir schon denken, was der will« — ins Krankenhaus, dachten die andern. Man sieht ja nichts, schloß der Wärter. Und alle lachten noch einmal mächtig über den grünen Trottel. Dann begann er strichweise laut zu heulen. Zu jammern. Laut zu rufen, meistens in der Nacht. Warum macht das Aas nicht am Tage das Maul auf, sagten die andern. Aber sie waren unruhig. Sie wurden noch unruhiger,

als dem jetzt das Gesicht anschwoll. Er keuchte und pfiff und winselte. Ein vernünftiges Wort war nicht mehr herauszukriegen. Nur daß er furchtbare Schmerzen hatte und mit den Füßen zu stampfen begann. Dann kam die Revision. Dann kam der Pastor. Niemand wußte mehr, was los war. Dann kam der Arzt, der Physikus. Der machte unterm Kinn sofort einen Schnitt, daß der Kaufmann laut losbrüllte, plötzlich wie ein Wahnsinniger schrie und dann still wurde. Das Gesicht schwoll ins Unförmliche. Die eine Kopfseite wurde zu einem Polster, daß man schon das Ohr nicht mehr sah. Sprechen konnte er schon nicht mehr. Sondern er schnarrte. Er schnarrte und sägte, wie wenn jemand unermüdlich immer etwas von neuem durchsägen wollte. Jemand dachte schon, das Gitter. Dann kam der Umschwung.

Nämlich, daß sich niemand mehr für den Kaufmann interessierte. Dafür wurde der Aufseher zum Totlachen komisch. Er ging wie auf Draht. Der Mensch will gar nicht ins Krankenhaus, hörte jemand. Der Wärter stand am Treppenabsatz und lauschte. Stundenlang. Bis der drinnen zu säuseln anfing. Der Umschwung war weiter, daß der Kaufmann zu stinken anfing. Gott verflucht, das war kein Spaß mehr. Eine ganze Woche stank der Mann, daß es war, als ob die Pest im Hause wäre. Der dicke Physikus kam und machte jedesmal einen schnellen Schnitt. Für zehn Sekunden, und dann schleunig fort. Das konnte ja kein Mensch mehr aushalten, sagten sie. Der Eiter quoll. Der Eiter strömte. Es eiterte schließlich an der Brust, es eiterte an den Augen. Manchmal quoll wie ein Geräusch aus der Zelle. Das war, wenn der Eiter die Kehle füllte und der Mann am Ersticken war. Er sagte noch einmal etwas, so etwa wie, er wollte einen Saft zum Gurgeln oder etwas Obst. »Wie kann ich denn das kaufen«, lächelte der Wärter verlegen, »wo das heute alles soviel kostet. Und ich kann ihm auch keine Watte mehr geben. Er verbraucht zu viel. Denken Sie mal, jeden Tag bald zweihundert Gramm. Wo soll denn das der Staat bezahlen. Er kann ja die Beamten nicht mehr bezahlen, ja die Franzosen ...« Der Wärter tänzelte, als ob er Feuer unter den Sohlen hätte. Der Arzt kam schon gar nicht mehr. »Na ja, der hat doch auch zu tun, heut' muß jeder für seine Familie sorgen, er ist nach Kartoffeln gefahren.« Und dann ging der Wärter auch nicht mehr zum Kaufmann rein. Er stand weit abseits, ließ einen

andern die Tür öffnen und rief: »Wollen Sie noch was« — und als keine Antwort kam, schnell zu. Der Mann in seiner Angst machte wirklich Spaß. Dann wurde telefoniert. Mehrere Tage telefoniert. Die Gefangenen liefen wie aufgeschreckte Tiere herum, hin und her. Dann sollte er ins Krankenhaus kommen. Der konnte aber schon nicht mehr laufen. »Er kommt gar nicht mehr hoch«, flüsterte der Wärter neugierig, der hinter dem Spion stand und in die Zelle äugte. Es verging noch ein Tag. Dann kam der Kaufmann endlich fort. Gott habe ihn selig, denn er wird wahrscheinlich draufgehn.
Was ist da schließlich zu lachen? Man lacht über einen, der sich nicht wehren kann. Der so wenig aus sich heraus kann, daß gar nicht klar wird, was mit ihm los ist. Vielleicht ein Schieber; jemand sagte, auf Anzeige einer Frau, die er los sein wollte, als das Geld alle war. Dazu noch die Prügel am Abend vorher. Vielleicht hatte er doch noch Geld, wollte bloß die Frau verschwinden lassen. Warum sprach er nicht. Wenn jemand obendrein noch den gesamten Staatsapparat auf den Hals bekommt. Denn das ist das Komischste: dieser Staat, dieses gloriose Deutschland mit seinen Gefängniswärtern, den Amtsphysikussen, die nach Kartoffel fahren, dem Wattevorrat, an dem die Angst vor Frankreich zehrt. Aber weiter —

Joe Frank lernt einen preußischen Hauptmann kennen

Die Offiziere der großen Armee machen sich heute weniger bemerkbar. Nicht jeder Reisende in Spirituosen und Zigarren, nicht jeder Provisionsagent gibt sich als Offizier zu erkennen, wenigstens nicht beim ersten Satz. Es findet, möchte man sagen, eine vorsichtige Rekognoszierung statt, und mancher bornierte Dummkopf bestätigt erst nach dieser Feststellung, daß er kaiserlicher Offizier ist. Es gehört zu den seltener gewordenen Begebnissen, daß man so gutmütig ist, zuzulassen, daß sich so einer dann heraustrauen darf.
Dies als orientierende Einleitung. Hat damals schon die Uniform sehr viel ausgemacht, so ist jetzt im Gefängnis der preußische Offizier kaum mehr zu erkennen. Er sieht aus wie ein verdutzter Buchhalter, an dem ein Exempel statuiert werden soll, und der für den viel gerisseneren Chef in Ver-

tretung sitzt. Wie ein Falschspieler, dem man beim erstenmal gleich die Karten weggenommen hat. Wie früher die Sitzredakteure, so gibt es heute ähnliche Stellungen bei großen Schiebungen, Spielklubs, Heiratsbüros, Nachtbars und ähnlichem, die man kaiserlichen Offizieren anvertraut, um mit dem von blauen und braunen Scheinen magnetisierten Eisernen Kreuz I. Kl. etwaige Gesetzesparagraphen beweglich zu machen. Dies zur Nachorientierung. Trotzdem fallen sie durch stupide Unbeweglichkeit auf. Man erkennt sie daran, wie sie die Zähne bürsten, den Arm dabei in Schulterhöhe, in rechtem Winkel. Die Gefängnisverwaltung hat für sie besondere Vergünstigungen in die Ordnung eingefügt betreffend die Gefangenen von höherer Bildung und Lebenshaltung. Nicht alle aber besitzen den Kredit, davon Gebrauch machen zu können.

So einer sprach einmal das Folgende: »Sehn Sie, ich habe mich um nichts gekümmert. Das rächt sich. Kein Mensch denkt an mich, und an wen soll ich von hier schreiben. Ich ging damals beim Rückzug über die holländische Grenze mit der Batterie, und als wir dann im Lande waren, habe ich mich nicht mehr sehen lassen. Ich wollte mit nichts mehr etwas zu tun haben.« Der andere fragte: »Sie haben auch keine Pension bekommen?« Der andere war weiter nichts als Zuhörer, gezwungener Zuhörer. »Ach wo«, sagte der Hauptmann, »ich hatte meine Adresse gar nicht hinterlassen. Sehn Sie, zu Beginn des Krieges stand ich im Osten, ich war in der ganzen Division bekannt, daß ich wagehalsige Geschichten machte als Patrouillenführer« — und er kam ins Erzählen. Der andere unterbrach. Der Hauptmann aber: »Warten Sie noch, nur das Ende: Stundenlang lag ich da im Schnee, kaum dreißig Meter von mir die Russen. Rühren konnte ich mich nicht. Immer wenn ich den Arsch hob, pfiffen die Kugeln nur so durch. Aber weggekommen bin ich doch, sehn Sie. Und seit Anfang 1916 stand ich mit der Batterie im Westen. Es gibt bald kaum einen Abschnitt, wo ich nicht war. Die Leute haben sich bei mir nicht beklagt. Ich war dagegen nicht sehr beliebt bei der Division. Ich sparte Munition, und wenn die Verpflegung nicht klappte, war ich immer der erste, der persönlich im Proviantamt war.« »Na, Sie leben wenigstens noch«, lächelte der Zuhörer. »Gewiß und wie«, lachte der Hauptmann. »Wissen Sie«, dämpfte er die Stimme, »ich habe

hier schon mal acht Tage gehungert. Nichts, außer daß ich böse Magenschmerzen hatte. Am achten Tage streckte ich den Tisch noch hundertmal, da gab ich's auf und habe jetzt noch Hunger davon. Es war nichts mit dem Krankenhaus. Die gute körperliche Erziehung« — und er wurde mit einem Male der Typ des kaiserlichen Offiziers. Er fiel aus dem Flüstern ins Schnarren, und ein hochmütiger, abweisender Zug kam in sein Gesicht.

Ein anderes Mal versetzte er dem Zuhörer eine Geschichte seines Ansiedlungsversuchs in Argentinien. Er hatte erst Urlaub von der Armee und war noch nicht völlig ausgeschieden. Eine Liebes- und Heiratsgeschichte spielte da mit. Der Zuhörer erinnerte sich, ähnliches schon gelesen zu haben. Auch einen Band »Gartenlaube« von 1894 sah er bei dem Hauptmann, in dem über mehrere Fortsetzungen von dem Ansiedlungswesen in Argentinien geschrieben war. Er beobachtete ihn schärfer, aber der sah gar nicht aus, als ob er log und aufschnitt. Ein völlig harmloser Bursche, wie etwas zurückgeblieben. Aber ziemlich offen. Folgten dann Erzählungen aus der Garnison, so eintönig, daß es wohl notwendig war, ein Buch herzunehmen, um danach zu leben. Der Hauptmann gestand schließlich, daß er jetzt schriftstellern werde, einen Roman aus seinem Leben mit dem Motto: Mein Herz weint — in französisch natürlich. Der Hauptmann saß schon mehrere Monate, von neun Fällen war aber erst einer erledigt.

Und wieder ein anderes Mal wußte der Zuhörer schon von anderer Seite, daß der Hauptmann beim Zusammenbruch mit der Regimentskasse durchgegangen war und seine Batterie so ziemlich verschoben hatte. Daß er an zahlreichen Luftgeschäften als gekaufter Mann fingiert und sich zuletzt mit einer Dame, die aus sehr altem Adel, aber noch »jung und lebenslustig« war, auf den Hotel- und Kofferdiebstahl verlegt hatte. Auf einer Tour nach den Nordseebädern war er hochgeflogen und vom Dampfer geholt worden. Die schöne Freifrau ließ man laufen, und der Hauptmann behielt das Gefühl, als Ritter zu haften. Er blieb sich selbst als Ehrenmann. Darauf sagte der Hauptmann, dem solche Kenntnis vielleicht unangenehm war, daß er auf seinen Geisteszustand untersucht werden müsse. Er sei schwerer Melancholiker, das Essen schmecke nicht, vielleicht vergiftet. Der Zuhörer

verzog keine Miene. Dann drängte der Hauptmann um Aufklärung über die politischen Verhältnisse. Er wollte Sozialdemokrat werden und sich den Mehrheitssozialisten anschließen, der Unglückliche. Da empfand der andere doppelt schwer, daß er sich nicht wehren konnte und für einige Sekunden Luft wenigstens – sie waren zusammen eingeschlossen. An einem der nächsten Tage machte der Hauptmannn einen Fluchtversuch. Der mißglückte. Der Aufseher, der ihn stets mit verlegener Hochachtung behandelte, war wider die Ordnung in seiner Zelle, als der ihn am Kragen packte, die Schlüssel wegriß und raus auf den Gang, um die Zelle hinter sich dicht zu machen. Aber weiß der Teufel, was ihm dabei eingefallen sein mag, mitten im besten Zug hörte er auf, blieb stehen, lächelte blöd und ließ die Tür offen, den Wärter noch drinnen. Dann setzte er sich auf die Toilette hin. Die Sache kam nicht weiter an die große Glocke. Es war ein wenn auch unpassender Spaß.
Die andern sprachen aber nicht mehr mit dem Hauptmann. So sehr er sich auch noch weiter um Kameradschaft bemühte.
Schließlich schaffte er denn, daß er zur Beobachtung in die Anstalt kam.
Man nimmt an, daß er heut wieder auf Reisen ist. Guten Erfolg.

Der Heizer und die Kellnerin
oder
Wie Joe Frank zwischen zwei Feuer geriet

Es war ein Heizer, der noch nicht allzuweit herumgekommen war. Die Ostsee zwar und etwas Nordsee, meistens Küstenschiffahrt bis zum Kanal hin. War auch ein paarmal in holländischen Häfen, in Grimsby und an der norwegischen Westküste gewesen. Denn er war noch ein blutjunger Heizer, kaum über zwanzig, und während des großen Krieges und auch noch nachher hatten ja deutsche Schiffe wenig draußen zu suchen. Von den Plätzen, wo er gewesen, kannte er gerade den Namen und ungefähr die Höhe des Verdienstes, den er dort versoffen. Von den meisten wußte er nur anzugeben, daß er nicht mehr wußte, wie er wieder an Bord gekommen war. Aber es war sehr lustig ihm zuzuhören, und vor allem Hamburg kannte er sehr gut. Wenn er dort mona-

telang auf dem Ptlaster lag und auf Chance wartete, da kommt so allerhand vor. Das Geld für den Grog ist nicht immer vorhanden, wenn da nicht die Bekanntschaften und die Mädels aushelfen wollten — denn die verdienen da genug, von den Ausländern. Aufpassen heißt es da. Denn so ein Weib ist fürchterlich mißtrauisch und eifersüchtig und läßt einen bei der lächerlichsten Sache gleich hochgehen. Wichtig ist, daß man beim Heuerbaas eingeschrieben ist. Ein paar Faustschläge für den Kriminal werden nicht so übel genommen und ein lustiger junger Kerl kommt immer noch durch. Eine Braut mit Kind hat er noch im Dorfe zu Hause sitzen. Das kommt noch alles später mal. Regelt sich das, wenn man ruhiger geworden ist. Daß ihn die Polizei doch noch gegriffen hatte, und dazu noch in einem elenden Küstennest, hängt mit dem verdammten Zoll zusammen. Wer da nicht alle Schliche kennt, und vor allem im Ort selbst nicht genügend bekannt ist, soll lieber die Finger davon lassen. So kam es, daß der Heizer fest saß, und seine Sache wollte nicht vorwärts kommen. Inzwischen wurde in diesem elenden Nest auch eine Kellnerin festgenommen und zu ein paar Wochen Gefängnis verurteilt, weil sie Schuhe gestohlen hatte. Nämlich die Schuhe, die sie ihrem Liebhaber, einem Schiffer, geschenkt hatte. Das heißt, sie hatte ihm nur Geld gegeben und nicht gesagt wozu, denn er holte sich alle paar Tage bei ihr ein paar Hundert Mark ab, wenn er gerade im Hafen saß und auf Chance wartete und mit andern Mädels losgehen wollte. So eine Kellnerin verdient, wenn richtiger Betrieb im Hafen ist, gut ihre tausend Mark und mehr die Woche. Das wäre alles noch hingegangen, wenn nicht, nachdem er sich noch angesoffen hatte, dann der Skandal im Lokal gewesen wäre und noch obendrein die wilden Drohungen, das war zu viel. Sie hatte ihn rausgeschmissen, hatte ihm noch ein paar Stiefel weggenommen, die er sich gerade gekauft hatte, und die Polizei war schnell wie die Feuerwehr bei der Hand.

Der Kellnerin war es nicht angenehm, eingesperrt zu sein. Sie heulte und stieß manchmal mit den Füßen gegen die Tür. Und da es, wie gesagt, ein kleines Nest war, so saß der Heizer auf demselben Korridor, nur durch eine Zelle von der ihrigen getrennt. Der hatte bisher die ganze Geschichte ruhig über sich ergehen lassen. Jetzt hielt er seine Zeit für

gekommen und begann auch seinerseits Krach zu schlagen. Daraus entwickelte sich allmählich ein Gespräch. Kein sehr glatt fließendes, denn wenn man durch die Seitenritze der Tür sprechen will, so ziehen sich die Töne auseinander und verschwimmen in dem hohlen hallenden Korridor zu einem dumpf röhrenden Chaos. Man muß sehr oft immer dasselbe Wort sagen, aber wenn man Zeit hat — und so entspann sich das. Es war zwar verboten, aber der Heizer sah aus, als ob er sehr gewalttätig wäre. »Mir steht sofort der Schaum vorm Maul«, bestätigte er. Da dachte der Aufseher, besser nicht. Und als es sich nach einigen Tagen fügte, daß beide zugleich auf den Korridor traten, sagte das Mädchen: »Adolf, ich schäme mich vor dir.« Adolf aber flüsterte: »Warte nur, ich verhelfe dir schon zu deinem Recht.« Sie beschlossen dann später, es überhaupt miteinander zu versuchen. Sie beschlossen noch vieles andere, was zu weit gehen würde, hier im einzelnen aufzuführen. Nur das eine noch, Adolf bekam Verbindung nach draußen, und eines Nachts erschienen unten vorm Haus eine Anzahl Heizer von den auf der Reede liegenden Schiffen, die aus dem Tanzsaal hier mit vorbeigekommen waren. Sie schlugen einen Heidenlärm und stießen fürchterliche Drohungen aus. Dem Aufseher, der im Erdgeschoß seine Wohnung hatte, setzten sie einen Ziegelstein mitten ins Zimmer. Beinahe hätten sie dabei ein kleines Kind mit erschlagen. Am nächsten Tage wurde Adolf schon freundlicher behandelt. Das heißt, der Aufseher sprach eine Zeitlang mit ihm, er sei doch nicht schuld, er könne doch nichts machen und so. Adolf wurde eine Macht. Er ließ die Bemerkung fallen, daß er veranlassen werde, daß überhaupt nichts mehr vom Hafen in die Stadt gebracht werden würde. Kein Schwanz mehr von einem Fisch, kein Tabak, kein Tropfen Rum. Und ganz besonders Polizei und Gericht werden das merken. In der folgenden Nacht traten die Heizer wieder in Aktion; darauf setzten sich die Unterhaltungen noch freundschaftlicher fort. Das Gerücht war bis in die Räume der Polizei gedrungen. Ein Beamter ließ sich zwecks Aufklärung sehen. Sie wären ganz unschuldig. Die Gerichtsdiener wurden unruhig. Es übertrug sich unmerklich nach oben. Na ja, die oberen Beamten konnten sich nicht mit der Tasche an den Hafen stellen. Aber sie bekamen, wie das so

vorahnend sozial gegliedert ist, von unten ihren Teil. Und alle hatten Verwandte im Land und wie das so im Haushalt und in der Familie ist – und schließlich bekam die Sache das richtige Gesicht. Das Mädel wird entlassen, sobald sie Arbeit nachweisen kann, und die hat sie; die Polizei hatte auch bei Adolf was rausgefunden, ein Loch, das den ganzen Straffall ins Ungewisse zog. Bald wird sich alles zum Guten wenden. Vorher aber noch, es spricht für das gute Herz, wurde einmal die Tür zur Zelle des Mädchens nicht verschlossen, aus Versehen, nur der Riegel vor, und Adolf sollte den Korridor fegen, und der Aufseher beschäftigte sich mit großem Geräusch unten wo im Hause. Da konnte Adolf die Gelegenheit wahrnehmen und in die Zelle rein, um eindringlicher noch mal alles zu bereden, ohne daß es so laut dröhnte. Aber noch einen Tag, bevor sie beide einträchtig entlassen wurden, das hätte ich bald vergessen, war Besuch da, hoher Besuch. Ein Präsident, ein oberster Beamter, hatte sich zur Inspektion angesagt. Es war schon gelungen, die Sache einen Tag hinauszuschieben, länger war nicht möglich. Die Beamten waren in Aufregung, wird etwas geschehen, vielleicht sah sich der Mann die Zellen an. Aber alles ging glücklich. Die Kanone kam wirklich ins Haus unten herein. Der Präsident bestieg die erste Treppe und sah sich auf dem Korridor eine Minute lang um. Da ihm aber im Augenblick eine passende Bemerkung nicht einfiel, so drehte er sich um und war schon im Abstieg. Da geschah etwas Unerwartetes. Jemand brachte gerade das Mittagessen herauf, die heiße Wassersuppe. Es hätte fürchterlich enden können. Aber es ging gut. Der Präsident war erstaunt. Tatsächlich warmes Essen. Es war kein Zweifel, man sah den Dampf – und er sagte befriedigt: »Also warmes Essen, sehr gut.« Damit ging er.

Fertig machen!

Man muß im Kriege gewesen sein, um nachfühlen zu können, welche Qualen der Befehl auslöst: Fertig machen. Du marschierst in der Kolonne, die sich nur noch träge hinschleppt. Die Riemen schneiden in die Schulter, der Koppelgurt brennt wie Feuer, und der Schweiß tropft – dann war eine kurze Ruhepause – man liegt in dem nassen

Dreck, aufatmend, der Boden ist schon hart gefroren, nur die obere Schicht gibt nach, oben auf den Räderspuren, wenn man sich darauf stützt, und bald wird alles eisig feucht, die Glieder klumpenschwer — — dann trifft dich dieser Befehl: Fertig machen. Wie wenn es einen zersägen wollte. Es ist gut, daß die Kameraden um dich sind. Sie wälzen sich hoch, und du mit, und weiter geht's.

Dieser Ruf trifft dich wieder im Gefängnis. Noch erbitternder. Der Ruf hallt durch die Korridore. Zerschneidet im Augenblick jeden Gedanken. Packt dich mit roher Faust. Dann wartest du, zum Raustreten, in einem sinnlosen Einerlei, bereit, dich von neuem quälen zu lassen. Denn es ist das Furchtbare, hüte dich, Widerstand zu leisten. Man wartet darauf, dann bist du ganz in ihrer Gewalt. Tritt an, als hättest du den Hohn darin nicht gehört.

Denn dieser Ruf birgt noch schlimmere Demütigung und stumpfe Verbrechen. An einem Ort in Deutschland, es erübrigt sich, einen Namen zu nennen, denn es könnte allerorts gewesen sein, war der Versuch der Arbeiter, sich mit bewaffneter Hand zu verteidigen, niedergeschlagen worden. Im letzten hinteren Hof eines Fabrikgrundstückes waren so an zwanzig Arbeiter. Im Zwischengang war ein Maschinengewehr in Stellung gebracht. Die Arbeiter standen auf den äußersten Winkel gedrängt zu einem schwarzen Haufen, rings von hohen Mauern umgeben. Die andere Seite des Hofes füllten die grünen Polizeitruppen. Was war geschehen? Die Arbeiter hatten die Fabrik als Pfand in Besitz genommen, daß sie nicht dem Verhungern ausgeliefert würden. Dort waren die Produktionsmittel, die Maschinen, die Arbeitswerkzeuge, womit sie arbeiten konnten, um sich zu ernähren, und es war nur selbstverständlich, daß sie diese verteidigten. Dann war von der besser bewaffneten Polizeimacht mit großer Übermacht die Fabrik gestürmt worden. Die Arbeiter hatten bald als aussichtslos den Kampf eingestellt und waren jetzt gefangen. Und die Grünen? Das waren alles Leute, denen ein stumpfsinniger Haß auf dem Gesicht geschrieben stand, Bürgersöhne. Die brauchten nicht zu denken, denn die Väter, das Geld und die davon unterhaltene Staatsmaschine dachten für sie. Sie haben nur nötig, sich einzuordnen und ihre kleinen Magen- und Nervenverstimmungen mit der Umwelt auszugleichen.

Das nennt man die bürgerliche Kultur. Menschen waren es eigentlich nicht, und sie handelten auch unmenschlich. Ein junger Offizier, Student oder schon in den ersten akademischen Würden, stampfte jetzt mit dem Fuß auf, ihm dauerte die Sache schon zu lange, und krähte, wie in der ganzen Welt nur ein deutscher weißer Offizier krähen kann: Fertig machen! Er dachte sich sicherlich nichts dabei. Er hätte ebenso auch eine Kellnerin rufen können: ein Glas Bier. Dort standen die Arbeiter, ergraute Männer darunter, den Kopf gesenkt, kein Wort kam über ihre Lippen. Die Furchen im Gesicht von Arbeit, schwerer Arbeit und Not, von hoffnungsloser Verzweiflung, bewegten sich nicht. Die sogenannten herzzerreißenden Szenen, von denen die bürgerliche Presse dann zu schreiben pflegt, spielten sich nicht ab. Kein menschlicher Laut. Nur die Schüsse trommelten und zerrissen die Stille. Dann rückten die Grünen ab. Stolz in der Brust, siegesbewußt.

Diese Geschichte hätte gar keinen Sinn, schon weil sie so alltäglich gegenwärtig ist, wenn man ihr nicht einen Vorgang gegenüberstellen könnte. Im März 1920, als die Bergarbeiter im Ruhrrevier sich spontan erhoben und zu den Waffen griffen, wurden in eine Abschnittskommandantur ein Trupp gefangener Reichswehr eingebracht, so an zwölf Offiziere darunter. Man hatte sie dabei überrascht, wie sie in eine Arbeiterkolonie eingedrungen waren, Frauen und Kinder auf die Straße warfen und gerade in den Häusern ihr bestialisches Zerstörungswerk beginnen wollten. Sie wurden jetzt im Hofe eines Schulgebäudes aufgestellt, die Offiziere von der Mannschaft getrennt. Sie schrien wild durcheinander. Es war alles ein Irrtum, die meisten schwuren bei allen Heiligen, sie wollten mit den Arbeitern kämpfen. Sie waren doch *ein* Volk. Der rote Kommandant überflog die Leute mit einem Blick. Es waren dieselben stumpfsinnigen Gesichter, von einer widerlichen hündischen Angst verzerrt. Er wandte sich ekelerfüllt ab. Da trat ein Offizier aus der Gruppe heraus und umklammerte seine Hand. Ein Oberlehrer oder so etwas, blonder Spitzbart, goldene Brille und sanfte blaue Augen, wie man sagt: ein deutsches Gemüt. »Kamerad«, stotterte er, »ich habe Weib und Kind zuhaus« — der Kommandant war ein Arbeiter. Er sah blitzschnell das Bild vor sich. Das gemütliche Heim in einer kleinen Villa,

die bequemen Fauteuils, das Rauchtischchen, an der Wand die Bücherreihen, die blonde Frau mit dem Kleinsten auf dem Arm horcht ängstlich auf die Straße. »Dieser Pöbel«, flüstert sie erschreckt, »aber muß sich auch Arthur da hineinmischen. Er verträgt das nicht und wird sich den Schnupfen holen. Wie oft habe ich gesagt, er soll das anderen überlassen. Er hört nicht, er hat so einen fürchterlichen Ehrgeiz« — und sie geht unruhig und an allen Gliedern zitternd auf und ab. »Es ist aber das letzte Mal, daß ich ihn fortlasse« — und sie beruhigt sich etwas bei diesem Gedanken. Das alles sieht der Arbeiter und schüttelt den Kopf. Er wendet sich kurz ab. Die Offiziere werden erschossen, die Mannschaften werden später laufen gelassen. Hat unser Kamerad recht getan?

In der Tiefe des menschlichen Herzens lebt das Gesetz: du sollst nicht töten. Neben vielen anderen Menschlichkeitsgesetzen wie: du sollst frei und glücklich sein, und: du sollst den anderen nicht ausbeuten. Der Arbeiter hat einen schweren Kampf gekämpft und sich niedergezwungen. Es war wie ein Opfer, das er bringt. Er hat die Wahrscheinlichkeiten erwogen, er fühlt, er wird die Kameraden dadurch stärken, fester zusammenschließen. Gewiß, ein Gesetz der Menschlichkeit ist verletzt, aber die anderen, die Kameraden, tragen mit ihm die Verantwortung. Die Verantwortung, entschlossener wie bisher, intensiver und zielbewußter in jeder Minute und in jeder Lage, auf der Straße und an der Arbeitsstätte, für die Befreiung der Menschheit zu kämpfen. Und er hat hundertfach recht getan.

Nur das Ende und der Anfang. Was dazwischen liegt, ist für die Romanfabrikanten.
Schauplatz ist das große Zentralgefängnis. Man kommt seinem inneren Wesen näher, wenn man es als Ganzes behandelt, als großes lebendes Tier, das die Menschen knetet, verschluckt und wieder ausspeit. Es ist irrig, die einzelnen Menschen darin zu behandeln, die Gefangenen, die Aufseher und die Verwaltungsbeamten. Allen drei Klassen ist das Wesen des Gefängnisses gemeinsam. Wink für Autoren.

Es ist nicht nötig zu beschreiben, wie sich die einzelnen Flügel in ihrer vorspringenden Plattform treffen, von der sie strahlenförmig ausgehen, und von der ein Mensch ohne Unterbrechung nach allen Richtungen hin Zahlen und Buchstaben ausruft. Nur davon, wenn es für Sekunden manchmal, wie in Erschöpfung, plötzlich still wird. Dann laufen die letzten Geräusche noch schnell in ihren Winkel und dann ruht alles wie versunken.

Daran haftet die Erinnerung: Erst kam ein dumpfes Poltern, dann bestimmter, es zerriß die Stille, es schwoll an — Laute, Stimmen, dann klar und hart Fluchen. Aha, sie stoßen sich, Scharren und Tritte. Eine Stimme zwängte sich durch: Lassen Sie mich gehen. Fassen Sie mich nicht an. Lassen Sie mich. Eine Antwort wie was?! verlor sich in Tumult. Es wurde Lärm. Aus den Korridoren eilten vereinzelte Tritte. Die schweren Stiefel treten einen so besonders aufreizenden Laut. Sie mochten dann handgemein geworden sein. Es flog etwas an die Tür. Der Knall ist nicht zu verwechseln. Geschirr wurde an die Wand geschleudert. Es klirrt, rollte dröhnend über den Betonboden, hohl und bedeutungsvoll. Stimmen in unterdrückter Wut. Wie wenn man jemanden niederpressen will. Dazwischen hob sich jetzt die eine Stimme gurgelnd und zischend deutlich heraus. In der Erregung bilden sich schwer die Worte. Es kommt auch davon, daß die Gefangenen das Sprechen verlernen. Da es ihnen doch verboten ist. Sie können sich schwer ausdrücken. Und es bleibt nur eine ungeheure Wut und Erbitterung. Es wird zum tierischen Laut. Noch obendrein, wenn sich die

Aufseher auf den Gefangenen stürzen, um jeden möglichen etwa aufkeimenden Widerstand im Nu zu ersticken. Einige Worte kommen aber in quietschiger Fistelstimme, dann wieder ölig breit. Man denkt an Eunuchen. Und das Hastige, Unartikulierte ist, weil sich der Mensch als Person verloren hat, mitunter wie eine schwere Krankheit. Onanie richtet die meisten Gefangenen zugrunde. Sie sehen sich zum Tier entwürdigt, sie wollen sich wiederfinden in einer Sekundespannung trügerischer Wärme. Denn Menschen sehen sie nur für Sekunden, Leute – Aufseher, die ihnen das Fressen bringen, wie den Tieren. Es wird nach Sekunden gerechnet, wie das vor sich geht. Sie haben nicht das Glück, wirklich zu arbeiten oder sich menschlich daran zu kräftigen. Da es nur ist, um die Zeit zu berechnen, als Strafe. Und der Augenblick der Auflehnung, so lange ersehnt, ist so kurz. Die Wärter fallen zu vier, fünf sogleich über einen her.

So war das mit dieser Stimme. Und dann schleppten die andern sie fort. Schwere Stiefel, und den Menschen schleiften die vielen Stiefel hinterher, den Korridor entlang – hört man. Wahrscheinlich in den Arrest. In ein dunkles Loch. Er wird tagelang nicht zu fressen kriegen. Vielleicht neue Strafe. Aha, jetzt hat er sich hingeworfen. Ringen. Jetzt Schreie. Jetzt wird er Schläge bekommen. Es kommt vor, daß der Gefangene beißt. Und dann müssen sie ihn endlich gefaßt haben. Er wimmert. Und stöhnt, und lange Seufzer verebben in den Korridoren. Dann wird's still. Er sitzt still. Die Mauern sind zu dick. Die Schritte entfernen sich, gehen straßenförmig auseinander. Er wird bald wieder rufen ....
Wozu schildern, was der Gefangene jetzt tut und denkt. Er stirbt langsam. Wir alle sterben.

Vielleicht erinnert man sich der Aufseher. Es sind auch nur Menschen. Sie gehen und verdienen sich Brot. Es ist nicht gesagt, daß sie böse Tiere sind. Sie kämpfen um ihren Dienst, der geregelt ist nach Stunden. Der muß ablaufen, und sie dürfen sich nicht verweilen. Es gibt keinen Aufenthalt. Wenn alles ganz glatt ginge, würden sie gutmütig sein. Sie machen manchmal so ein Gesicht. Aber wer kann ihnen helfen. Sterben ist Verzweiflung, und Verzweiflung schlägt um sich. Ach ja, die Menschen verstehen sich noch nicht. Sie haben

noch ein sehr unvollkommenes Bindemittel zueinander.
Dann nehme man eine Zeitung und klebe die Polizei- und Gerichtschronik hintereinander und streiche etwaige Wiederholungen und setze immer nur ein und denselben Namen ein.
Bis wir am Anfang sind.
Der ist einfach. Aber ich will ihn kurz schildern.

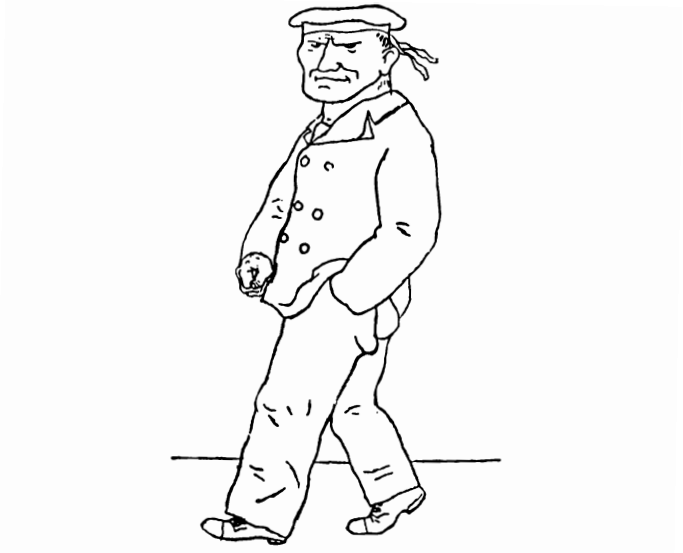
Eine Frau, bedrückt, leidzerrissenes Gesicht, elend — hält den Säugling an der Brust. Der Kleine ist krebsrot. Der kleine arme Wurm krümmt sich und schreit und schüttelt sich und wird ganz blau. Und zittert so, daß der Frau in furchtbarer Ohnmacht die Knie wanken. Was hat er denn — er hat so elende Nahrung. Er ist krank und will nicht leben. Und die Mutter zittert mit ihm mit. Der ganze Kopf, das Herz denkt nur eins, eine Blutbitte, die alles aufsaugt: Sei doch gut, sei doch gut .... Ganz unsagbar ist das Gesicht ohnmachtverzerrt. Er versteht doch nicht, der kleine Mensch, der zappelnde, wie soll er's denn verstehen, wenn er's doch verstünde: Sei doch gut.
Und heiße Tropfen fallen auf den blanken runden kleinen Kopf. Heiße bittere Tränen.
Da kann man Naturschilderungen weglassen.

Die Rote Woche
Roman

Franz Jung

Die Rote Woche

Roman
mit 9 Zeichnungen
von
George Grosz



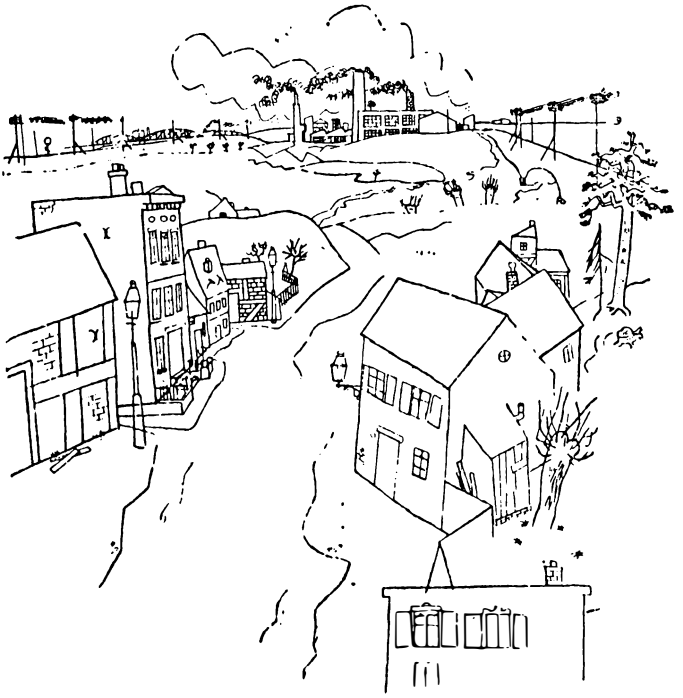
Der Malik-Verlag / Berlin

Die große Stadt überträgt die Ausläufer ihres Verkehrs nicht gleichmäßig über den äußeren Umkreis hinaus. So ist die Stadt nach Südwesten hin in ihrer Bannmeile bestimmt durch die wie vorgeschobenen Wellblechbaracken einer Kiesgrube, die allerdings längst ihren Betrieb eingestellt hat. Zu beiden Seiten, schon mehr im Griff der Stadt, liegen lange breite, aber sehr niedere Hallen, die auf Abbruch warten. Sie mögen einer besonderen Industrieanlage ihr Entstehen verdanken, die Platz gebraucht hat und weit draußen sein wollte. Diese Industrie mag ihren Zweck erfüllt oder ihre Bedeutung verloren haben, die Anlagen sind verlassen, sie verfallen. Von der Höhe der Kiesgrube aus sieht man in weiterem Rundblick nach der Stadt vereinzelte Fabrikgebäude, Eisen und Glas und wenig Mauerwerk. Dahinter wachsen dann erst für das Auge schon als geschlossenere Gruppe die roten mehrstökkigen Steinwürfel auf; und die langen Schlote beginnen wie Riesenspaziergänger von allen Seiten der Stadt zuzueilen. Ringsum ist wüstes Land. Die Bahnstrecken liegen nach beiden Seiten hin mehrere Kilometer weit ab. Für einen breiten Fahrweg ins Land weiter hinein hat niemand Interesse. Ein dürftiger Feldweg führt über Wiesen, die das ganze Jahr über grau und schmutzig sind; Wiesen, auf denen kein Gras mehr wächst. Ein Fußgänger würde sich dann bald im Gehölz verlieren und schließlich nicht wenig erstaunt sein, das Unterholz zurücktreten und einem breiten Kiefernforst Platz machen zu sehen. Aber nicht lange, und der Wald schwindet, eine grüne Wiese breitet sich, an einem Weiher, der von Weiden umstanden ist. Über einen rieselnden Abfluß führt eine hohe Steinbrücke. Wie ein Idyll. Der Weiher stand zwar nicht immer. Es sind eigentlich mehrere zusammenhängende Erdlöcher, es schienen hier früher ausgedehnte Ziegeleibetriebe gewesen zu sein. Von Tätigkeit oder auch nur von Baulichkeiten ist nichts mehr zu sehen. Hinter dem Wasser, durch Bäume noch ziemlich versteckt, lächelt das Dorf durch, der Schauplatz dieser Ereignisse.

Über dieses Dorf schnell noch einige Worte: Mit seinen annähernd hundert Häusern zählt es meist über tausend Bewohner und Erwachsene, doch schwankt die Zahl ständig, je nachdem die Beschäftigung in den noch weiter ins Land rein

gelegenen Fabriken war. Denn fast alle Leute im Dorf gingen auf Arbeit. An den Häusern inmitten ungepflegter Obst- und Gemüsegärten standen fast überall noch die Scheunen und Ställe, aber es war nichts mehr darin. Dazu hatten die Bewohner keine Zeit mehr. Sie setzten sich frühmorgens aufs Rad und kamen abends wieder. Der Weg, den sie nach den Ziegeleien und Kalkwerken der Umgebung hatten, war gut dreimal so weit, der nach der Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen, in der die meisten Arbeit hatten, fast fünfmal so weit, wie nach der nächsten Bude in der Stadt. Die Maschinenfabrik sperrte geradezu das Land von der Stadt ab, als ob sie sich schützend davor gestellt hätte. Wenngleich die Wiesen frisches Grün trugen, so waren auch hier die Felder verwahrlost, ungenügend mit Gemüse bestellt, der Boden schlecht bearbeitet. Die Bewohner des Dorfes hielten der Stadt den Rücken gekehrt. Sie hatten aber nichts mehr vom Bauern, sondern sie waren aus dem Innern des Landes als landfremd an den äußersten Umkreis geschleudert. Sie wären schwer dazu zu bringen gewesen, sich umzudrehen und der Stadt zuzustreben. Sie waren sogar ein klein wenig stolz darauf, von der Stadt frei zu sein.

So bemühten sich zwei Außenpunkte zweier Welten, die als Welten zwar verschieden sein mochten, in ihren Trägern aber genau die gleichen waren, und sahen sich nicht und hatten keine lebendige Berührung miteinander. So war das Dorf und seine Bewohner.

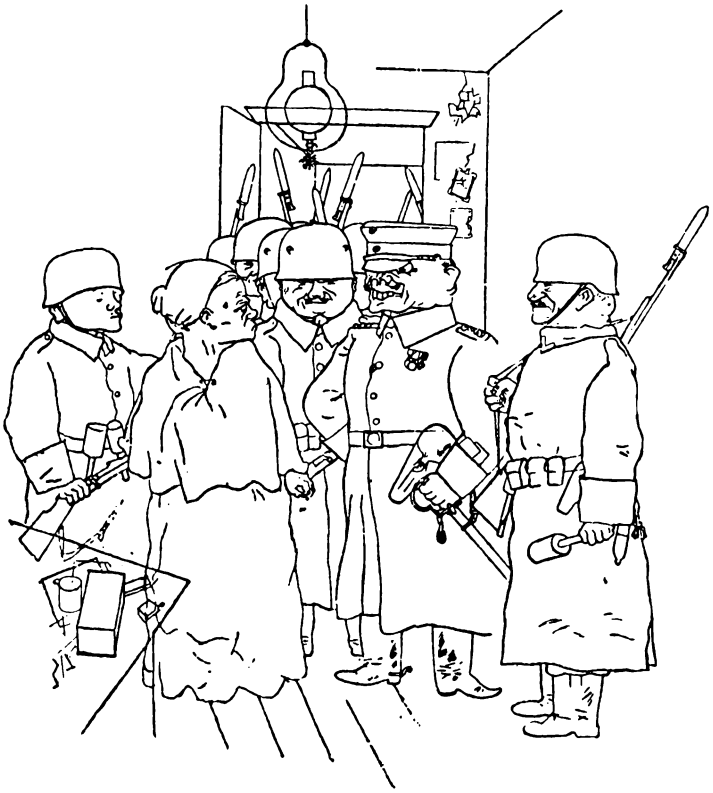


Die Maschinenfabrik sperrte geradezu das Land von der Stadt ab.

Das sah nach allem andern aus als nach Frühling. Der Wind war eisig. Und noch immer so früh dunkel.
Die Frau war gerade dabei, Licht zu machen.
Die Tür war auch nicht verschlossen, sie klapperte so — — Stoß. »He!« Stöße. »Machen Sie auf! Licht!« Die Tür flog auf.
Sturm fegte rein. Hinter ihm her Soldaten. Sechs — zehn — fünfzehn und noch mehr Soldaten. »Hilfe!« kreischte die Frau. »Halten Sie's Maul! Ruhe da!« Die Frau war mitten im Zimmer. Da war ein Stuhl, da wollte die Frau gerade drauf steigen, das eine Bein war noch nicht richtig oben. So stand sie und wollte jetzt schreien. Blieb aber in der Kehle hinten stecken. Die Augen weit aufgerissen.
Einer drängte sich vor. »Wo ist der Mann?! Hierher die Leute!« Der junge Bursche, der so laut sprach, stand jetzt am Tisch. Ein Wink ging nach hinten. Leute stürmten los, polterten Stiege rauf, Stiege runter. Türen gingen, flogen, knallten. Aus dem Hof kam Gemurmel. Was war denn — eine Sekunde nur dachte die Frau — dann schrie sie.
Der junge Kerl rückte an seinem Stahlhelm. Dickes rotes Gesicht, das durch den Sturmriemen noch pausbäckiger wurde. Der Offizier wurde unruhig. Er lächelte höhnisch. Er rief der Frau etwas zu. Schließlich ließ sie sich einschüchtern durch zwei Soldaten, die ihr den Gewehrkolben vor die Brust hielten, und wurde still.
Der Mann war nicht da. Der Kostgänger war nicht zu Hause, und auch der älteste Sohn war nicht zu Hause. Alle auf Arbeit. Der Offizier lachte wieder. Reingeführt und reingestoßen wurden dann zwei Jungens, so im Alter von dreizehn und vierzehn Jahren, und ein Mädchen, das gut sechzehn Jahre und etwas darüber sein mochte.
Der Lärm in allen Ecken und von überall her war plötzlich wie abgerissen. Es wurde für einige Sekunden ganz still. Die Frau stand noch in der Mitte des Zimmers. Die Kinder wurden ihr zugeschoben. Man hörte, wie die Soldaten sich langsam wieder in die Tür schoben. Ein Gewehrlauf knarrte, der Offizier stand am Tisch, den Rücken gegen das Fenster. Der Tisch stand von der Flurtür aus im rechten Zimmerwinkel, rechtwinklig die Wand längs ging eine Holzbank.

Der Offizier zog einen Wisch Papier aus der Tasche und sah sich noch einmal im Kreise um.
»Was ist denn los, was wollen Sie denn — —« stotterte die Frau.
Mutter und Kinder sahen sich scheu an, prüfend.
»Ja natürlich sind sie das, schon seit zwanzig Jahren wohnen sie hier im Ort, und jeder kennt sie. Als ob sie mit Steinen werfen würden. Wüßten gar nicht, wie sie dazu kämen. Sie kümmerten sich darum gar nicht. Die Jungens sind auch erwachsen genug, außerdem hatten sie in der Wirtschaft zu tun. Der eine hat den Stall gemacht für das Geflügel, das der Vater mitbringen wollte, und der andere hatte auf dem Boden zu tun und im Garten —« Die Frau kam ins Sprechen. »Was wollen Sie denn bei uns suchen? Finden tun Sie bei uns nichts.« Jetzt hatte die Frau sich wieder gefaßt. Mochte dieser Bengel ruhig das Haus zu oben umkehren. Geld wird er nicht finden und zu essen auch nichts. So war also die Sache, und Mutter und Kinder dachten zu gleicher Zeit ausschließlich daran — —
Wie um die Mittagsstunde auf einmal weit drüben vom Bahndamm her ein Trupp Soldaten einschwenkte und nach dem Dorf zugezogen kam, kriegsmäßig, mit Proviantwagen und Feldküchen, mit Maschinengewehren und Revolverkanonen und eine stattliche Anzahl Pferde dabei. Wo wollen die bloß hin? hatte da jeder gedacht. Man hörte zwar mancherlei aus der Stadt und dem Lande draußen, aber richtiges Militär hier im Ort und bis an die Zähne bewaffnet, das war doch eine Seltenheit, und was besonderes mußte dahinter sein. Gut, daß die Männer nicht da sind, hatte da manche gemeint. Sie waren dann bis zum Gastwirt gezogen und hatten dort Halt gemacht. Am Ausgang des Dorfes, wo die Wiesen und Felder begannen in weiter Ebene ins Land hineinzugleiten und der Wald zurücktrat. Mehrere schmale Straßen gingen von dort ins Land. Dort hatten sie sich festgesetzt. Nicht nur die zwei Gastzimmer, von denen das eine ganz ansehnlich war, waren voll, sondern auch der Saal nebenan, der als Gebäude für sich an das Haus angebaut war. Die Wagen waren hinten im Garten gegeneinander geschoben, die Pferde, und was nicht mehr in den Stall hineinging, standen frei. Es hatte sich keiner recht zum Gastwirt mehr hineingetraut. Man wußte auch gar nicht, was da vorging.

Das Orchestrion spielte. Das hörte auf einmal die Frau ganz deutlich.
Alle hörten das. Wie das Orchestrion ununterbrochen spielte. Der Wind ließ es anschwellen und zerriß dann die Melodie, daß nur die einzelnen Töne perlten. Da fühlten es alle so scharf, als ob sie eine Faust gepackt hielt, welch niederträchtige Aufgabe die Soldaten zu erfüllen hatten. Diese Leute, die auch nur für ihr Brot dienten, hatten sich dazu verkauft, über ihre Mitmenschen herzufallen wie bissige Hunde. Sie hatten auch eine Mutter zu Hause und kleine Geschwister und Schwestern, denen sie vielleicht zu Hilfe kommen würden, wenn jemand sie anfiel. Dazu tragen sie noch eine besondere Rohheit zur Schau. Aufgedunsen sind die Gesichter, aus der Lust zu quälen und etwas noch wie Verlogenheit. Was mußte das für eine Idee sein, für die diese Menschen zu wilden Tieren wurden, eine Gewalt, die sie auf die Mitmenschen hetzten, die nicht anders waren als sie, die meistens noch weniger hatten als sie selbst, die dasselbe so schwer sich erarbeiten mußten, was diesen doch mühelos in den Schoß fiel, wenn sie nur willig und bereit waren, alles zu tun, wozu man sie trieb. Auf Leute herzufallen, die nichts getan hatten, als daß sie arm waren, verzweifelt und ihr ganzes Leben lang ausgestoßen und unglücklich. Und diese Menschen, anstatt ihnen zu helfen, sie aufzurichten, frei zu machen und glücklicher leben zu lassen — zu quälen, das ist eine teuflische Idee. Und dieser Idee hatten die Soldaten sich verkauft, aus Dummheit, aus dem Hang, nicht darüber nachzudenken, was man von ihnen verlangte, aus Haß darüber, daß sie selbst nicht besser waren als ihre Opfer — pfui! Das Gefühl blitzte auf, ihnen die Glieder auszureißen, sie zu zerstampfen, die Nägel ins Fleisch graben und ihre Schreie hören, daß man wieder atmen kann. Das Leben war nichts mehr wert, wenn es Lebewesen gab wie diese. Die Frau dachte an ihre Tochter. Die stand da, und Trotz hielt ihren Kopf ganz starr. Wird sie sich auf einen stürzen — der Atem ging schnell. Der eine Arm zitterte noch. Die Bluse war ein Stück am Ärmel aufgerissen. Über dem Knöchel flammte ein breiter Kratzer auf. Wenn die jungen Dinger nur wollten, fühlte die Alte, die setzen denen noch den Kopf zurecht. Und die Frau seufzte schwer.



Diese Leute, die auch nur für ihr Brot dienten, hatten sich dazu verkauft, über ihre Mitmenschen herzufallen, wie bissige Hunde.

»Draußen der Hof!« — brüllte der Offizier. Dann hörte man die Bretter aufschlagen, splittern. Der Stall wurde scheint's niedergelegt. Die Frau wollte etwas sagen. — — Die Ziege stand noch im Stall, das einzige, was ihnen blieb, sie hatte schon Abnehmer für die Milch; das Tier hätte überhaupt schon nachgesehen werden müssen — — aber der Laut ging nicht über die Zunge. Sie mußte das Gesicht dieses Burschen anstarren, wie es sich aufblähte voller Hohn, Wut und gieriger Erwartung. »Um Gottes willen«, stöhnte sie bloß und rang die Hände, die sie über dem Schoß gefaltet hielt. Sie wagte einen scheuen Blick auf die Straße hinaus. Es war stockdunkel. Nirgends brannte Licht, die Männer waren noch nirgends zuhaus — vielleicht daß dies hier irgend etwas damit zu tun hatte. Sie erschrak so, daß sie sich am Stuhl stützen mußte. Der rückte etwas vor und knarrte. Wie eine Ewigkeit war das und ging in die Knochen. Sicher war mit den Männern etwas vorgefallen. Sie konnte sich nur nicht erinnern, daß etwas Besonderes im Gange war. Niemand hatte davon gesprochen. Und wie sie nochmals scharf raussah, richtig, da quer drüben brannte Licht. Die waren zu Hause. Sie vergaß für einen Augenblick die Soldaten und alles um sich herum, so haßte sie plötzlich diese Leute da drüben. Seit ein paar Monaten wohnten sie erst hier, und keiner konnte sie wohl leiden. Sie sprachen auch nicht weiter mit den Leuten. Eine Frau mit einem kranken Mann, die kaum aus dem Hause ging. Wie eine Leiche sah er schon aus. Auf Arbeit ging er auch nicht. Jetzt war noch so ein Junger da mit hineingezogen, von dem wußte auch niemand was. Hockte auch den Tag über zu Haus, wenn man ihn nicht gerade nach der Stadt zuschleichen sah. Wie eine Vogelstange so dürr und klapprig. Seit wann zogen auch solche Leute hier in den Ort — die waren zu Hause. Die saßen ruhig. Licht brannten sie, während ihr das Haus über dem Kopf zusammengeschmissen wurde, da polterten wieder Holz und Steine, der Zaun brach nieder. Das Glas über dem Winterbeet klirrte. Und die Frau biß sich fest in ihren Haß. Sie sah über die Soldaten weg, die noch im Zimmer lümmelten, ausdrucklos und stupid, als wüßten sie selbst nicht, wozu sie hier wären, und den Offizier, der noch ungeduldig stand und lauerte, sie waren ihr plötzlich längst nicht mehr so fremd. Die da drüben hätte sie hier stehen haben sollen. Denen hät-

ten sie Bescheid gesagt. Sie wußte genug von denen, fühlte sie. Das wird sich alles aufklären, fühlte sie. Es war für einen Augenblick, daß sie die Kinder vergaß.
Nichts gefunden, keine Waffen, nicht das Überbleibsel von Munition. Es gab keinen Anhaltspunkt, daß dieses Haus der Sitz einer Verschwörung war. Der Offizier kaute an den Lippen. Der Flur schien vollgestopft mit Gegenständen aller Art. Wenn man nicht unnütz Zeit verlieren will, heißt es, das Zimmer einfach räumen. Raus damit, was im Wege war. Das ist militärische Untersuchung. Trotzdem zerstob die Spannung. Wie wenn die Schlinge sich zu weiten beginnt. Zwei Soldaten stießen sich an und sprachen was zu einander. Das Mädchen hatte scharfe Ohren. Sie mischte sich ein und gab kecke Antworten. Die Soldaten nahmen gleich die Gelegenheit wahr und antworteten freundlich. Sie waren ja nur im Dienst, suchten sie glauben zu machen. Schaden ist schließlich überall — — achselzuckend geht man darüber weg. Gut, daß wenigstens das Mädel den Mund auftat. Und ein Wort gab das andere, und zuletzt lachte gar einer. Inzwischen hatte sich der Offizier mit den anderen verständigt. Aus dem Haus ist mit Steinen geworfen worden, eine vorübergehende Patrouille ist von hier aus angefallen worden. Der Schuldige muß ermittelt werden oder — er stampft mit dem Fuß auf — es leiden alle darunter. Es kam auf einmal wieder Bewegung unter die Soldaten. Jetzt hatten sie es plötzlich eilig. Es mochten ja an sich erst wenige Minuten vergangen sein, aber es schien doch eine unendlich lange Zeit. Was denn, wie denn mit Steinen, wo sollen denn die Steine herkommen, es war ja niemand da, nach vornheraus überhaupt niemand, wieso denn das — und so schrien sie erregt durcheinander. Nachdem der Bann gebrochen war, fielen sie mit lauten Stimmen über die Soldaten her, die drängten zusammen und faßten dann die beiden Jungens. Diese rissen sich los und zerrten und stießen und schrien dabei laut, daß sie nichts getan hätten. Das Mädchen wurde mit ziemlicher Gewalt beiseite gedrängt, schon mehr einem kräftigen Stoß vor die Brust, und der Alten — — — wurde ein Gewehrlauf vor die Nase gehalten. Sie wollte sich gerade auf einen langen Burschen stürzen, der Willi schon am Kragen hatte. Der Offiziersbengel bekam dabei einen Tritt ab, als sie aufschreiend zur Seite sprang. »Schnell!« kommandierte der, »gleich hier draußen

an die Wand. Zwei Mann bleiben hier und halten die Frau. Und der jungen stopft die Fresse.« Die — — an den Herd gedrängt und umringt von vier, fünf Kerlen, die noch nach ihr griffen, und denen plötzlich die Augen ordentlich vorquollen, stieß mit Händen und Füßen um sich und stieß gellende Schreie aus. Die Jungens waren im Nu verschwunden. Kaum daß sie noch einen Laut von sich geben konnten, waren sie gepackt und rausgeschleppt. Jetzt ging auch der Offizier, als ob er es sehr eilig hätte — oh, er hatte die Stimmung wieder wundervoll in der Gewalt. Auch die Tochter wurde jetzt rausgedrängt. Es schien, daß man sie draußen schlug. Vielleicht waren das aber auch die Jungens, die schreien wollten und sich noch herumzerrten und im Handgemenge waren. Es waren Geräusche und Laute, die unbestimmt und verworren waren, und die zu schnell aufeinander folgten, als daß man eine Stimme wie das menschliche Leid klar verfolgen konnte. Die Frau übersah das alles nicht mehr. Es brach zuviel und zu plötzlich wieder auf sie ein. Jetzt noch war es vielleicht Zeit, daß die Männer kämen, was wollten diese grünen Bestien nur von ihnen. Sie empfand noch einmal im Vorübergleiten, wie unsinnig und bestialisch diese grünen Uniformen waren, zurechtgestutzte Kleider zum Morden und Quälen — — sie stand, an allen Gliedern schlotternd, an den Tisch gelehnt und wollte sich auf die Bank fallen lassen — — da fiel ein Schuß. Noch ein, drei Schüsse. Willi und Ernst — sie hatte das schon von anderen gehört. Das Blut schoß zum Herzen und krampfte sich dort. Es blieb dort. Es wollte nicht mehr heraus, nicht schreien, um sich schlagen, hinausstürzen. Es war zu einem dicken Klumpen geworden, der das Herz abdrücken wollte, den Körper schwer und bewegungslos machte. Dann hörte man Gelächter, rohes Lachen und viele Schritte, die weggingen, eilige Schritte, die wegliefen. Und die Frau, die jetzt fühlte, wie sie allein war, sprang zur Tür und die Tür auf, die zu war, warum war sie jetzt zu — noch immer keinen Laut — da standen sie auch schon draußen. Sie standen nebeneinander, Willi und Ernst, und der kleine Willi hatte die Augen noch aufgerissen und zitterte heftig, während Ernst Tränen im Auge hatte, das Gesicht bleich wie die Wand. Mit den Brownings hatten sie geschossen, über ihren Köpfen weggeschossen, das war deutlich zu fühlen. Und sie standen dabei mit dem Gesicht gegen die Mauer. Dort gingen

die noch dicht vorm Gastwirt. Wortfetzen kamen noch herüber. Die Frau sah nicht erst hin. Sie atmeten alle noch nicht. Sie gingen in die Stube, in den Winkel, wo es dunkel war, und nahmen sich bei der Hand.

Dieser Vorfall ist nicht der einzige. Zur gleichen Zeit fanden auch bei anderen Hausdurchsuchungen statt. Die betroffenen Familien standen keineswegs in Verbindung miteinander.

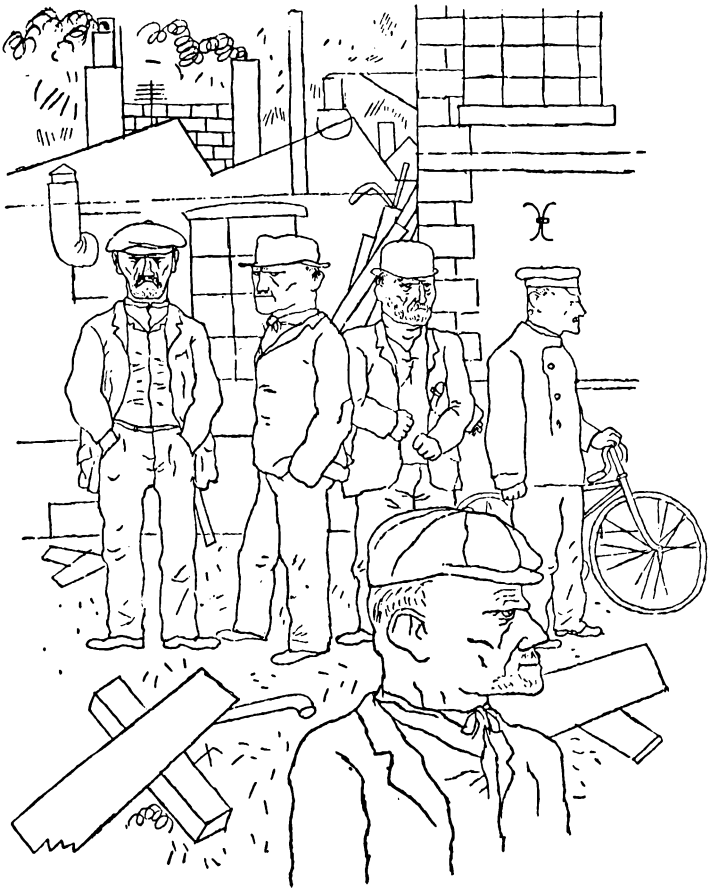
Spät genug waren die Männer erst heimgekommen, mürrisch, erbittert und unzufrieden. Kaum daß sie darauf achteten, was da vorgefallen war und noch bevorstand. Es lag etwas in der Luft. Ihre Gedanken waren in der Fabrik. Dort braute sich wieder was zusammen, und dort hätte einer mit einem Donnerwetter dazwischen fahren müssen. Irgendwo war Unruhe im Land. Sie waren so abgestumpft in all den Kämpfen. Es ging Monat für Monat und immer noch wieder etwas Hoffnung. Es wurde nur noch schlimmer. Jetzt war's schon ganz egal, so dachten sie, bald haben wir schon so nichts mehr zu fressen. Und es waren welche, die sich an ihre Stelle und an ihre Arbeit klammerten, als hinge davon ihr Leben ab.

Es war auch buchstäblich so – um Gottes willen, bloß arbeiten, um nicht zu hungern. Es wurden immer mehr, und wenn man richtig ins Herz hätte sehen können, dachten fast alle so. Wie soll man kämpfen, wenn man tief im Sumpfe steckt. Darüber hinaus war schwer zu sehen. In der Stadt, die mochten dann in manchem klarer sein, vielleicht spürten sie das nicht so, für ein paar Wochen gleich den Lohn verlieren. Hier draußen war das fast unmöglich. Sie hatten gerade Nachricht bekommen, daß sie wahrscheinlich ausgesperrt werden. Die Firma wird von ihrem Verband gezwungen. Das Werk sollte heute schon stillgelegt werden. Als sie vorstellig geworden waren, hieß es: was wollt ihr denn, eure Leute werden euch ja selbst rausholen. Wir wollen nicht warten, bis wir die erst auf dem Halse haben. Trotzdem hieß es dann, morgen wird noch gearbeitet. Zunächst hatten sie zwei nach der Stadt geschickt, um Erkundigungen einzuziehen. Dazu kam noch obendrein, daß wieder die Ziegeleien keine Kohlen hatten und wahrscheinlich auch Mitte der Woche geschlossen werden müssen. Es war kaum ein paar Wochen her, daß sie wieder im Gang sind. Die ganze Zeit lagen sie still, dabei schrie'n sie in der Stadt nach Ziegeln. Als das heute der Meister andeutete, hatten sie alle sofort den Blick auf

Zur gleichen Zeit fanden auch bei anderen Hausdurchsuchungen statt.

das Verwaltungsgebäude gehabt. Ein Blick mit einem wahnsinnigen Haß und Ohnmacht, daß ihnen ordentlich die Knie gezittert hatten. Die merkten darin nichts davon, wenn das Werk stand, sie arbeiteten ja weiter. Sollten sie sich auf die Beine machen und Kohlen ranschaffen. Andere hatten ja auch Kohlen. Sie sahen die Leute dort sitzen und Zigarren paffen und den Arbeiter anschnauzen, wenn er kommt und sein Recht will. Diese dickgefressenen Bürobeamten, sie haßten sie mehr als die Besitzer, von denen die Arbeiter nur eine undeutliche Vorstellung hatten. Hatten auch noch keine gesehen hier draußen. Die eigentlichen Direktoren saßen zudem in der Stadt. Hier waren nur mittlere Verwaltungsbeamte und das technische Personal. Sollen sie dafür sorgen, daß wir Arbeit genug haben, drohten die Arbeiter. Das Verwaltungsgebäude war ein breites einstöckiges Haus. Es stand gegen eine leichte Anhöhe frei, mit schönem Vorgarten, in dem die ersten Blumen in Rabatten gebunden, ziemlich aufdringlich für sich ihren eigenen Frühling machten. »Dort gibt's noch mal was«, sagten die Arbeiter.

Es hatte keinen lange zu Hause gehalten. Sie fanden sich schon spät noch mal zueinander, dort und dort in einzelnen Gruppen. Zum Gastwirt konnten sie nicht. Die meisten waren bei einem, der in den Kalkbrüchen arbeitete, und da er durch einen Betriebsunfall Anspruch auf besonderes Entgegenkommen der Verwaltung hatte, war ihm dort die Aufstellung einer Kantinenbude gestattet. Es war nicht schwer, sich auszudenken, daß der Mann auch zu Hause bei sich was zu trinken lagern hatte. Die Frau fuhr ja jeden Morgen mit einem kleinen Korbwagen raus in die Grube. Die Sache stimmte, der Mann hatte was. Die Arbeiter wußten wohl, daß diese Soldaten eine große Gefahr für sie waren. Es war wert, darüber nachzudenken, was die überhaupt wollten. Sich vorzubereiten auf etwas, das sich leicht entspinnen konnte. Aber sie hatten im Augenblick den Kopf zu voll. Militär, das ist etwas Feststehendes, eine Falte im Gesicht mehr, jeder fühlt das. Noch kommt aber erst das Nächstliegende, die Arbeit. Und in einem durch eine Birne nur trübe erleuchteten Zimmer, der Tisch war rausgeräumt, die Stühle hatten sie in der Reihe rum an die Wand gestellt, wie eben einer nach dem andern gekommen war, so daß Platz genug ist — — hat-



Voll Haß und Ohnmacht blickten sie auf das Verwaltungsgebäude.

ten sie dort noch stundenlang beisammen gesessen.
»Auf den Verband ist nicht zu hoffen«, sagte der eine. »Haben mit sich selber genug zu tun; na, der kann doch auch nicht überall sein«, hieß es. Und dann, sie waren noch mit dem letzten Redner, den ihnen der Verband mal geschickt hatte, unzufrieden, der wollte zu hoch hinaus. Sie hier in diesem Winkel konnten gar nichts machen, damals — und diese Großschnauze aus der Stadt stellte das gleich so hin, als ob ausgerechnet von ihnen weiß Gott was alles abhängen sollte. »Mit den Leuten, die so glatt reden, ist nichts«, sagte einer. »Leicht geredet und nachher — was ist dann.« Alle hatten den Eindruck, sie wären besonders schlimm dran. In diesem Dorf, die Kolonie hier, da ist ja niemand, an den man sich halten kann. Sie gehörten zu einem Dorf ein paar Kilometer weit ab, schon mehr Stadt, wo auch die Fabrik war. An wen sollen sie sich wenden. Sie haben ja ihren eigenen Vorsteher, der aber ging selber arbeiten. An den können sie sich doch nicht halten. Alles das sind so Reden aus der Stadt, mag ja passen drin, hier aber — und wie schon damals, zuckten sie auch jetzt wieder die Achseln, als einer davon zu erzählen begann, wie die Arbeitslosen erzwingen wollten, daß die Gemeinde ihnen Arbeit verschafft, wie die noch im Betrieb stehenden diese Forderung unterstützen, daß im Betrieb mehr und zu besseren Bedingungen gearbeitet werden soll, damit alle Arbeit haben, daß dazu aber die Kontrolle der Produktion notwendig und daß die Arbeiter das entscheidende Wort zu sprechen haben müssen. Und daß erst dann der Kampf beginnen soll um die Änderung der Menschheit, von der sie alle träumen. Und daß dann einmal die Arbeit Freude machen soll, gewiß, daran dachten sie alle. Das war ihnen allen nicht fremd. Es gab kaum einen darunter, der nicht mit solchen Hoffnungen großgezogen worden wäre. Eine Änderung mußte ja kommen. Es wird auch anders werden, das wußten sie. Aber sie gerade hier in ihrer Bude, in der Ziegelei oder im Kalkbruch, sie könnten das nicht machen, dachten sie. Und wie sie auch sprachen, von den Parteien, von dem und jenen, jeder hatte das schon hundertmal gehört und auch schon gelesen, das war alles richtig so — aber je mehr sie sprachen, um so mehr krochen sie zusammen, sie umpanzerten sich geradezu mit der Gewißheit, daß von ihnen gar nichts abhänge und gar nichts zu erwarten sei. Je

mehr sie durcheinander sprachen, um so mehr erbitterten sie sich. Sie hatten ganz vergessen, daß sie sich eigentlich zusammenfanden, um noch einmal gemeinsam zu besprechen, was sie eigentlich tun wollten. Jetzt schien es ihnen plötzlich zu eng geworden um sich. Sie wollten sich einander trösten und hatten keine Lust sich zu schlagen. Wie bissige Köter fuhren sie aufeinander los. Keiner ließ die Meinung der andern aufkommen. Sie warfen sich alles mögliche vor was mit der Sache selbst schon gar nichts mehr zu tun hatte. Sie spürten, daß sie zusammengehören, und sie wollten es auf einmal nicht. Als ob das eine Last war, als ob sie damit noch etwas abwenden, einer Katastrophe entgehen könnten. Und nachdem sie müde geworden waren, nachdem der Zorn, die ohnmächtige Wut, nichts wie ein Stück Ware zu sein, müde geworden war, gingen sie auseinander, als wäre nichts gewesen. Kameraden nehmen sich nichts übel. In dieser Stimmung hatten sie noch kurz erst eine gemeinsame Unterstützungskasse nur für den Ort ins Leben gerufen. Alle wollten sie, was möglich war, zusammentragen, um sich durchzuringen. Denn schließlich dringt einmal das durch, was sie alle wollen, und was immer von neuem wieder verschüttet wird: sie wollen mal alle alles gemeinsam machen und endlich untereinander alle zufrieden und glücklich sein. Wie die Sonne durch finstres Gewölk dringt das durch, und läßt dann die Menschen aufatmen. Das war's ja nur, was ich wollte — wenn sich da zwei gerade bei den Haaren hatten. Und sie kamen doch noch auf ihre Rechnung. Sie wußten es ja. Der Mensch fühlt manchmal anders und besser, als was äußerlich um ihn herum los ist. Sie hatten einander getröstet, sie stützten sich, sie gingen einen gemeinsamen Weg und war der auch noch unsicher und zum Verzweifeln.

Das Gespenst der Arbeitslosigkeit, in der Hitze des Lärms und der eifrigen Gegenrede auf Minuten verscheucht, stieg wieder drohender empor. Es hob sich über das ganze Dorf. Es legte sich darüber wie ein schwerer Alp und drückte die Menschen mit eiserner Faust nieder. Da krümmte sich mancher auf seinem Lager mehr als sonst, wühlte sich ins Stroh tiefer, um den kommenden Tag zu vergessen und noch aufzuhalten. Totenstill wurde es im Dorf. Kein Laut. Nur die Pferde, schien es, im Hofe des Gastwirts waren noch wach. Ab und zu stieß eins mit dem Huf hart auf die Erde. Waren

sie ungeduldig — — und manchmal war es, als ob diese Pferde kurz die Luft einsögen, wie ein Mensch in schwerem Leid und dann langhin wie zögernd wieder von sich zu geben. Das waren die Pferde, die draußen angebunden waren. Die andern standen im warmen Stall.

Derjenige, der etwas Vorherbestimmtes fühlt und es nicht wahrhaben will, kommt nicht sehr weit. So sahen die Leute aus, als sie sich früh aufs Rad setzten und zur Arbeitsstelle fuhren. Sie hätten sich den Weg recht lang gewünscht, und sie hatten keine sehr große Eile. Einmal kommt aber jeder ans Ziel. Sie arbeiteten nur noch zwei Stunden, dann wurde Schluß gemacht. Wer aber an einer Wiederholung der gestrigen Wutausbrüche gedacht haben würde, der hätte sich schwer getäuscht. Es ging alles ruhig ab, wenn nicht zu sagen gemütlich. Wenn sie mehr Geld gehabt hätten, würde ein lustiger Tag daraus geworden sein. So langte es nicht ganz dazu, und es hatte daher keinen Zweck, erst anzufangen. Sie nahmen den Weg über ihr zuständiges Gemeindedorf und warfen sich gegenseitig Scherzworte zu. Man konnte ruhig sich auch dort mal sehen lassen. Die Bauern im Dorf, dort waren noch richtige Bauern, die auf die Felder gingen arbeiten, waren mit den Leuten, die auf die Fabrik gingen, nicht gerade gut Freund. Sie fanden sie überheblich und aufgeblasen, Leute, die alles besser wissen. Aber das ging nicht so weit, daß sie überhaupt nichts voneinander wissen wollten. Sie vertrugen sich schon, besonders mit denen, die alte Einheimische waren. Nur sie höhnten sich im Stillen gegenseitig aus, wenn gerade Gelegenheit war. Heuer waren die Bauern besonders mürrisch, weil sie mit der Feldarbeit nicht vorwärts kamen. Es wehte noch ein eisiger Wind über die Felder, und der Frost wollte gar nicht aufhören. Sie waren mit allen Zurüstungen schon längst fertig. Mancher von den Arbeitern dachte bei dem einen oder andern etwas aushelfen zu können.

Da gibts sonst manches zu tun, wofür man nicht direkt zum Schmied oder Stellmacher gehen will, oder etwas Bauarbeit. Aber wo sie auch vorsprachen, manche hatten ja engere Bekannte, nichts. Ein Trupp machte sich den Spaß und ging zum Gemeindevorstand, um dort Arbeit zu verlangen. Der wußte nicht, ob man ihn zum besten haben wollte, und wand

sich mit langen Redensarten heraus. Die Arbeiter mußten selber lachen. Sie saßen noch eine Zeitlang beim Gastwirt, der eine oder andere war noch beim Bauern, dann brach der Haupttrupp auf. So um die Mittagsstunde.

Es ist eine dumme Angewohnheit, eine Landschaft nach Berg und Tal, Wald, Wiesen und Wasser zu betrachten. Der Mensch verlernt das Land zu sehen. Ob wüst oder bebaut, eben oder hüglig, das Land ist immer schön. Es ist etwas, das der Blick erfaßt und in sich hineinzieht, was hingegeben ist der Arbeit der Menschen, es fruchtbar zu machen. Nicht so unsinnig spricht der Dichter von der Mutter Erde. Wie die Stadt nur zusammengedrängtes, aufeinandergeschichtetes Land ist, das in Maschinen zermahlen und durcheinandergewirbelt um die Menschen eine neue Energie und eine andersgeartete Schönheit schafft, so strömt diese neugewonnene Kraft hinaus wieder und bindet sich zu Land, um wieder fruchtbar zu werden. Es ist kein Gegensatz zwischen Stadt und Land, sondern wechselseitige Erfüllung, wenn das Land frei ist. Es atmet die Freiheit, in der Ackerkrume wie in der Maschine, der Mensch sträubt sich dagegen. Er ist noch unschlüssig und er hat Angst.
Weit dehnt sich das Land. Der Bahndamm, der hinten den Horizont schneidet, ist wie ein schwacher Versuch, ein Wehr aufzurichten. Das Land flutet drüber hin. Ein Gewirr von Gruben durchschneidet das Land. Durch Weiden- und Erlengebüsch, das hier und da dichter zusammentritt, geht der Weg. Bis zu einer kleinen Anhöhe, von der herab sich einzelne Baumgruppen ziehen bis zur Straße von der Ansiedlung zur Bahnstation. Von der Höhe aus kann man gerade das letzte Haus des Orts, die Gastwirtschaft sehen. Von dort läuft der Weg quergerade zur Station weiter. Das Land dazwischen bis zur Höhe steigt in zahlreichen kleinen Mulden an. Der sandige Boden eignete sich nicht für Kulturen, vor allem für die, die so wenig Zeit dafür aufwenden können. Es blieb Heide und Ödland, und der schmale Fußweg nach dem Gemeindedorf führte hindurch. Und wie die ersten Arbeiter keuchend und schwitzend oben auf der Höhe waren, denn bei dem eisigen Gegenwind trat es sich schwer, den Blick durch die Bäume noch nicht ganz frei, wie sie da oben sich umsahen nach den Dahinterkommenden und etwas ver-

schnaufen wollten, hörten sie ein dumpfes Stimmengewirr. Aber sie konnten nichts unterscheiden. Dann sahen sie plötzlich unten an der Straße Soldaten laufen. Ein Schuß. Noch einer, zwei – fünf. Viele Schreie. Aus dem Walde, aus einer Mulde lief's jetzt hervor. Junges Volk, schreiend, und scheint heftig erregt. Jungens und Mädels. Jetzt sahen sie, wie die Soldaten an der Straße das Gewehr hoben und schossen. Die Jungens auf die Straße zu. Und an einem Steinhaufen waren welche, die hoben Steine auf und warfen damit. Sie liefen wieder nach dem Ort zu. Direkt auf die Soldaten los. Sie standen da oben einen Augenblick und übersahen nicht gleich alles, was los war. Aber dann auf die Räder wieder rauf und den Berg runter. Hurrah, schrien sie. Sie wußten nichts anderes. Es hörte sich aber schön an. Es war Mut und Begeisterung drin. Und es wirkte da unten wie ein Kanonenschlag.

Die im Dorfe hatten schon vorher den Trupp zu beobachten Gelegenheit gehabt. Etwas ganz Ungewöhnliches, wie ein großes Ereignis kündigte es sich an. Ein Trupp singender und lachender Menschen, der über das Schuttfeld von der Stadt her gezogen kam, mit festem Schritt in Reih und Glied über die Brücke zog. Noch dazu an einem gewöhnlichen Tage, wo jeder in der Arbeit stand. Es war Grund genug an die Tür zu laufen und zu sehen, was es da wieder Neues gab. Zuerst, leider, ist es ja immer ein Schreck, der einem dann gleich in die Knochen fährt. Ehe man sich überhaupt erst richtig klar wird. Mit dem Revolutionslied von der Roten Fahne marschierten sie durch den Ort. Die jungen Burschen, einer wie der andere, und die Mädels drunter – es war wie ein Körper, der da vorwärts trieb. Im Hochsommer, an Sonntagen, war das schließlich nichts seltenes, daß da Trupps durchkamen. Es stimmt, die sahen sonst genauso aus, sie hatten so was herausforderndes Robustes, alles ein klein wenig übertrieben, um den Widerspruch zu reizen, so einen richtig aus der beschaulichen Ruhe zu reißen, der wird das Bild dann nicht mehr los, und den Takt, in dem die frischen jungen Menschen da eben vorbei waren – nein, das stimmt, es war dieselbe Sorte, aber sie wirkte so ganz anders als an Sommersonntagen. Die hatten diesen frechen Mut, der jetzt gerade fehlte. Die Weiber sahen mit verbissenen Mienen durchs Fenster. Gut so. Es war gar kein Raum für hämische Bemerkungen. Wo sie auch hin-

gehen, die haben schon das Richtige im Gang. Wissen, was sie wollen, und so sehr früher die Leute hier hinter solchen Trupps hergebrummt hatten, diese eine Erkenntnis brachte alles in Ordnung. Es waren auch bloß Arbeiterkinder, aber es sind Gottseidank andere als wir, sagten sie. Es scheint also doch in der Stadt was los zu sein, war die zweite Überlegung. Sonst wären die nicht hier, sicher wieder ein großer Streik. Und das ganze Elend des Arbeiters, das sie mit sich herumschleppten und immer wieder vergessen wollten, bekam wiederum eine Deutung. Das junge Volk da hatte es mitgebracht, wieder mal raus aus dem Loch, hieß das, wieder mal vor gegen die da oben, und wer gerade mit etwas beschäftigt war, der mischte einen kräftigen Fluch dazwischen – daß er nicht einfach gleich mitlaufen konnte und in tausend Dingen noch festgehalten war. Aber ein guter Wunsch ging mit hinterher. Aber ihre eigenen Jungens fieberten, die halbwüchsigen Mädels, die noch zu Hause geblieben waren. Nicht ohne Neid starrten sie hinterher. Vater hatte ihnen davon nichts gesagt. Die waren wie ein fester Block. Die hatten was von ihrem Leben, dachten sie, schon früh verbittert und ungerecht. Und sie schwankten, ob sie Steine hinterher schmeißen sollten. Aber die Alten ermunterten sie diesmal durch kein Wort. Und sie fingen von denen, die da vorübergingen und sangen, düstere, begeisterte und glückfrohe Blicke auf. Sie hätten, würden sie sich vor sich selbst nicht geschämt haben, am liebsten vor Wut losgeheult. Sie wollten mit.

Die Soldaten hatten erst ihren Spaß daran, als die vorbeizogen. Was wissen die Söldner von Gemeinschaft und Revolution. Für sie war die Hauptsache, daß die jungen Leute beiderlei Geschlechts hier draußen so frei rumliefen, so weit weg von den Häusern und der Stadt. Was sich da ereignen konnte. Ein minderwertiges Gesindel, diese Soldaten. Was sie so verhaßt macht, ist, daß sie davon leben, nicht zu denken. Sie werden dafür bezahlt. Ein Soldknecht, der darüber nachzudenken beginnt, was er eigentlich ist und darstellt und zu was er benutzt wird, läuft schleunigst davon. Solche Polizeitruppen sollte man wie wilde Tiere behandeln. Weil man ihnen eher mit einem Stein den Schädel einschlagen könnte, als daraus die geringste Spur von menschlichem Nachdenken zu pressen, so sind sie entweder gewalttätig und roh oder zu-

gleich kindisch wie dumme zurückgebliebene Kinder, die man später sich selbst überlassen hat. So liefen sie auch jetzt hinter den Arbeiterjungens her, als sie von der Straße abbogen und in einer Bodensenkung von Bäumen versteckt, schien es, Halt gemacht hatten. Das gibt Spaß, riefen einige, die sich besonders langweilten und liefen hinterher. Als sie nichts mehr hörten, schlichen sie weiter, um was zu erlauschen, um wen abzufassen — wer weiß das. Die andern schauten von weitem neugierig zu. Jetzt winkten die und es waren noch mehr hingelaufen. Der Trupp hatte Halt gemacht, und aus mitgebrachten Rucksäcken hatten sie Plakate rausgezogen, Aufrufe an die Arbeiter und das Proletariat, und auch Broschüren hatten sie in der Hand und sie wollten anscheinend zurück ins Dorf und dort an die Arbeit gehen, als einer der Soldaten glaubte unbedingt sich den Spaß machen zu müssen, und er gab über die bei der Verteilung noch Gebückten einen Schuß ab. Er wollte sich die Gesichter ansehen, hat er nachher gesagt. Aber er sah keine Gesichter. Er sah, wie sie mit einem Satz alle auf waren und auf ihn los. Dann schoß er noch mal und dann schossen auch andre und dann kamen von oben die Arbeiter, so daß die Soldaten in den Ort zurückliefen, um die Kameraden zu alarmieren. So entwickelte sich das. Die Soldaten rissen aus. In der Gruppe lag aber ein Toter, ein Junge war auf der Stelle tot, ein Formerlehrling und zwei waren verwundet, der eine hatte einen Streifschuß an der Schulter, der noch ziemlich harmlos war, der andere einen Schuß durch den Unterarm. Das war schnell festgestellt. Man sprach nicht eben viel. Jemand machte den Vorschlag zu den Homanns zu gehen. Das war das Haus, das schon jener Frau anläßlich der Hausdurchsuchung in Erinnerung gekommen war. Man hatte dunkel das Gefühl, wo ein Kranker schon ist, dort soll man die andern unterbringen.

Sie brachten auch den Toten dort hin. Sie trugen ihn an der Gastwirtschaft vorbei, ohne daß sich auch nur ein Soldat sehen ließ. Das Haus lag totenstill. Die Arbeiter gingen in dem Zug, die Räder an der Hand. Sie wagten kaum zu atmen. Es stand was bevor, im Ort, das stand auf jeder Stirn. Aber niemand wußte etwas, nicht mal die eigenen Gedanken. So kamen sie zu dem Haus und schoben sich durch die Tür. Man flüsterte.

Leise wurde noch einmal immer den Neuhinzukommenden erzählt, wie sich alles ereignet hatte. Die Jugend war ganz still. Von ihnen ging auf die, die jetzt kamen, ein achtunggebietendes Schweigen. Manche waren dabei, die das erste Mal den Tod des Kämpfers vor Augen gehabt hatten. Sie schwiegen ergriffen. Und das Dorf blieb still. Die einzelnen verkrochen sich wieder in ihr Haus. Nur bei Homanns blieb eine Gruppe, die Flur und beide Stuben füllte. Als warteten sie, daß einer das alles erklärte. Und endlich laut genug sprach. Es quälte so.

Erst spät in der Nacht gingen die Letzten. Die Verwundeten wollten mit zurück in die Stadt. Obwohl der eine stark fieberte. Man konnte ja nichts weiter tun, als sie notdürftig verbinden. Sie bestanden darauf weiterzugehen. Der Tote allein blieb liegen. Die Jungens versprachen, ihn abholen zu lassen. Es wurde wieder Mittag. Im Dorf rührte sich nichts. Niemand ließ sich sehen.

Homann war besonders schlecht auf dem Posten. Er hustete ununterbrochen und rang um Atem. Die Frau wirtschaftete in der Küche. Sie stieß mit dem Feuerhaken in die Glut, daß die Funken stoben. Sie mochte denken, das ist ein verfluchtes Leben. Schon wieder war der Mann seit acht Wochen ohne Arbeit. Dabei hatte er mit einem hier die Wohnung in der Stadt getauscht, weil er in den Kalkbrüchen anfangen sollte. Er war Maschinist, lange draußen auf See als Heizer gewesen. Nach ein paar Wochen schon mußte er sich hinlegen. Jetzt schien es gar nicht mehr zu gehen, alle Tage schlechter. Die Schüsseln knallten am Herd, als wenn sie gegen die Wände geschmissen würden. Es war eine große und starke Frau. Sie stammte sicherlich aus einer gesunden Gegend. Sie konnte hier nicht gedeihen im Kohlendunst drinnen und hier draußen im Elend. Die Schultern hingen vornüber, die ganze Gestalt, das Wesen war wie eingeengt. Es waren bald zwölf Jahre, daß sie bei dem Manne aushielt. Sie hätte es sehen müssen, sagte sie sich manchmal, das war schon von Anfang an ein schwächlicher Kerl. Ihr hatte gefallen, daß er so ordentlich war, sich richtige Mühe gab, eine Wirtschaft zu halten. Es fiel alles im Anfang auch so leicht. Es ging so spielend — — und was noch sonst einem jungen Weibe am Mann manchmal gefällt. Es läßt sich nicht bestimmt sagen, es ist so etwas Ungewisses, das aber den Ausschlag gibt. Sie hatte ihn genommen, obwohl er schon kränklich war. Das gibt sich, hatte sie gedacht. Und jetzt ging das schon die ganze Zeit. Jedes Jahr, wenn man zusammenrechnete, ein paar Monate, dann der Krieg und das ganze Unglück, und jetzt lag er vollends. Eine lumpige Rente und ein Leiden fürs Leben. Sie machte sich oft bittere Vorwürfe. Sie hätte einen anderen Mann nehmen sollen. Ihr Gesicht war hart, die Knochen prägten sich scharf ab. Die Augen blickten nach innen ge-

kehrt. Man haßte sie deswegen hier im Ort. Man konnte nichts aus diesen Augen ablesen. Nur die Stirn hing wie demütig gebeugt.

Homann lag in der Stube nebenan. Eben war dort auch Karl eingetreten. Der Heizer fragte gleich, wie die Dinge stünden. Der war unternehmender, wie er aussah. Das war auch der Grund der recht ungewöhnlichen Freundschaft zu Karl. Denn Karl war bald zwanzig Jahre jünger. Sie waren beide in der Partei; hatten sich dort näher kennengelernt. Homann hatte damals einen besonderen Vertrauensposten. Er hatte nichts von der etwas gewaltsam aufgeblasenen Wildheit des Heizers, der alle Meere befahren hat. Eher war er etwas zu still. Aber er hatte einen feinen Blick für das, was notwendig war in der Arbeiterbewegung, wie die Genossen anzufassen sind, daß alles zusammenbleibt. Ein seltsames Talent. Das war auch das einzige, was ihm richtig Spaß machte. Wie der bloß Maschinist geworden ist, dachten manche. Die Vorgänge im Ort hatten ihn in große Erregung gebracht. Er hielt sich zwar vom Parteileben jetzt zurückgezogen, er fühlte sich zu elend, hatte deswegen etwas außerhalb Arbeit gesucht. Trotzdem blieben seine Gedanken darin fest verankert, er würde auch im Ort bald angefangen haben, Bewegung rein zu bringen. Davon sprach er mit besonderer Vorliebe. »Was gibt's nun«, schrie er Karl an. Als dieser zu berichten anfing, daß sich die Soldaten nicht blicken lassen, allerdings ist der Eingang zum Gastwirt abgesperrt, und Posten sind davor. Sonst sei alles still. Die Arbeiter warten auf Nachricht aus der Stadt. Auch die zwei Leute, die schon gestern losgegangen sind, seien noch nicht zurück. Mehr, als was die Jungens erzählt hatten, wüßte kein Mensch. Sie wollten heute nachmittag zusammenkommen bei einem und dort sich schlüssig werden, ob man jemanden zum Gemeindevorsteher schicken sollte, oder eine Kommission an die Truppen, was die Haussuchungen bezwecken, um überhaupt etwas zu erfahren, was los sei. Alles das stieß Karl eifrig durcheinander hervor, überall habe er nur das eine oder andere aufgeschnappt. Denn die Leute saßen zu Hause und bliesen jeder Trübsal, und es sah gar nicht so aus, als ob eine Kampfstimmung sich entwickelt hätte. Die Ziegelarbeiter wären überdies heute noch zur Arbeit raus. Jedes Wort begleitete der Heizer mit gewichtigem Nicken. Alles wollte er sagen, natürlich, natürlich.

Die Adern schwollen blaurot an. »Und Du? Hast Du's Jenen gesagt, hast Du den Leuten die Meinung gegeben — — was, was — — —« aber Karl lächelte verächtlich: »Die hier mußt Du noch erst kennenlernen«, »was — — auf was wollen sie denn noch warten — — —« Er hatte sich aufgerichtet, seine Stimme überschrie sich. Die Frau guckte zur Tür herein. Karl war erbittert, sich mit dem Kranken zu streiten. Er schwieg. »Höre mal, Karl«, sagte der Kranke leise, erschöpft, der Husten quälte ihn. »Das ist, weil die Leute keine feste Organisation hinter sich haben. Ich habe das damals gleich bemerkt. Wir hätten schon arbeiten sollen, anstatt uns zu verkriechen. Gar keine schlechten Leute, wenn man sie richtig anfaßt. Erst müssen sie«, fuhr er wie im Selbstgespräch noch leiser fort, »natürlich die Verbindung haben. Man muß wissen, was anderwärts vorgeht. Aber dann auch selbständig handeln.«

Die Frau war schlecht gelaunt. Ein bedenklicher Lärm kam von der Küche her. Karl hörte kaum hin. Das alles war ihm selbstverständlich. Seitdem er wieder krankliegt, ist nichts mehr mit ihm anzufangen, dachte er. Hier hab' ich nichts mehr zu suchen. Karl fühlte, wie er der Frau zur Last fiel. Es war noch kein Wort gesprochen worden. Aber man merkt das. Er empfand sich ohne Zweifel dem Mann tief verpflichtet. Er war höchst unzufrieden mit sich. Sein elender Charakter war daran schuld, sagten die anderen, und er glaubte das. Berndt war Kontorist. Seine Eltern hatten ihn nicht gerade freundlich behandelt. Kaum daß er in die Lehre ging, hatten sie schon darauf gedrungen, daß er sich außerhalb Schlafstelle suche. Zu Hause war wenig Platz. In der Schlafstelle war es verdammt einsam. Die Leute dort sprachen nicht mit ihm, und Kameraden hatte er auch kaum. Jedenfalls war's kein Vergnügen, mit ihnen rumzulaufen. Sein elender Charakter — — sagten sie. Er nörgelte nämlich. Er machte fortgesetzt hämische Bemerkungen. Er hatte das nicht im Sinn, er merkte das gar nicht, das faßten die anderen nur so auf. Und die Feindschaft erweiterte sich. Er blieb auf sich angewiesen. Wie unter den gleichaltrigen Kameraden, so auch im Kontor. Er hielt sich zäh auf seinem Platz, weil er wußte, er weiß, einmal auf die Straße geworfen, nichts anzufangen. Solche Erkenntnis lernt sich früh. Sie befähigt den Menschen, sich zu

halten, auch wenn die anderen nicht wollen. Später glich sich zwar das etwas aus, aber ein Schatten blieb. Besonders als er in die Parteibewegung kam. Er wäre großartig dazu befähigt gewesen, eine Rolle zu spielen. Er hatte viel gelesen, sich mit eigenem Kopf durch alle Bücher hindurchgebissen, war zäh wie Leder, wofür er sich einsetzte, das setzte er durch, und dauerte es noch so lange. Schon in der Jugendbewegung, aus der er in die Partei kam, fiel er auf. Er hatte es gar nicht eilig, sich für etwas zu entscheiden. Er krittelte, nörgelte bis etwas in ihm ganz fest saß, dann ging er damit los. Leider sieht sich das von außen ganz anders an. So wie verbohrter hämischer Eigensinn, Dünkel sogar und Neid, so daß er wirklich wenig Freunde fand. Er war noch zu jung, als daß er besonders darunter litt. Seine Interessen, seine Aufgaben, seine Begeisterung war ja dieselbe wie die der andern. Er fühlte sich weniger einsam. Der Maschinist hatte ihn sich rangeholt. Karl arbeitete sehr gewissenhaft, mit großem Eifer. Es überhob ihn weiterer Gedanken, ob diese Menschen sich wirklich zusammengehörig auch empfanden. Er lebte in der Gemeinschaft, wenn er für sie arbeitete. Er taute auf und schloß sich an den Maschinisten an. Der ließ ihn schließlich bei sich wohnen.

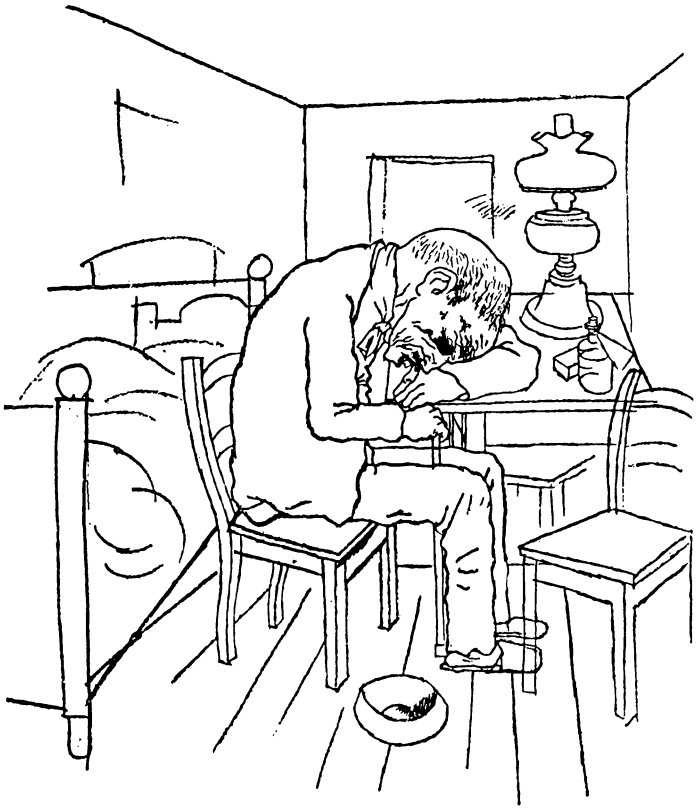
Berndt war ein schmächtiger junger Mann, lang aufgeschossen. Strohgelbe Haare standen hoch in Büscheln. Die Augen blickten klar und nüchtern, fast ironisch, niemand hätte auf den ersten Blick behaupten können, daß dahinter Begeisterung glühte. Er ging sehr dürftig gekleidet, nachlässig. Es war nicht die Arbeitskleidung, auch nicht die bunt zusammengestoppelte, noch viel weniger Straßenanzug, obwohl er gerade darauf Anspruch machte. Er sah schäbig aus und gab sich den Anschein des Herrn. Natürlich konnte Karl nicht dafür. Aber so sah Karl Berndt aus.

An dem der Gastwirtschaft entgegengesetzten Ende des Dorfes waren bei einem eine größere Anzahl Bewohner zusammen. Er konnte gleich die Neuigkeit mitbringen, die nur noch fehlte, um die Verwirrung vollständig zu machen – nämlich, daß an der Brücke eine Militärpatrouille aufgetaucht sei, die anscheinend den Weg nach der Stadt sperren wollte. Oder richtiger, er fachte die Verwirrung erst damit wieder an, denn das, was bisher geredet worden war, drückte stumpfe Hilflosigkeit aus. Am liebsten hätte man gesagt, wir wollen

nichts. Nur in Ruhe gelassen werden und unsere Arbeit – und dann erst, wenn das gesichert ist, kann man zu schimpfen beginnen und sich zur Wehr setzten. So hing man ja in der Luft, das war es. Und manche warfen auf Karl einen ziemlich giftigen Blick. Dräng dich nicht ein, hieß das, du gehörst nicht hierher. Sie sprachen noch alle durcheinander, es kamen auch noch immer neue hinzu, manche gingen wieder, um Ausschau zu halten, ob die Ziegeleiarbeiter schon zurück wären. Die würden Nachricht bringen, dachten sie. Im allgemeinen war der Tag bisher gut vergangen. Man hatte ja auch im Haus genug zu tun. Die Sorgen waren nicht zu schwer.
Daher war das Mißtrauen noch frisch. Was regen sie sich überhaupt so auf, dachten manche. Sie sagten es aber nicht. Laß nur die andern erst reden. Welche sagten: »Der Gastwirt ist ganz vergnügt (Max hieß er). Max lacht und säuft den ganzen Tag.« Die Frau hatten sie nicht gesehen. Ein Mädchen hatte er noch, ein angenommenes Mädchen, die hatten sie gesprochen. Die war im Ort gewesen. Sie sollen gut bezahlen, alles bar bezahlen, hatte die gesagt. Die Mannschaften liegen im Tanzsaal, auch noch in der Scheune, im ganzen so hundertundfünfzig Mann. Es heißt, daß sie einen Befehl abwarten. Keiner kann sich auch nur denken, was für einen Befehl, welcher Art dieser Befehl sein soll. Ein Motorradfahrer ist dabei. Ist schon zweimal nach einer weit zurückliegenden Station gewesen. Ein großer Proviantwagen ist auch mit, das waren alles Neuigkeiten. Junge Offiziere, fügte der Erzähler hinzu, bis auf einen, der ist dafür auch wie ein Patriarch, großer weißer Vollbart und Riese von Kerl. So kreiste das Stimmengewirr immer enger. Es trauten sich jetzt welche raus, denen Sachen zerschlagen worden waren, der Stall eingerissen. Dann war der Mann, auf dessen Kinder geschossen worden war. Der Älteste war mit anwesend, um noch einmal alles zu erzählen. Das gab der Sache doch schon eine bestimmte Richtung. »Das kann uns allen passieren«, schrie Karl in das Gewirr hinein. »Nichts, womit man sich zur Wehr setzen kann. Gibt es noch ein Recht. Die gehen rücksichtslos vor. Sie schießen nieder, was sich in den Weg stellt. Wie soll man die fassen. Es gibt kein Recht mehr – zum Lachen, als ob es schon je in dieser Gesellschaft für die Arbeiterklasse Recht gegeben hätte.« »Die Ziegeleiarbeiter sind noch nicht da. Da gibt's heute was«, rief einer. »Die

wissen, was sie wollen«, schrie Karl. Er überschrie sich. Er gewann trotzdem langsam Boden. Die Parteischule macht sich geltend.

Er nahm allmählich, ganz unmerklich die Sache in die Hand. Er antwortete überall hin. Nicht daß diese Leute einer Partei feindlich gewesen wären. Im Gegenteil, sie waren fast alle Mitglieder der einen oder anderen Arbeiterpartei. Aber die Unterschiede verwischen zusehends, je weiter man vom Parteibüro sich entfernt. In den letzten Ausläufern, wie hier draußen, galt mehr der Verband, und von dem wußte man gerade, daß er existierte. Er zeigte sich trotzdem noch häufiger als die Partei, die so gut wie ganz eingeschlafen war. Die ficht ihre Kämpfe im Zentrum aus, nicht an der Außenseite. Und die Verbindung reichte nicht weit. Zeitungen hielten die Leute nicht, als höchstens vom Land einwärts eine. Möglicherweise aber überhaupt nicht. Früher mal. Sie hörten ja in der Fabrik, was es neues gab. Sie waren auch zu verbittert, um sich zum Lesen Zeit zu nehmen. Aber das, was sie gelesen und gehört hatten, das blieb im Kopf sitzen. Sie wußten, was Karl jetzt auseinandersetzte. Denn Karl sprach nunmehr fast allein. Er entwickelte, was sie zu tun hätten. Sie mußten zunächst die Verbindung aufnehmen mit der Stadt und mit der Gemeinde, setzten sie hinzu. Die wenigsten dachten da an die Schornsteine. Es war zu überliefert, nach der anderen Seite zu sehen. Karl erbot sich selbst dazu und fand sofort Zustimmung. Dann vereinbarten sie einen Alarm. Sie wollten Wachen aufstellen. Ein Haus wurde bestimmt, wohin alle Meldungen gebracht werden sollen. Wer Waffen oder als solche zu verwendende Sachen hat, legt sich diese zurecht. Es wurde alles vorbereitet, Hilfe aus der Umgebung und aus der Stadt zu holen, wenn sich was ereignet. Vorläufig sich aber ganz still zu verhalten. Die Soldaten in Ruhe lassen, sich nicht darum kümmern. Überhaupt im Haus bleiben, bis Nachricht kommt. Radfahrer wurden für bestimmte Touren bestimmt. Es sollten sich welche freiwillig melden. Es kam etwas Kampfstimmung. Karl begann allgemeiner zu werden. Sprach von dem Elend der Arbeiterklasse, von der Regierung, dem Unternehmertum, vom Krieg, sprach von der Partei und frischte die Erinnerungen auf. Hielt die Stimmung wach und im Gang. Homann hätte sich gefreut. Trotzdem sprach Karl kalt und mechanisch. Er begriff, was hier zu



Es ist die proletarische Krankheit. Ein Mensch, der ans Licht will und in die Finsternis zurückgedrängt wird.

sagen war. Er hatte was gelernt. Die Leute hatten gar nicht Lust, so schnell auseinanderzugehen. Sie kamen auf die Mutmaßungen, die wahrscheinlichen Aussichten, das Hin und Her von Mißtrauen, Zweifel, Hoffnung, Wut und Kampflust, von der Stimmung, sich, wenn auch unwillig, etwas in Widerspruch treiben zu lassen. Da waren sie ja so weit.

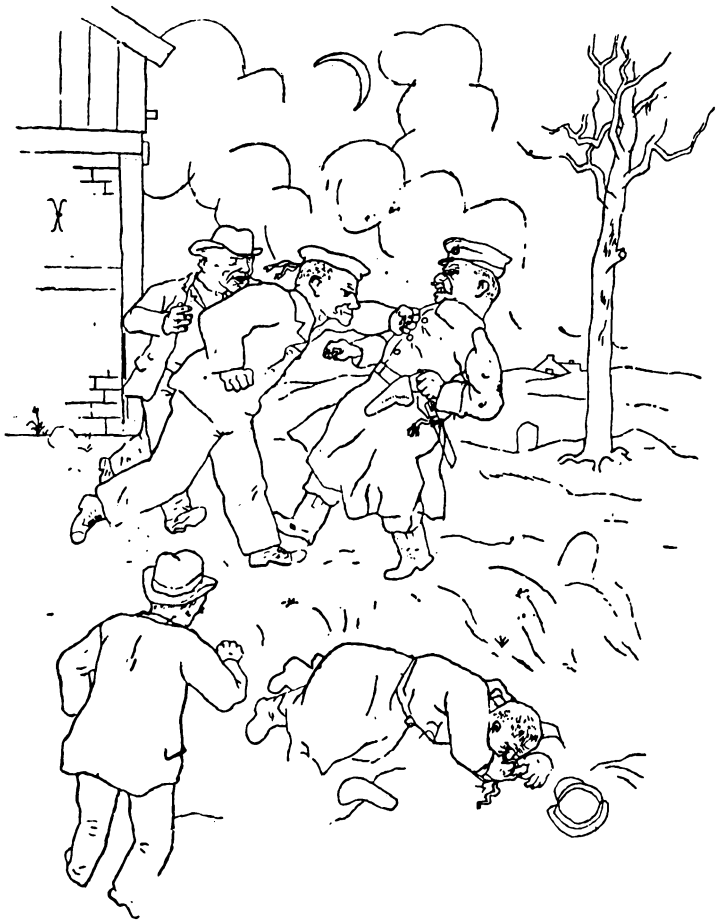
Da kam einer atemlos hereingestürzt und berichtet, daß bei den Ziegeleien ein großer Tumult im Gange sei. Er zitterte vor Aufregung am ganzen Körper. Es schien fast, als ob er Angst hätte. Ein Junge sei angelaufen gekommen, Hugo seiner, so wie er von der Lore weggelaufen sei. Es seien welche in der Verwaltung drin gewesen, allmählich hatten sich draußen immer mehr angesammelt. Einen Ziegelmeister hätten sie halb totgeschlagen. Die Direktion hatte einen gedruckten Zettel anschlagen lassen. Trotzdem gab das ganze wenig Sinn. Mehr wußte der Erzähler nicht. Der Junge wäre ganz kopflos weitergerannt. Die Fensterscheiben sollen sie eingeschmissen haben. Ein Berg voll Fragen wuchs empor. Da gellte ein Schrei. Ein furchtbarer durchdringender Schrei. Die Leute blieben einen Augenblick starr wie angewurzelt. Heulende wilde Schreie. Dann sagten einige: bei Homanns — und gingen schnell.
Bei den Homanns war der Lärm. Die Stunden waren lastend wie Steine, die sich einem um den Hals legen und in die Tiefe ziehen. Dann bekam Homann seinen Anfall. Ich will den beschreiben. Es ist die proletarische Krankheit. Ein Mensch, der ans Licht will und in die Finsternis zurückgedrängt wird, um dort festgehalten zu werden. Schwere Riesenblöcke über ihn. Dann schreit der Mensch. Die Angst treibt den Schweiß auf die Stirn. Das Leben hört auf — wenn die Blöcke im Rollen sind. Die Augen weit aufgerissen, starr. Homann rief mit leiser Stimme die Frau. Quält sich noch um einen lauten Ruf. Dann brach es los. Jetzt war es für die Frau schon zu spät hinzuzuspringen. Sie hatte nicht gehört. In ihrer Verbitterung. Sie hatte am Fenster gestanden, fast neben dem Bett und immerzu auf die Straße gestarrt. Ein Hundeleben war das, wozu noch arbeiten. Die Knochen sind müde. Nirgends eine Aussicht, daß eine Änderung kommt. Wie fürchterlich öde ist diese Gegend, feindlich häßlich. Sie hatte schon einen unwirschen Ausdruck auf der Zunge, so einen erlösenden

Ausdruck von all dem Haß, da riß sie Homann in die Wirklichkeit. Sie sprang hin, aber zu spät. Homann war schon aus dem Bett. Er war zum Tisch hin, hatte sich ins Tuch gekrallt, riß es mit und fiel lang hintenüber. Das Geschirr nach, eine große Glasschüssel splitterte nach großem Knall. Und wie sie nach ihm fassen wollte, schnellte er den Kopf hoch und stieß sie gegen die Brust, daß das Herz still stand. Und dann hoch. Sie hielten sich fest umschlossen. Eine Sekunde und dann stieß er vorwärts. Das Bein sprang. Die Frau unterdrückte einen wimmernden Laut. Dann zum Bett. Mit einem Ruck die Laken auseinander. Das Fenster klirrte in den Garten. Gedanken gingen. Dann hatte er die Frau an der Gurgel. Krampfte sie. Schüttelte sie. Es ging über ihre Kraft. Sie war wie gelähmt. Die Knie wankten. Sie wußte nicht mehr wo anfassen. Und er schrie fortgesetzt, gurgelnd, gellend. Gischt. Er stand fest. Als streckte er sich. Riesengroß. Strauchelnd glitt sie. Es ging über ihre Kraft. Sank auf die Knie, als ob die Füße weggezogen würden. Erbarme dich, Gustav. Schrie sie mit letzter Kraft. Es verschwomm alles. Zwei Kinder hatten sie zusammen, zwei Mädchen. Sie hatten sie zu ihrer Schwester geben müssen. Es war schon mal so, die Kinder waren blutig geschlagen. Es war notwendig, daß sie fortkamen. Bis er wieder gesünder war. Wenn man aufpaßte, ließ sich das Schlimmste abwenden. So weit mochten ihre Gedanken noch gar nicht gelangt sein. Es tanzte alles vor den Augen, schwarze Sterne. Es hämmerte ihr eine Faust ins Gesicht. Sie hatte keine Kraft mehr — da kamen welche ins Haus. Die Männer griffen zu, daß die Gelenke krachten. Sie wandten sich und stießen sich und waren wie ein Knäul. Bis sie ihn auf die Matratze warfen. Einer kniete auf ihn.
Einer holte Wasser. Einer sagte, man muß ihn schlagen, das hilft. Bei uns war einer, der war gleich still, wenn man ihn tüchtig schlug. Das hilft nichts. Der Mensch kann ja nicht dafür. Er denkt dies noch nachher. Aber Homann kam jetzt der Schaum, quoll. Die Augen drehten sich. Er begann zu keuchen — es ging vorbei, er wurde gleichmäßiger. Das Wasser triefte. Die Frau war in die Küche geschlichen. Sie wollte Wasser aufsetzen. Sie konnte nicht sprechen. Gar nicht aufsehen, den Schreck noch in allen Gliedern. Das merkt man doch schon vorher, sagte einer, als sie wieder gingen. Der wird jetzt schon schlafen, sagten sie. Die Frau zitterte noch.

Der Mann hatte sie jetzt schon ein paarmal leise gerufen. Sie besorgte schon alles. Ihr Gesicht war wie angekettet, weich und demütig.

Die Nacht verlief merkwürdigerweise ruhig. Einige saßen zu Hause auf der Lauer und hatten schon alles zurechtgelegt. Ein Trupp Soldaten schien nach dem Gemeindedorf zu abgezogen zu sein. Niemand wußte aber etwas Näheres, und wieviel es waren. Die Gastwirtsleute ließen sich noch immer nicht sehen. Es schien auch mehr Leben dort. Schon in aller Frühe war Lärm. Auch Patrouillen waren hier und da zu sehen. Oder nur Gruppen von Soldaten, die sich in der Umgegend zu schaffen machten, Holz und Reisig holten. An der Station sollten sie eingebrochen haben. Der Eisenbahnverkehr ging nicht. Das war das wirklich Neue. Es verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Aber aus der Stadt war noch keiner zurück. In dem Haus, das durch den ersten Überfall in Schrecken gesetzt war, stieg die Unruhe. Der Kostgänger war nicht zurückgekehrt. Er war mit bei den ersten, die nach der Stadt gingen. Er hatte dort Frau und Kinder, wenigstens einen Rückhalt. Aber er lebte ja nicht mehr bei denen. Die Frau war während des Krieges mit einem andern zusammengezogen. Paul hatte sich nicht viel daraus gemacht. Aber das Mädchen, die Anna, war sehr besorgt. Sie hatte noch blaue Flecken am Arm, so hatten sie die Soldaten angefaßt. Schon mehrmals waren die Jungen ausgeschickt worden, ein Stück über die Brücke hin, um zu sehen, ob nicht bald jemand käme. Niemand rührte sich aus dem Ort heraus. Alles ringsum stand still. Die Ziegeleiarbeiter hatten erst heut ihren ersten Ruhetag. Andere gingen herum und fragten im Haushalt nach, was an Lebensmitteln vorhanden sei. Sie kamen sehr langsam durch. Überall wurden sie sehr lange Zeit aufgehalten. Die Frauen bekamen Interesse. Man sah sie über die Straße huschen zum Nachbar, um sich dort zu besprechen. Immerhin hatte sich die Stimmung gehoben. Die Nähe einer Entscheidung lag in der Luft. Einige Beherzte gingen daran und gruben Waffen aus, die sie aus dem Kriege noch mitgebracht und versteckt hatten. Es hieß, über ein Dutzend Gewehre sind zusammen. Man wird das alles noch einteilen. Die Stunden flogen. Der Regen brachte in der Tat Wärme. Es wird Frühling. Endlich hieß es, es kommen welche. Paul kam über die Brücke, er hatte noch zwei mitgebracht. Aus dem Hafen welche, schien es. Klobige Gesellen. Der eine sah

wie ein Matrose aus. Sie waren, scheint's, betrunken. Man hörte sie schon von weitem. Paul trug ein großes Paket. Paul war auch etwas lustig.
Sie tranken alle Punsch. Vater hatte was zu rauchen bekommen. Die Alte machte sich am Herd zu schaffen. Anna erzählte noch immer ganz aufgeregt, was alles vorgefallen war. Aber die andern lachten laut dazu, das waren Kerle, die sich vor nichts fürchteten. Es war zum Staunen, was draußen alles vorgeht. Die Arbeiter hatten im Freihafen Magazine gestürmt. Der ganze Hafen lag still. In der Stadt war das Volk in die Läden gedrungen und hatte alles rausgeholt und gleich verteilt. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Die Regierung in der Hauptstadt soll zurückgetreten sein. Näheres wußte man nicht. Die Stadtverwaltung hier im Hafen hat sich verkrochen. Es wird da noch heute aufgeräumt werden. Man sieht die Arbeiter mit Gewehren. Am Hafen unten selbst hat sich das Militär zurückgezogen, Verhandlungen sollen im Gange sein. Die Soldaten sind in den Kasernen. Die Polizei ist mit dem Volke. Die Schutzleute tragen rote Binden. Schon seit zwei Tagen kommt kein Zug mehr an. Eine Menge Proklamationen werden angeschlagen. Die Parteien sind auf dem Posten. Es wird gewählt werden. Wenn sie erst die Macht haben, wird alles anders sein. Die drei lachten aus vollem Halse, daß die hier draußen von nichts wußten. Daß hier alles so still war. Die Soldaten, sagten sie, werden welche sein, die aus der Stadt ausgerissen sind. Es wurden immer mehr Arbeiter, die, wenn auch zögernd, einer nach dem andern hereinkamen, um bald wieder zu verschwinden, und das Neue weiterzutragen. — Die standen herum und staunten. Es war etwas Großes im Gange. Diesmal sah die Sache nach was aus. Der Hafenarbeiter hatte schon gläserne Augen. Aber der Matrose war gut in Fahrt. Er erzählte, daß sie draußen auf See das schon alles vorbereitet hätten. Die Matrosen aller Länder hingen zusammen wie Kletten. Die Vorgänge hier im Hafen würden das Signal geben für die ganze Welt. Das sei ausgemachte Sache. Und er erzählte und erzählte. Niemand könnte mehr wagen sich jetzt ihnen in den Weg zu stellen.
Und wenn die im Lande nicht mitmachen wollten, so würden sie allein den ganzen Kram schmeißen. Er schenkte jedem einen Punsch ein, denn er hatte dafür gesorgt, daß genügend



Der Matrose bearbeitete gleich noch den dritten.

vorhanden war. Es stand ja alles jetzt frei, man brauchte es sich drinnen nur zu nehmen. Die Arbeiter waren etwas verlegen. Sie glaubten das zwar nicht so ganz, aber ein toller Bursche schien der auf alle Fälle zu sein. Ein Draufgänger, wie man ihn jetzt braucht, sagten sie zueinander.

Es war vor allem gut, daß Paul das alles bestätigte. Denn Paul kannte sie, und Paul war ein ruhiger Mensch, einer von den ihrigen. Wenn er auch nicht so mitredete, so kannte er die doch, hatte sie getroffen und mitgebracht. Und viel neue Hoffnung stieg auf. Man gab sich ordentlich einen Ruck. Man hatte noch Knochen im Leibe. Wenn es auf sie ankäme, würden sie schon nicht zurückstehen. Das ging so Stunden noch hin und her. Es wurde wieder dunkel. Es dämmerte bereits. Als sie wieder einmal vor die Tür traten und Umschau hielten, kamen gerade welche von der Wirtschaft her. Drei Mann, die die Straße runter kamen. Sie sahen nicht gerade feindlich aus, aber alle schwer bewaffnet. Der Matrose stellte sich sogleich breitspurig auf die Straße. Von den Arbeitern waren gerade nicht mehr viel zu sehen. Und Paul und noch zwei und dann noch die beiden Jungens, die alle Reden begierig verschlungen hatten und auch schon etwas angesoffen waren. Da rief Anna, die mächtig lustig war und Mut hatte, laut: »Das ist einer davon!« und zeigte auf den einen. Ehe der noch richtig aufsehen konnte, er ging gerade unter der Tür vorbei, hieb ihm der Matrose einen gewaltigen Faustschlag vor die Nase. Er taumelte und fiel gegen einen alten Lindenbaum, der an der Straße stand. Paul und die andern das sehen und gleich auf den nächsten los. Die Koppel runtergerissen, das Gewehr gepackt; er ließ aber alles im Stich und lief, so schnell er konnte. Der Matrose bearbeitete gleich noch den dritten. Der wehrte sich nicht, blutete übers ganze Gesicht. Benutzte den Augenblick, als der Matrose sich umdrehte, um nach den anderen zu sehen, sich schleunigst ebenfalls davonzumachen. Der eine Junge schmiß noch eine Konservenbüchse nach. Das war der einzige Lärm. Es war nur eine Sache von wenigen Sekunden. Sie waren alle außer Atem. Aber die Augen glänzten. So, das Eis war gebrochen. Jetzt weiter.
Während die Nachricht hiervon verbreitet wurde, war es schon stockdunkel. Die meisten zündeten aus begreiflichen

Gründen auch im Hause kein Licht an. Es war rabenschwarz. Jetzt sah man erst, daß auch die Stadt im Dunkeln lag. Der rötliche Schimmer, der sonst über den zusammengeballten schwarzen Dunstwolken lag, fehlte. Es durchfuhr die meisten ein Schauer. Sie hatten nicht etwa Angst. Nein, das Ungewisse, daß etwas bevorsteht. Es kommt jetzt darauf an, bekräftigte sich jeder. Sie konnten sich nicht denken, daß die Soldaten das ruhig einstecken würden. Sie warteten gespannt, noch jeder bei sich zuhaus. —

Unterdessen hatten Paul und Anna eine Auseinandersetzung. Wenn sie auch freundliche Gesichter dabei machten. Anna wollte nämlich wissen, wo Paul die Zeit über gewesen war. Was er mit seiner Frau alles gesprochen hatte. Sie wollte ganz genau wissen, ob Paul mit der Frau wieder zusammenzog. Denn sie war auf Paul mächtig stolz. Und Paul zog sie auf. Es machte ihm Spaß, sie zu ärgern. Und sie wären auch bald böse auseinandergegangen, wenn es nicht überhaupt besser gewesen wäre, sich ruhig zu verhalten und erst gar nicht zu streiten anzufangen. Es konnte doch jeden Augenblick etwas geschehen. Paul nahm natürlich darauf gar keine Rücksicht. Er stichelte weiter und so lustig sie gewesen war, so sehr war sie nahe am Weinen. Es kommt ja doch alles anders, sagte Paul. Hier will ich nicht bleiben — und sah sie von der Seite an. Das Mädel war trotzig und hatte einen harten Kopf. Zu weit durfte er es nicht treiben. Du kannst ja gehen, wo Du willst, sagte sie dann, meinte aber, arbeiten mußt Du doch auch, hier hast Du ja Arbeit. Natürlich, gab Paul zurück, es wurde ihm schon ungemütlich. Er verstand sich gut mit dem Mädel. Sie war derb und entschlossen, stellte was vor, die würde ihm seine Sachen schon zusammenhalten. Das war nicht seine Ansicht nur von heute und gestern. Da lenkte er unvermittelt um, aber der Blödsinn, den er eben geredet, lag dazwischen, er ließ sich das von der Durchsuchung noch einmal erzählen. Und die blauen Flecken zeigen. Da kam er wieder ins rechte Licht. Dann wurde die Sache in Ordnung. Da konnte er auch wieder anders sprechen. Vater hatte sich aus der Stube gedrückt. Jetzt ging es besser. Jetzt konnten sie frei von der Leber sprechen. Und enger zusammenrücken. Dann hielten sie sich fest. Es waren zwei, die zueinander paßten. Werden schon zusammenhalten. Mutter drückte heut ein Auge zu. Noch

in dieser Nacht gingen sie zusammen. Glücklich – schwere Kämpfe, murmelte Paul, schon im Schlaf.

Währenddem war auch Karl zurückgekommen. Hatte auch noch welche mitgebracht. Die Nacht war gar nicht so still. Bei den Soldaten herrschte große Bewegung. Aus dem Saal ins Haus und vom Haus in den Saal, hin und her. Alles blieb erleuchtet. Im Hof loderte ein Feuer. Es kamen welche und gingen. Hatten, scheints, auch Radfahrer unterwegs. Karl schimpfte, daß noch niemand sich mit der Truppe direkt in Verbindung gesetzt hatte. Kann man wissen, sagte er, vielleicht sind welche für uns. Mit dem Gemeindedorf und der Station hielt das Militär ständige Verbindung. Man konnte das beobachten. Sonst waren Patrouillen und Wachen eingezogen. Nicht mal vor der Wirtschaft standen noch Posten. Einmal waren die Wagen schon angespannt worden, dann erfolgte aber nichts. Es war unheimlich, daß man keine Stimmen hörte. Es war unmöglich, sich so nahe ran zu schleichen. Karl trommelte einige Leute noch zusammen. Die meisten konnte er nicht erreichen, ohne Lärm zu machen.

Das wollte er auf alle Fälle vermeiden. Karl hatte Leute von der Partei mitgebracht. Er gab kurzen Bericht, so wie die Partei die Lage ansah. Es war Generalstreik in der Stadt. Die Kämpfe standen noch bevor. Bisher war es zu Zusammenstößen noch nicht gekommen. Von Verhandlungen mit dem Militär wußte Karl nichts. Eigentlich Bestimmtes wußte Karl auch nicht. Er sagte, sie würden Waffen bekommen, wenn es losgehen sollte. Diejenigen, die er mitgebracht hatte, bekräftigten das. Die sagten vor allem andern, daß sie in der Stadt warten, daß die Kollegen hier draußen auf dem Posten sind und sich bereit halten. Sie müßten dafür sorgen, daß kein neues Militär von dieser Seite nach der Stadt rein kommt. Es würden noch Leute kommen, die das alles militärisch organisieren würden. Es war ein Haufen Arbeit auf einmal. Aber das wollten sie schon schaffen, sagten die Arbeiter. Das wird gute Arbeit geben – und sie rieben sich die Hände. Es geht los.

In den frühen Morgenstunden brach in der Wirtschaft der Lärm oben aus. Befehle wurden geschrien. Die Türen aufgerissen.
Karl gab das Zeichen zum Alarm.
Schrille Pfiffe glitten um die Häuser. Plötzlich, wie von allen Seiten, Pfiffe, kurz hintereinander. Die Schläfer fuhren hoch. Es war noch nicht ganz hell.
Die Pferde wieherten laut. Man schob einen Wagen. Rufe. Befehle. Fluchen. Hierher, schrie jemand. Viele Stimmen schrien durcheinander. Peitschenknall. Los – der Wagen zog an, knarrte und saß fest. Fluchen. Durcheinanderschreien. Einer schrie: ihr verfluchten Hunde. Ein Schuß hallte schauerlich durch den Raum.
Es wurde lebendig. Man konnte noch nicht genug sehen. Aber es liefen schon welche im Ort. Ein Köter belferte los. Heulte nicht wo ein Kind – es war so.
Dann schrien wieder die Kommandos durcheinander.
Hierher. Antreten. Fertigmachen. Gebrüll. Peitschen. Fluchen.
Für einen Augenblick versank alles. Noch einmal Totenstille. Wie wenn sich etwas hebt.
Die Mannschaften standen wieder im Saal. Aufeinandergekeilt auf die eine Seite. Man konnte sie jetzt deutlich sehen. Sie sprachen aufeinander los. Schienen dann zum Schweigen gebracht. Wahrscheinlich sprach ein Offizier. Man konnte es nicht hören. Von der Seite aus an der Straße konnte man auch die Offiziere nicht sehen. Die Wirtschaft war offen. Die Tür flog hin und her. Es war niemand mehr drin. Endlich kam ein Junge angelaufen. Rannte gleich auf den ersten, der an der Ecke Posten gefaßt hatte, los. Und begann gleich zu erzählen und stotterte, daß nichts zu verstehen war. Der Mann nahm ihn mit rein in den Ort. Er erzählte noch einmal von den anderen, die beim Kalkbrenner eine Art Hauptquartier hatten. Schon waren auf der Straße Arbeiterposten, auch an der Brücke. Der Junge brachte endlich den Bericht zuwege. Er war nicht hier vom Ort. Aus dem anderen Dorf hatte ihn der Wirt geholt. Hatte ihn jetzt losgeschickt. Die Arbeiter verloren die kostbarste Zeit.
Danach, nach dem Bericht, war eine Meuterei im Gange. Die Soldaten hatten es satt, weiter hier zu sitzen. In der Nacht

war es schon zu offener Revolte gekommen. Die Leute hatten nichts mehr zu fressen. Wollten Löhnung haben. Die Offiziere sind machtlos. Müssen froh sein, daß sie nicht noch angefaßt werden. Es ist eine fürchterliche Wut unter den Leuten. Dem Gastwirt haben sie schon den Keller ausgeräumt. Nur der Alte hat sie noch etwas in der Gewalt.
Wie das eben bei den Söldnern ist, die aufs Proletariat losgelassen werden. Erst nehmen sie überhaupt schon nur die Dümmsten, die direkt ein Brett vorm Schädel haben. Die zu keiner Arbeit sonst taugen. Dann ködert man sie noch mit gutem Fressen. Verdummt sie systematisch noch mehr, bis sie richtig abgerichtet sind. Wie man die Polizeihunde dressiert. Aber es gibt doch immer noch Augenblicke, wo der Mensch wieder durchzukommen scheint, wenigstens bei den Mannschaften. Die meisten drunter sind doch schließlich auch arme Teufel.
Der Alte hat sie noch gerade erwischt, wie der größte Teil mit den Pferden und der Ausrüstung losgehen wollte. Sie haben sich im Hof schon geprügelt. Jetzt hat er sie wieder zusammen. Die jungen Offiziere, es scheinen in der Mehrzahl Studenten, hatten sich in der Küche verkrochen. Sie wollen weiter ins Land kommen, wo sie sich verpflegen können. Der Alte hat ein Paar Gutsbesitzer ein paar Stunden von hier, wo er sie unterbringen will. Jetzt verhandeln sie wieder. Der Wirt glaubt, ein Teil geht bestimmt nicht mit. Die wollen sofort ausgezahlt sein. Der Wirt sagt auch, kämpfen werden alle nicht. Der Alte hat gestern noch den Befehl gegeben, sich vollständig ruhig zu verhalten. Auf keinen Fall angreifen. Er sollte sie abziehen lassen, sagt der Wirt, sie tun Euch nichts.
Und die Arbeiter dachten hin und her. Verschiedene Pläne tauchten auf. Es zeigt sich immer wieder, daß es selbst bei den einfachsten Dingen sehr viel verschiedene Meinungen gibt.
So verloren sie die beste Zeit.

Als Karl mit seiner Ansicht endlich durchgedrungen war, daß man sie entwaffnen sollte, obwohl schon viele vorher derselben Meinung waren — man darf nicht denken, es wären welche dagegen gewesen, sie wollten nur noch mehr überzeugt sein, bis alle die gleiche Meinung haben, solange redet

man aufeinander ein — als sie sich in Gruppen eingeteilt und die paar Schußwaffen zur Stelle geschafft und verteilt hatten, endlich — da rückten die Soldaten gerade die Straße nach der Station zu ab. Und sie gingen in geordnetem Zuge, in der Mitte die Wagen, vorn die Karren mit den beiden Maschinengewehren. Das war unerwartet und warf den Plan um.

Es wurde zudem hell. Und als ob die Söldner sie noch verhöhnen wollten, begannen sie zu singen. Ein Lied, das erst im Krieg jetzt geboren war, mit einem Takt, der mehr in die Knochen ging, als ein alter Militärmarsch. So zogen sie hin. Aber das Lied hatte die Arbeiter doch gepackt. Danach waren sie auch marschiert, zum Teufel. Die verfluchten Banditen — sie ballten die Fäuste dahinterher. Es waren indessen doch genug Besonnene, die nicht mehr schlafmützig waren. Es war bald ein neuer Befehl da. Es kam Zug in die Kolonne. Sie sollen noch ihren Denkzettel wenigstens haben, die grünen Hunde. Es ist gut für den Arbeiter, daß er beim Militär war und im Krieg. Er hat dort was gelernt, was er jetzt verwenden kann. Sie liefen nach dem Buschwald hinauf, welche blieben im Graben an der Straße. Und obwohl die ziemlich schnell abrückten, waren sie doch mit dem Lied noch nicht zu Ende, als sie Feuer bekamen. Erst im Rücken, dann oben von der Seite. Gut zwanzig Schüsse über sie weg. Da half kein Kommando. Das war zu plötzlich. Im Nu rannte alles, was Beine hatte. Der Alte schnauzte zwar vom Pferde runter, was das Zeug hielt. Er mußte froh sein, daß er nicht umrissen wurde. Die rannten, als ob sie den Teufel hinter sich hätten. In kleinen Gruppen, die Straße längs, welche querfeldein. An Verfolgung war leider nicht zu denken. Es wäre schwer gewesen, sie einzuholen. Sie hätten sich einzeln zeigen müssen. Das war schon vorbedacht. Auf die Wagen war's abgesehen. Und einen bekamen sie, er hatte sich festgefahren. Aber der Kutscher mit dem Begleiter war auf und davon im letzten Augenblick. Da sahen die oben auf dem Berg, wie ein Trupp links abschwenkte nach dem Gemeindedorf zu. Das gab einen Fang. Sie liefen von den Bäumen verdeckt den Berg lang und kamen ihnen unten zuvor. Die mußten weiter einbiegen, da sie auf den Weg zuhalten mußten. Denn geradeaus lagen die Lehmteiche, hinter denen dann die Ziegeleien sich anschlossen. Und sie bogen auch ein. Es waren vier

Mann und ein Offizier. Sie liefen noch immer Galopp und sahen nicht, was vor ihnen lag. So liefen sie denen da vorn, die schon im Graben lagen, direkt in die Gewehrläufe. Feuer. Die Schüsse krachten. Zwei fielen gleich um. Der Offizier hob die Hände hoch.

Die hatten sie. Der eine war tot. Den ließen sie liegen, den anderen, Schuß durch die Lunge, nahmen sie mit. Die drei Gefangenen trieben sie mit der Waffe vor sich her in den Ort. Dort hatte man inzwischen den Wagen reingeholt und umgestülpt. Der war leer. Unter großem Hallo wurden die Gefangenen eingebracht. Sollten zunächst in die Wirtschaft gebracht werden. Alles war jetzt auf den Beinen. Es wäre schwer gewesen zu sagen, welchen Gesichtsausdruck die Gefangenen hatten. Nämlich gar keinen. Die zwei Mann schwenkten mit den Begleitern rasch ab. Um den Offizier, der abgedrängt wurde, bildete sich ein Haufen. »Du bist der Lump, der auf meine Kinder geschossen hat«, schrie eine Frau laut gellend. Sie wollte vor und ihm einen Puff geben. In dem Gedränge noch drehte sich der Offizier um und krähte: »Erlauben Sie mal, was soll das« — jemand gab ihm einen Fußtritt. Geheul. Das war eine verdammte Fistelstimme. Schnarrte so erbärmlich. Ein Oberlehrer oder Referendar oder sowas. Bürgerwehronkel. War nicht gut, diese Stimme. Das Gesicht war ein Haufen Käse. Wie aber jetzt alles auf ihn los war, hatte ihn der Matrose schon angefaßt und ließ ihn blau anlaufen. Schüttelte ihn noch ein paarmal und ließ ihn fallen. Dann hatten sie ihn. Der Mann wurde buchstäblich in Stücke gerissen. Blieb nichts als ein blutiger Dreckklumpen.

In der Wirtschaft sah es alles andere als gemütlich aus. Max hatten sie in eine Ecke gedrängt. Der schrie dort gegen zwanzig Stimmen, die auf ihn losgingen. Die beiden Weiber hatten sich auf den Boden versteckt. Das Mädchen hatte vielleicht allen Grund. Der Wirt beschwor seine Unschuld, er ließ sich nicht niederschreien. Wenn er geschwiegen hätte, wäre es ihm übel ergangen. So kam er schließlich doch noch zu Worte. Er sprach und sprach und die Stimme gegen ihn dämpfte sich. Er selbst hatte den größten Schaden, sagte er schließlich. Seht euch doch um, alles ist ausgesoffen und aufgefressen. Aus dem Keller haben sie den Spiritus rausgeholt,

nicht eine Selter mehr im Hause. Die Frau wollten sie gestern halb totschlagen, wir haben nicht mehr einen Bissen im Hause. Ich wußte, daß es so kommen wird, ich hörte ja manches von den Leuten, aber ich konnte keinen Schritt vor die Tür. Sie hätten mir alles gestohlen, ich mußte nur immer aufpassen auf meine Leute. Und so fort. Schließlich ließen sie ihn in Ruh. Aber das Mißtrauen war noch nicht verflogen. Der bleibt nicht mehr lange Wirt hier, sagten sie untereinander. Hätte ich von Max nie gedacht, sagte der eine zum andern.
Dann sahen sie sich das Haus und die Gebäude an. Es sah wirklich wüst aus. Über den Hof konnte man kaum gehen, er war überall vollgeschissen. Saubere Herren das, dachten die Arbeiter. Im Saal war eine Pestluft. Der Wirt hatte Stroh gelegt. Es sah aus, wie im Schweinestall. Sieh mal an, sagte einer, neulich erst wollte ich von Max etwas Stroh für mein Kaninchen, da hatte er keins. Zuletzt kamen auch noch die Weiber zum Vorschein. Die Frau zitterte am ganzen Leibe. Es war klar, daß sie sich gefreut hatten über den guten Verdienst. Nicht wahr, die Offiziere verzehren mehr als die Arbeiter. Wirst dir andere Gäste suchen müssen, bekam sie zu hören. Max dagegen war schon wieder mehr obenauf. Und sprach schon feste mit. Zum Teufel mit diesen Blutsaugern, die mit Fusel die Arbeiter noch kampfunfähiger machen, als sie so schon sind. Sparvereine und Geselligkeitsklubs und wie die Fallen sonst heißen, womit sie die Dummen alle einfangen. Gewiß, leben will jeder, aber mit anständiger Arbeit.
Es kam auch noch mal die Rede auf den Jungen, der die erste Nachricht gebracht hatte. Der Wirt wußte nichts davon, er hatte keinen geschickt. Die Offiziere hatten welche bei sich, die sie ins Land reinschickten. Aha, sagte da Karl, das hatte ich mir gleich gedacht, der war verdammt schlau, der Alte.

Es ereignete sich noch etwas sehr lustiges an diesem Tage. Um die Mittagsstunde, vielleicht so nachmittags, denn die Stunden flogen schnell, man weiß das nicht mehr genau — kam von der Stadt her ein Wagen. Ein städtischer Wagen, eine Droschke, mit einem städtischen Kutscher oben drauf. Der fuhr über die Brücke und ganz gemütlich in den Ort rein. Die Leute waren schon wieder längst von der Straße weg, obwohl noch gerade genug waren. Ungewöhnlich viele sogar, denn der Kutscher äugte ganz erstaunt. Aber die Mehrzahl

war schon weg, einige waren nach dem Dorf runter. Erst in den Abendstunden wollten sie nochmals zusammenkommen. Man erwartete ja auch den Zuzug aus der Stadt. Alles sollte jetzt erst richtig angefaßt werden. Damit hatte die Droschke sicherlich nichts zu tun. Die hielt jetzt und jemand reichte aus dem Innern, denn es war eine geschlossene Droschke, dem Kutscher einen langen Zettel raus, auf dem Namen und Hausnummern notiert sein mochten, denn der Kutscher blickte scharf nach den Haustüren, wie das Droschkenkutscher zu tun pflegen. Dann hielt er vor seiner Tür. Und heraus steigt ein wohlbeleibter Herr, dickes, rotes Gesicht, goldene Brille, steifen Hut auf dem Kopf – ein Biedermann, der sich mit einer sehr würdigen Aktentasche bewaffnet hatte und der gerade dabei war, in eins der Häuser hineinzugehen. Da traten von der Seite zwei Leute auf ihn zu, der eine hatte ein Gewehr überm Rücken. Die sahen schon weniger biedermännisch aus, und erst recht erschrak der Dicke, als sie ihn gleich anfuhren, was er wolle, und was er hier zu suchen hätte. Aber ein Beamter, der seinen Auftrag hat – er fand sich wieder zurecht – da muß es schon schlimmer kommen, um ihn einzuschüchtern. Er sagt also, daß er von der Direktion der Vereinigten Ziegeleien käme, und daß er infolge der gestrigen Vorkommnisse in den Betrieben hiermit einer Anzahl näher zu Bezeichnender den Befehl zur sofortigen Räumung der Häuser, die den Arbeitern von der Gesellschaft überlassen worden waren, zu überbringen hätte. Er sprach den Satz zu Ende. Dann nahm ihm der eine die Aktentasche weg und trieb ihn damit den Steifen ein. Die goldene Brille fiel in den Dreck. Dann hoben sie ihn in den Wagen und sagten dem Kutscher Bescheid. Der fuhr los wie von allen Teufeln besessen.

VI. *Sonnabend* – Hallo, die Sonne bricht durch

Wenn wir mit den Worten wie Liebe und Kameradschaft um uns werfen, so erfassen wir deren Sinn nur halb und vor allem völlig äußerlich. Wir verstecken uns voreinander. Eine dicke Kruste ruht über unseren Empfindungen. Es gibt Augenblicke im Leben, wo diese Kruste aufbricht. Sie sind für jeden verschieden, es ist eben das lebendige Leben, das durchdringt aller unserer Vorsicht zum Trotz, glaubten wir es doch so gut eingesargt. Dann schießt es gleich einer gewaltigen Lohe empor. Wir sind unfähig, uns zu bewegen. Wir haben ja nicht gelernt, uns im Glück und in der Gemeinschaft zu bewegen. Wir tappsen hilflos und benehmen uns sicherlich manchmal lächerlich und tragen mit einer Zielsicherheit, wie sonst bei keiner unserer gewöhnlichen Bewegungen alles zusammen, was uns wieder zusammenfallen und einfrieren läßt. So bauen wir die sogenannten äußeren Verhältnisse um uns herum auf. Siehst du, sagen wir dann, es geht eben nicht. Es ist noch nicht so weit – seufzen vielleicht, sind aber im Grunde doch sehr befriedigt. Das ist unsere Trägheit. Und unsere Angst vor dem Leben. Wir müssen mehr inneren Mut aufbringen, wenn wir für die Gemeinschaft kämpfen wollen. Noch sind wir wie hilflose Narren und Betrunkene.

Im Dorf war es nicht anders. Man hätte den Leuten auf dem Gesicht irgendwelche Freude nicht ablesen können. Es schien alles wie zuvor. Der Ort machte noch in den Vormittagsstunden den gleichen trostlosen Eindruck wie sonst. Während der Nacht rührt sich nichts. Alles war noch im Haus. Nur ein paar Mann standen auf der Straße, mehr wie zufällig. Und doch taten alle diese Menschen fortgesetzt Dinge, die widersinnig und überflüssig waren. Ein Damm im Inneren war niedergerissen. Blut nach lebendigem Leben und Sehnsucht nach Menschlichkeit schossen darüber hinweg und suchten wo Betätigung. Das Sprechen hatten die Menschen verlernt, wie sollten sie wissen, wie man von diesen Dingen spricht, die Sprache ist grob und nüchtern und kennt nur Ausdrücke für das Leben, das alle Tage um sie war. Sie verfielen daher auf den Gedanken, diese Stimmung möglichst zu verbergen. Sie machten sich im Hause zu schaffen und mit allerhand Kleinigkeiten mühten sie sich ab, nur um nicht aufblicken zu

brauchen und jemand dann Antwort geben zu müssen, wie es um Kopf und Herz stand. Das harte Leben schleift die Menschen zu sehr ab. Sonst, glaube ich, hätte man sie gefragt, würden sie rot geworden sein, wie ertappte Schuljungen. Wann werden wir endlich alle den Mut haben, menschlich zu sein.

Mit dem späteren Vormittag aber kam Leben ins Dorf. Die aufgestellten Posten brachten alle Augenblicke neue Meldungen. Das Stationsgebäude brannte, man sah Rauch und dünnen Feuerschein. Was mag da vorgehen. Aus der Richtung des Gemeindedorfes hörte man Gewehrfeuer. Frauen kamen zurück, die dort Milch geholt hatten. Hatten nichts gemerkt, war alles noch ruhig. Die Bauern hatten wissen wollen, was bei ihnen los gewesen sei. Die Bauern dächten sicherlich nicht daran, irgendwie sich auf eine Seite zu stellen; so friedlich hätten die ausgesehen. Das waren widersprechende Meldungen. Von der Stadt ließ der Zuzug auch auf sich warten. Ihre Postierungen waren bis zur Sandgrube vorgeschoben, die ersten Leute standen ja beinahe schon in der Vorstadt. Nichts zu sehen. Das kribbelte in den Knochen. Dabei noch der Versuch, sich möglichst zurückzuhalten.
Endlich, und das fühlte man, das waren die unsrigen, donnerte ein Lastwagen von dahinten her. Verschwand einen Augenblick im Wald und raste dann auf die Brücke zu. Hoch spritzt der Lehm nach beiden Seiten, die Pfützen auf der Straße knallten — für einen Augenblick zuckte vielleicht nur der Gedanke, wenn es die anderen sind. Da hielten sie auch schon. Die Außenposten waren mit auf dem Wagen. Sie brachten vier Maschinengewehre, eine Menge Handfeuerwaffen und Mehl. Jetzt hieß es, raus aus der Stube. Es mußte Ordnung geschaffen werden um den Wagen, Platz. Die beiden fremden Fahrer blickten gleichmütig. Sie hatten einen Zettel in der Hand für einen aus dem Ort und fragten nach dem. Trotzdem wurden sie bestaunt, wie die Gesandten der befreundeten Macht. Alle standen da herum, tüchtige Fahrer, lobten einige, eine schneidige Fahrt, wie er da den Berg runter kam. Diese Waffen, das war erst das richtige Unterpfand. Jetzt konnte keiner mehr zweifeln. Jetzt galt es, ein guter Soldat zu sein und die guten Soldaten waren alle zur Stelle. Da war schon das Abladen eine Freude. Zurück,

schrien sie, man muß den Platz absperren — sie drängten immer mehr nach.
Wenn es noch einer Steigerung ihrer Zuversicht bedurft hätte, so wäre sie eingetreten. Deutlich – und augenblickliche Stille trat ein – rollte über die Straße ein Kononenschuß. Wie wenn ein Ballon platzt. Alles still. Sie standen alle nach der Stadt zu. Man muß im Kriege gewesen sein, um zu verstehen, wie der erste Kanonenschuß, dumpf, noch unendlich weit – die Kolonne schiebt sich weit hinten an der Front auf der Landstraße langsam vor – und dann der erste Schuß, wie der in die Knochen fährt. Das ist der Gruß der andern Welt. Der dunklen, ungewissen, gewaltigen und grausigen. Bum – wie es nachhallt und dann abreißt. Es ist nicht etwa Angst um das kümmerliche Leben. Nein, jemand sagt: die Entscheidung ist da. Jetzt. Die Brust will springen. Da rollt ein zweiter Schuß Wie man auch den Hals reckte, man konnte nichts sehen.
Und es ist seltsam: die Menschen schrien vor Freude. Es war eine unbeschreibliche Freude. Man soll nicht übertreiben. Sie umarmten sich nicht. Sie vergossen keine Tränen. Aber es waren andere Wesen geworden. Sie standen noch auf derselben Stelle. Und doch wie gewandelt. Kopf, Glieder, Stimmen — schrien, schrien in Erlösung. Eine jahrhundertlange Qual löste sich. Sie schießen drin, schrien sie, hört ihr, wie sie schießen. Dann rannten sie wie toll davon. Als ob die Straße umgerissen werden sollte. —
Dahinein knatterte pfeifend ein Motorwagen. Er war durchgerast, niemand hatte ihn gehört. Jetzt sah man erst, als er um die Menschen bog, spielend, wie ein Vogel, niemand kam zu Schaden, jeder wird sagen, das ist ein Wunder — vier Leute saßen drin, Arbeiter. Harte Gesichter. Wie aus den Stahlblöcken geschnitten, die tagtäglich in die Maschine gehen. Nur einer, blasses schmales Gesicht, man möchte sagen, ein bebendes Gesicht. Aber Augen drin, tief drin glühende Kohlen. Der Wagen hielt vor der Wirtschaft. Und wiederum etwas Seltsames geschah. Auf einmal war jetzt alles scheu gewichen. Die Insassen hatten sich noch nicht von der Erstarrung befreit, in die eine so rasende Fahrt Menschen bringt, der Wagen mußte fürchterlich gefahren sein, er klebte über und über mit Dreck, die Leute konnten noch nicht aus den Augen sehen, da wurden sie schon mehr rausgezerrt als gehoben, viele Hände streckten sich aus, stellten sie hin, wie

man einen lieben Gegenstand stellt, klopften ihnen auf die Schultern und bestürmten sie mit Fragen. Das war ein proletarischer Empfang. Es war ein Unding, auch nur eine Frage vernünftig zu beantworten. Die Leute lachten und schrien dazwischen. Die vier fanden sich aber zurecht. Sie lachten mit. Das Lachen war ein seltsamer Gegensatz zu den stahlharten, todernsten Gesichtern. Wie daraufgelegt und hinzugeschenkt. Es lachte für sich und mit den andern, das Lachen wurde wundervoll mütterlich. Sie drängten und schoben sich schließlich durch. In der Wirtschaft, im kleineren Zimmer, saßen schon diejenigen, die die Leitung im Ort in der Hand hatten. Paul und der Matrose waren darunter. Karl und noch zwei andere. Die kamen jetzt und holten die Gäste rein.

In die Wirtschaft kamen und gingen die Leute schon den ganzen Tag über. Unmerklich regelte sich alles. Es schien erst ein ungeheures Chaos. Gerade weil die Menschen selbst mit den Kleinigkeiten nicht warten wollten. Im Augenblick sollte gleich alles unverrückbar für alle Zeiten festgesetzt sein und die tausend Fragen erledigt werden. In diesen Dingen fand sich Karl am besten zurecht. Er gab auf alles Antwort. Er war so geduldig, daß ihn alle liebgewannen. Den brauchen wir, der versteht das, der hat sich gemacht. Was nie sonst einer aus seinem Leben heraus dem andern preisgegeben hätte, in diesen Fragen kam es zutage. Noch beschwert von der Moderluft, in der es im Dunkeln tief zugeschüttet ruht. Die kleinen Hoffnungen und die kleinen Sorgen, die jetzt sich weiteten zum Leben, zur Freiheit oder zur Vernichtung. Im Ernst dachte niemand daran, daß es noch einmal so werden würde wie zuvor. Das lag hinter ihnen. Sie beeilten sich so schnell wie möglich, jeden Gedanken daran unmöglich zu machen. Wir vergessen ja so schnell, wenn unser Glück daran hängt. Wenn wir nur damit beginnen könnten.
Eine nicht geringe Sorge war, wann sie wieder würden anfangen können zu arbeiten. Sie freuten sich darauf, das würde jetzt eine ganz andere Sache werden. Im Grunde der Seele sah sich jeder wieder an seinem Platze stehen und arbeiten, daß die Funken stoben. Das fleckte nur so. Denn schließlich versteht eben jeder sein Fach. Das macht Spaß. Da kann man den andern mal zeigen, was arbeiten heißt. Und Gottseidank noch gesunde Knochen. Wenn jetzt die Unsrigen an die Macht

kommen, sagten sie, die sorgen schon für uns.
Wirst mal sehen. Im Anfang geht's natürlich schwer. Aber später, erst müssen wir uns durch den Dreck durchgebissen haben. Waren ja auch viel Zweifler darunter. Aber wer weiß, es gibt welche, die zweifeln gewohnheitsmäßig. Weil man dann immer das hört, was man hören will. Es ist schön, wenn andere sagen, was man selber denkt. Nur nicht grade offen damit heraus will, wer kennt das nicht. Und hättest mal sehen sollen, wie das ging, als sie jetzt in Kolonnen eingeteilt wurden und losgingen, Gräben auszuheben. Die drin hatten einen Plan mitgebracht. Für die Maschinengewehre wurden Stellungen gebaut und Gräben ausgehoben rechts und links von der Brücke. Donnerwetter nochmal, das war Zug. Vielleicht paßte es nicht hierher. Aber sie mußten an die erste Zeit bei den Soldaten denken. Alles gemeinsam. Da fängt der Körper an zu singen, und man muß an sich halten, um nicht vor Vergnügen einen Luftsprung zu machen.
Abends wurden alle nach dem Wirtschaftssaal zusammengerufen. Dort wollte einer aus der Stadt sprechen. Die Beratungen mit dem Arbeiterrat hatten sich auf mehr militärische Fragen beschränkt. Wo noch Truppen stehen konnten, wie stark die Verteidigung gestellt werden könnte, Einzelheiten über die Verbindung mit der Stadt und so etwas. Leider fällt ja die Entscheidung in der Stadt, sagte einer von denen, eben jetzt wahrscheinlich, und wir sind nicht mal dabei. Das hörte sich nicht gut an. Hier fällt auch die Entscheidung, sagte Karl und die andern. Karl war vollkommen einer der Ihrigen geworden. Wir haben hier schon die Macht in der Hand. — Darauf wiesen sie mit besonderer Betonung hin. Schließlich sprach im Saal der kleine Blasse. Man hätte aus dem Gesicht nicht feststellen können, wie alt er ist, konnte sich leicht um zwanzig irren. Es hing ganz davon ab, wie er die Muskeln straffte. Und er sah eigentlich ziemlich alt aus. Das war kein Arbeiter, das sahen sie auf den ersten Blick. Diese weißen kleinen Hände und schon die ganze Art, zu stehen und zu sprechen — sie waren mit sich noch zu sehr beschäftigt, noch zu aufgeregt, sonst hätten sie gesagt, er gefiele ihnen nicht. Dazu sprach er wirklich Sachen, die sie alle wußten. Selbstverständlich werden sie den Kapitalismus stürzen und die Unternehmer verjagen. Und der Arbeiter darf nicht mehr Lohnsklave sein. Arbeit und Gemeinschaft, das zusammen

gibt Freiheit. Das war nicht neu. Sie wollten hören, was draußen war. Wann es soweit ist, waren sie nicht ein vorgeschobener Posten, wo sind die andern, und was ist zunächst, das heißt heute und morgen für sie zu tun. Es waren welche, die begannen zu murren. Wartet doch, sagten wieder andere, er kommt noch darauf. Daß ihr die Leute nicht reden lassen könnt. Ein anderer brummte, der spricht genau wie die, die vor einem Jahr schon hier waren, na, und was war dann —. Und dieser behielt recht. Denn der Kleine ging jetzt über zu der Partei. Das Proletariat muß der Ausdruck werden der Arbeiterklasse. Das Klassenbewußtsein der Arbeiterschaft ist nicht scharf genug geprägt. Der Pflock, um den das Klassenbewußtsein sich bildet. Sammelpunkt der Arbeiterklasse. Waffe gegen die Ausbeuter. Doppelte Arbeit, dreifache Arbeit muß noch geleistet werden. Wir sind noch weit entfernt, schrie er außer Atem. Er sprach zu einer entgeisterten Menge. Die starrte ihn an. Kein Kontakt mehr, er war doch ein guter Redner. Aber weiter. Er eiferte weiter. Er enthüllte die Lage im Lande. Die beiden Parteien, die großbürgerlichen und die kleinbürgerlichen hatten um die Macht gerungen, wie schon so oft. Die Arbeiterklasse steht in der Mitte, um zerrieben zu werden. Fast schien es wieder so. Regierungen hatten gewechselt, der Kampf wogte noch, aber nirgends trat die Arbeiterschaft für sich selbst auf, nur im Schlepptau der anderen. Nur an einzelnen Orten, auch hier im Hafen, gehen die Versuche darüber hinaus. Dort wird noch gekämpft. Wir wissen nicht, wie es steht. Lernt daraus. Prägt euch das ein. Macht die Partei stark. Wir wollen das nicht hören, schrie da einer laut. Das gab das Signal. Wo ist denn die Partei. Wir wissen hier nichts von der Partei. Wir kämpfen schon die ganze Woche und ohne Partei. Die Partei ist nicht da, wenn sie nötig gebraucht wird. Das ganze Jahr läßt sich niemand sehen. Wir Arbeiter nehmen das Heft selbst in die Hand. Wir sind alle Arbeiter und wenn wir nur wollen, dann geht's. Alle schrien durcheinander. Ihr wollt uns verraten, schrie wieder einer über die anderen hinweg. Es gab einen wüsten Tumult. Aber der Kleine war zäh. Er setzte sich wieder durch. »Damit ihr eben als ein Ganzes schlagkräftig werdet, ist die Partei«, schrie er jetzt. »Sie schafft die Armee der Arbeiter gegen die Armee der Bürger.«

Das beruhigte sie wieder. Das stimmt, dachten sie, das muß sein. Die Partei verbindet eben, hörten sie wieder. Aber zuletzt störte sie alles, schließlich immer mehr. Und jetzt, und jetzt — schrien sie. Immer dringlicher. Die Schreier wurden schon ein Chor. Der Redner wollte gerade den Trumpf rausschleudern. Er war wieder um zwanzig Jahre jünger. Aber das Wort blieb ihm sozusagen im Munde stecken. Es war nicht zu spaßen mehr mit der Masse da vor ihm, die war drauf und dran, ihn runter zu holen. Das schreckte ihn allerdings weniger, aber das Gesicht dieser Masse, das er jetzt sah — Verzweiflung, Haß, Not, Elend, Elend, Elend, das sich vor ihm riesengroß auftat im Jammer der unterdrückten Menschheit, diese Masse, die danach schrie, wie um ihr Leben, Hilfe — das ging über seine Kraft. Er war nur ein Mensch, er lebte mit diesen, er wollte mit ihnen sein in allem, dann kann er nicht sagen: organisiert die Partei. Er schluckte es noch herunter. Das Herz stand still. Dann schrie er: kämpft jetzt, Gott sei Dank. Lieber untergehen. Jetzt hatten sie das Wort gehört. Der Lärm strömte noch hin und her und verlor sich dann. Die Masse trank begierig das Ziel, das er vor ihnen entrollte. Er tat den Menschen wohl. Sie hatten gearbeitet Jahr für Jahr. Es gab für sie nicht das, was dem Spießbürger der Genuß ist, den man in sich einzieht, schlürft. Nur die Sehnsucht nach Freiheit, aber die quälte und war manchmal noch bitterer als die Arbeit. Gebt uns jetzt das Glück, heißt es. Es ist noch ein steiniger Weg. Da werden noch Tausende der Besten fallen. Nicht nur von den Kugeln. Von der Kraft, sich selbst zu opfern. Die Möglichkeit der Befreiung zu halten. Das ist schwerer, als auf die Freiheit loszustürmen. Die Kräfte zu halten und wachsen zu lassen, ehe sie verzweifeln und sich selbst zerfleischen und auch daraus schält sich noch wieder ein Kerntrupp heraus. Verzweifelt nicht, wenn euer Nebenmann auch schon fällt. Auch Du wirst fallen. Sorge, daß Deine Aufgabe erfüllt ist.

Die Versammlung zog sich lange hin, keiner wich vom Platz. Einer nach dem anderen trat auf und sprach sein schlichtes Bekenntnis.

Bekenntnis. Durchhalten, kämpfen bis zum letzten. Wir werden unseren Mann stehen. Manche sprachen es nicht aus, aber sie hatten das Gefühl, sie werden allein stehen. Man wird sie im Reich im Stiche lassen. Aber sie sprachen es nicht

aus. Aber dieses Gefühl gab ihren Worten einen wilden Mut. Das war Trotz und Stolz einer Klasse, die zu kämpfen und zu sterben weiß. Sie lebte, die Arbeiterklasse. Sie wurde mit jedem Wort neugeboren. Und wächst und strahlt hell, wie die glänzenden Sterne am Firmamente. Sie sangen sich selbst das Heldenlied.

Richtet nicht. Der Mensch ist menschlich gleich, wie du, auch wenn er einen Fehler begeht. Er lebt wie du und er möchte mit dir zusammen in Gemeinschaft leben. Er liebt dich, richte ihn nicht. Steh auf und opfere dich, dann richte!

Einer nach dem anderen trat auf und sprach sein schlichtes Bekenntnis.

VII. *Sonntag* – man merkt, daß alles Schwindel war

In der Nacht mußten die vier wieder in die Stadt zurück. Es war schon in den ersten Morgenstunden geworden. Soviel immer wieder zu besprechen war, es blieb doch ziemlich das gleiche, es drehte sich nur um den einen Punkt. Sie drängten. Sie mußten fort. Der Kleine wollte durchaus bleiben. Wir sollten hier unsere Schuldigkeit tun, sagte er. Er wollte denen hier beweisen, daß sie alle eine Familie waren, eine Gemeinschaft. Aber sie hatten ihre Verpflichtungen in der Stadt. Auch dort war der Kampf, auch dort zählen die Kameraden darauf, daß sie unter ihnen blieben. Wir dürfen nicht beliebig die Aufgaben vertauschen, sagten die anderen. So fuhr er schließlich doch mit. Er versprach wieder zu kommen. Der Wagen fuhr langsam und vorsichtig durch den Ort. Einige liefen noch ein Stück nebenher. Es war noch Nacht und Wind.

Wind, der die Wolken vor sich herschob. Sie ballte und schwer zu arbeiten hatte, in keuchenden Stößen. Bis die Dämmerung die schwarzen Knäuel breitet und Fäden zog. Bis das ganze Netz, das den Knäuel noch überzog, flüchtiger schwebte und aufgesogen wurde gegen Osten hin, bis dort die Dämmerung sich verdichtete und hell wurde und schimmernd. Der Wind fegte noch über das Land, aber ohne Widerstand zu finden. Er schmolz dahin, spielte und wurde warm. Da schob sich die Sonne hoch. Und einmal oben, rollte sie schneller und schneller. Dann flutete sie ihre Strahlen ringsum. Vorfrühling. Die Erde wird sich auftun, sie schwankt noch. Menschliche Arbeit und Liebe wird den Anstoß geben. Die erste Wärme kreist um die Häuser. Die zu leuchten beginnen, sich in Bewegung setzen möchten, um mit dem Frühlingswind zu spielen. Noch drohen die kahlen Bäume, aber mehr aus Spaß. Bald wird alles anders sein, wenn nur die Menschen wollten. Können sie denn noch lange selbst gegen die Natur sein, sind sie nicht nur deren Teil? Eine glückliche Erfüllung. Seid wieder Gewächs, Wind und Sonne, dann wird die Menschheit wieder gemeinsam und glücklich sein. Und seid mehr: seid bewußte Gemeinschaft. Kämpft euch dahin durch.

Die militärischen Verteidigungsarbeiten waren in vollem Gange.

Wer sich die Nacht für ein paar Stunden hingelegt hatte, der war sicher schon früh wieder auf den Beinen. Die meisten hatten sich erst gar nicht hingelegt. Die militärischen Verteidigungsarbeiten waren in vollem Gange. Es klappte alles vorzüglich, die Leute verstanden sich auf alles, jeder hatte seine Aufgabe, für die er wie geschaffen war. Die Sonne schien hell. Sie wärmte schon richtig durch. Auf dem Wege von der Station her kam ein ganzer Trupp Menschen. Man konnte sie schon von weither sehen. Feindlich waren die sicherlich nicht — sie gingen untergefaßt, Arm in Arm und sangen. Hallo, was war denn das, ein paar hatten Gewehre über den Rücken. Jetzt wurden sie da vorn angehalten, die Wache war auf dem Posten. Die Mützen flogen in die Höhe, Hochrufe. Dann marschierten sie ein, Männer und junge Burschen, so an fünfzig Mann. Es waren Leute aus einem ziemlich entfernt liegenden Dorf, an das im Augenblick wirklich niemand gedacht hatte. Wir sind bloß Ziegeleiarbeiter, sagten sie, aber wir dachten doch, ihr könnt uns hier brauchen.
Während noch die Fragen hin und her gingen, das Bewillkomnen und Händedrücken, wurde ein Trupp Leute gemeldet, die durch den Busch kamen vom Gemeindedorf her. Stücker dreißig Bauern kamen da an, hatten auch Waffen mitgebracht und vergnügte Gesichter. Jetzt gilt's, schrien sie, werdet uns doch mittun lassen. Das gab jetzt erst einen Jubel. Sie erzählten, daß sie gestern einen Trupp Soldaten entwaffnet und gefangen genommen hatten. Sie steckten jetzt im Spritzenhaus. Nun müssen wir zusammen, und sie nickten sich zu. Die Bekannten wußten sich vor lauter Freude des Wiedersehens nicht zu fassen. Karl konnte nicht an sich halten und ließ eine Ansprache los. Wie sie da alle im Hof und draußen noch auf der Straße standen. das sah wirklich feierlich aus. Und als Karl geendigt hatte, da sangen sie aus voller Kehle in dem warmen Sonnenschein das Lied von der Arbeiter-Internationale hinaus. Sieh da, sie konnten alle auf einmal singen.
Da fiel der erste Schuß.

Verdammt, der riß.
Dann kam der zweite Schuß. Schneller, dann pfiff es durch die Luft. Flatterte wie ein Riesenschwarm Vögel. Aha — Schrapnells.

Unterdessen waren schon welche nach vorn gelaufen. Von drinnen die stürzten heraus.
Dann kam einer gelaufen. Blutig im Gesicht, er war ein paar mal vornüber gestürzt. Sie kommen, sie kommen — einer von der vordersten Wache, noch vorm Wald.
Ruhe, schrien jetzt welche, haltet Ordnung. Wer nicht für draußen eingeteilt ist, in die Häuser. Es ist noch nichts. Da platzten wieder die verdammten Schrapnells.
Ja, wie ist das denn, wo können die sein, wieso denn von der Stadt her — das schwirrte noch durcheinander. Die meisten gingen von der Straße nicht weg. Viele liefen nach der Brücke zu in die Stellung.
Die Leitung war ratlos. Wenn sie sich auch den Anschein gab, daß dies alles zu erwarten war. Warum schießen die Unserigen nicht, schrie jemand. Sie schießen ja, schrie ein anderer. Ja jetzt begann das Maschinengewehr, über dem Teich rechts. Aha von da also, sagten sie gleich wieder beruhigt. Jetzt begann das zweite. Die Ruhe kam wieder. Gut, daß man die hatte. Dahinter kann man die Gedanken sammeln.
Es kam leider anders. Es war für ein paar Minuten still. Einzelne Schüsse. Die im Orte bekamen keine Nachricht mehr. Viele standen noch um die Wirtschaft gedrängt, in den Stuben, in Haufen noch zusammen. Da fegte ein 7,5 cm über das Dorf und schlug in den Busch. Man sah die Sandwolke hochschießen. Dann noch einer. Jetzt liefen welche. Die nächste geht in die Wirtschaft, schrie einer. Nach einem Moment Zögern liefen wieder einige aus der Wirtschaft raus. Draußen —
Jetzt ballerten auch bei den andern Maschinengewehre.
Liefen querfeldein, welche auf den Busch zu. Da tauchten Schützenketten auf. Liefen noch mehr auseinander. Alles lief jetzt durcheinander. Schüsse. Die ersten Stahlhelme waren schon an der Wirtschaft. Deckten die Straßenbreite und stießen so vor. Immer mehr.
Draußen schossen sie noch. Vorn in der Stellung mochte sich wohl einer umgesehen haben. Es brach ab, wie wenn einem das Rückgrat gebrochen wird. Mit einem Schlag brachs ab. Stille. Dann Ruhe. Vom Walde her rückten sie jetzt an. Panzerwagen rasselten in das Dorf. Es waren vielleicht zehn Minuten vergangen.
Das war leider sehr einfach.

Das war eben so, daß die Regierungskrise entschieden war, daß noch im Laufe des gestrigen Tages überall die Ruhe mit Gewalt wieder hergestellt wurde, Versprechungen und Hoffnungen zählen dabei nicht. In der benachbarten Hafenstadt wurde der Versuch eines Arbeiteraufstandes schon im Keim erstickt. Ein paar Schüsse und die Barrikaden waren niedergelegt. Mochte dabei auch ein Stück Straßenfront zum Teufel gehen. Rücksichtslos durchgreifen, hieß es im Telegramm der neuen Regierung, die soeben erst die Arbeiter gerettet hatten. Noch am Abend wurde der Plan für eine umfassende Säuberung der Aufstandsnester in der weiteren Umgebung festgelegt. Die Nacht sah die Truppen schon im Anmarsch. Sie wurden durch die Verteidigung, die sie mehr überraschte, man war nicht genügend davon unterrichtet, für Minuten aufgehalten. Bis das Geschütz in Stellung war.

Vor der Wirtschaft hielt der Stab. Die männlichen Bewohner des Orts wurden in den Garten hinter dem Haus zusammengetrieben. Patrouillen suchten jedes Haus ab und schleppten ran, was laufen konnte. Auch Homann wurde aus dem Bett gezerrt. Im Bett liegen, das kennt man. Die im Graben hatten die Waffen weggeworfen und die Hände hochgehoben, als sie im Rücken angegriffen wurden. Ganz wenige waren entkommen, darunter der Matrose. Die auf gut Glück losgelaufen waren. Verluste waren nicht, auf beiden Seiten. Die Waffen lagen in einem Haufen vorn auf der Straße. Der Stab besprach sich. Dann wurden die Leute in Gruppen zu je zehn Mann eingeteilt. Sie ließen alles ruhig mit sich geschehen. Sie sprachen kein Wort. Die meisten sahen zu Boden. Manche aber trotzig gerade auf. Alle aber ohne Erregung. Man fragte sie nicht, sprach überhaupt kein Wort. Das Militär war gut dreihundert Mann stark. Gefangen stehen mochten etwa hundert bis hundertzwanzig. Die beiden gefangenen Soldaten, die im Keller gelegen hatten und jetzt befreit wurden, bezeichneten die Anführer oder vielmehr diejenigen, die sie dafür hielten. Die zehn kamen in eine Gruppe, allerdings waren Paul und Karl darunter. Aber auch welche, die gar keine Waffe gehabt hatten, vielleicht nicht mal angefaßt hätten. Aber tatsächlich gesprochen wurde kein Wort. Niemand murrte, beschwerte sich, gab überhaupt einen Laut von sich. Ein Maschinengewehr wurde in dem Garten in Stellung gebracht. Die Straße war schon

aufgestellt, das Gesicht gegen die Wand. Man kommandierte. Alle hoben, wie schon oft, die Hände hoch. Wieder vergingen einige Minuten. Dann trat ein Zug an und gab auf die zehn eine Salve ab. Sie fielen alle. Einige hatten geschrien, nicht alle. Ein Offizier ging und hielt Nachlese. Er schoß noch seinen Browning leer, dann verging wieder einige Zeit. Die anderen hundert standen noch. So gut es ging, unbeweglich. Es ging vielleicht noch eine Stunde hin. Dann rückten einige Truppen ab. Eine starke Besatzung blieb zurück. Sie bezog im ganzen Ort verteilt Wachen. Dann wurden die Arbeiter einzeln laufen gelassen. In der folgenden Nacht rückten die zurückgelassenen Truppen ab. Diesmal sangen sie nicht. Leise schlichen sie wie die Diebe.

Zum Schluß eine Frage. Bitte — wo war das.

Das ist schwer zu sagen. Weil es in Deutschland kaum einen Ort gibt, wo Ähnliches nicht war.

Aber die Frauen, die andren Kameraden, wie leben die weiter, überhaupt alle Menschen, die Henker, die einfachen Soldatenjungens, die Leser — die Seele des Menschen erträgt vielleicht mehr, was die Kraft nur eines Menschen ausmacht. Sie krümmt sich tief zu Boden. Aber wenn die Sturmflut vorüber, der dickste Schlamm absickert, biegt sie sich langsam wieder empor. Die Natur lebt und der Mensch in ihr. — War es nichts weiter?

Trotzdem noch eine Betrachtung als Anhang.

Warum wehrt sich der Mensch nicht, der zum Tode verurteilt ist? Der den sicheren Tod vor Augen hat. Hofft er noch und auf wen?

Ist er durch den oder die Henker so eingeschüchtert, daß er die Bewegung verloren hat, die Herrschaft über sich? Leute wie wir lassen dann alles geduldig über sich ergehen.

Ist es uns überhaupt gleichgültig?

Spielen wir nicht nur mit dem Tode, weil wir ihn im Grunde suchen?

Wir wollen doch leben. Wir wollen doch das Glück der Menschen im Leben und nicht im Tode, dann müssen wir auch noch im Tode um das Leben ringen. Nicht sich abschlachten lassen.

ENDE

Arbeitsfriede
Roman

Selbstkritik

Viele meiner Kameraden werden mich der nachfolgenden Zeilen wegen tadeln. Die einen werden sagen, ich dränge meine Person als Autor in den Vordergrund. Die anderen, das technische Problem soll nicht beschrieben, sondern gestaltet werden. Selbst wenn beide Ansichten richtig wären, würde ich trotzdem diese Einleitung als Selbstkritik schreiben. Ich will dem Leser schon vorher sagen, was ich will und wie das technische Problem liegt. Er soll beim Lesen mithelfen an der Lösung und Gestaltung, prüfen wo das Tempo ins Stocken gerät, und so die wirkliche Verbindung zwischen Autor und Leser herstellen, die der wesentlichste Teil des Inhalts dieses Buches ist. Jeder Inhalt, den man darstellen will, gewinnt dadurch einen neuen Rhythmus. Es wird nicht mehr so sehr ausschließlich Handlung, die sich aufbaut, sondern ein Teil unseres Selbst, der Geschehnisse in und mit uns, unserer Empfindungen, des als lebendige Gemeinschaft Miteinanderverbundenseins. Es wird Handlung mit uns mit, eine neue Form des rhythmisierten Lebens. Die Revolution der Sprache dämmert bereits herauf, und ihre ersten Spitzen werden bereits mit den ökonomischen des Proletariats in das Land der Gemeinschaftlichkeit einziehen.

Die aus der individualistischen Gedankenwelt übernommenen technischen Mittel, so das der Darstellung, sind aus den gleichen Entwicklungsgesetzen hervorgegangen, wie die Truste im Kapitalismus. Sie bedeuten die äußerste Anspannung von sprachlicher Dehnbarkeit, Empfindungsvertiefung im Sinne der Vereinzelung, um die Übertragung und Vermittlung, das Verständnis als Mitgefühl zu erzwingen. Man muß sie benutzen. Die Frage ist nur, wozu. Zu (wenngleich immer klagender auftretendem) Ich, oder zur Sichtbarmachung, Herausarbeitung des Wir. Nicht nur als der Schriftsteller, als Ich zum Wir, zur Gemeinschaft der Leser und allgemein, sondern der Schriftsteller als vorgestoßene Spitze der Leser und der All-Gemeinschaft, als technische Funktion, als Beauftragter. Das Leben wird bunter werden. Ich glaube nicht an die wissenschaftliche Form, die wissenschaftlich bestimmte literarische Form. Wir werden eine andere uns gestalten, herangestalten in der Entwicklung unserer Gemeinschaft. Nicht alle Fragen

werden wir dialektisch, verstandesmäßig lösen, sondern viele gefühlsmäßig und spielend. Obwohl heute noch im Kampf die Dialektik wichtiger und unsere Sehnsucht ist.
Wir wollen uns aber auch gestehen, gerade weil wir in Reih und Glied marschieren und für den heftigsten Kampf uns rüsten, daß wir alle zutiefst Frieden wollen. Wir wollen im Grunde nicht als Kriegshelden, nicht im Getümmel der politischen Auseinandersetzungen, bebend das Schwert des Terrors in der Hand, sondern neben- und miteinander leben, etwas im Halbdunkel und die Schulter noch eingezogen. Denn wir vertragen die Sonne noch nicht und es ist schwer aufrecht zu stehen. Wir möchten sagen: Bitte langsam, noch einen Augenblick, wartet doch noch, denn wir sind noch nicht so weit. Das ist wahr.
Wir müssen davon ausgehen. Das Heldentum ist für die Darstellung ein gefährlicher Irrtum. Es ist bürgerlich. Wir dagegen haben alle die Zähigkeit, Menschen zu sein. Nicht w i e wir diese Menschen sind, bestimmt den Wert, hunderttausend Schattierungen, sogenannte Inhalte fallen mit einem Schlage weg, sondern d a ß wir sie sind. Ich habe in meinen früheren Büchern immer nur alles um das eine gruppiert, den einen Punkt, wo das Menschliche im Menschen, der in beliebiger Lage, in nüchternen und phantastischen Verhältnissen sein mag, sich offenbart. Denn es kann keinem Menschen a b s o l u t fehlen. Ich habe gewissermaßen den technischen Sport getrieben, es d o c h zu finden, und so ein Buch nach dem anderen geschrieben. Wenn es schien, wenn alle Vorbereitungen so weit waren, daß jetzt die Lösung kommen müßte, da machte ich schnell Schluß. Unsere Luft verträgt das nicht, und ich bin nicht stark genug, es trotzdem als Gemeinschaft g e f ü h l t auszusprechen. Schreiben an sich kann man ja viel und leider alles. Weil ich in dem Helden- oder Dulder-Wahn als Schriftsteller befangen war, nahm ich das als Inhalt.
Ich habe mich mit den Lesern gestritten. Wollen wir in Frieden gemeinsam gehen. Beobachtet mich, wie ich mit den Sätzen hantiere. Prüft die Verwendbarkeit des technischen Materials und freut euch daran, wie es manchmal durcheinanderwirbelt. Arbeitet mit mir an der Feilung des Ausdrucks, auch von der Empfindung her, dann schaffen wir was. Dann stellen wir einen Bau hin, wo jeder sich hundertfältig bunt widerspiegelt und doch nicht einzeln, sondern glücksfrohe Gemeinschaft ist.

Sie waren beide müde, denn sie hatten sich gezankt. Eine plötzliche Schläfrigkeit kommt über einen. Ah, mags gehen wie's will.

Da stand er noch am Ofen gelehnt. Der Mann, wie nun ein Mann in solchen Lagen steht – die Hände in den Taschen, Kinn runtergezogen, daß die Backenknochen spitzer vortreten, und den ganzen Oberkörper etwas vornüberhängenlassend. Groß und kräftig sah er beileibe nicht aus, Hans Merkel, Konstruktionszeichner war er jetzt.

Die Frau dagegen saß an der gegenüberliegenden Seite der Stube am Fenster, auf der Bank. Eine breite Fensterbank, die sich in jeder Bauernstube hätte sehen lassen können. Die Frau hatte die Hände über einander gelegt auf dem Schoß, saß ganz in sich versunken, den Kopf gesenkt. Es war eine nicht eben große blasse schmale Frau. Sie hatte schwarzbraune Haare. Wenn man ihr gesagt hätte, jetzt kommt jemand und trägt hier alles raus, oder wird sie beide als Sklaven nach Amerika verkaufen, es hätte sie nicht wundergenommen. Sie war vollkommen ermattet und wie ausgebrannt. Der Kopf war leer, und das Herz bebte.

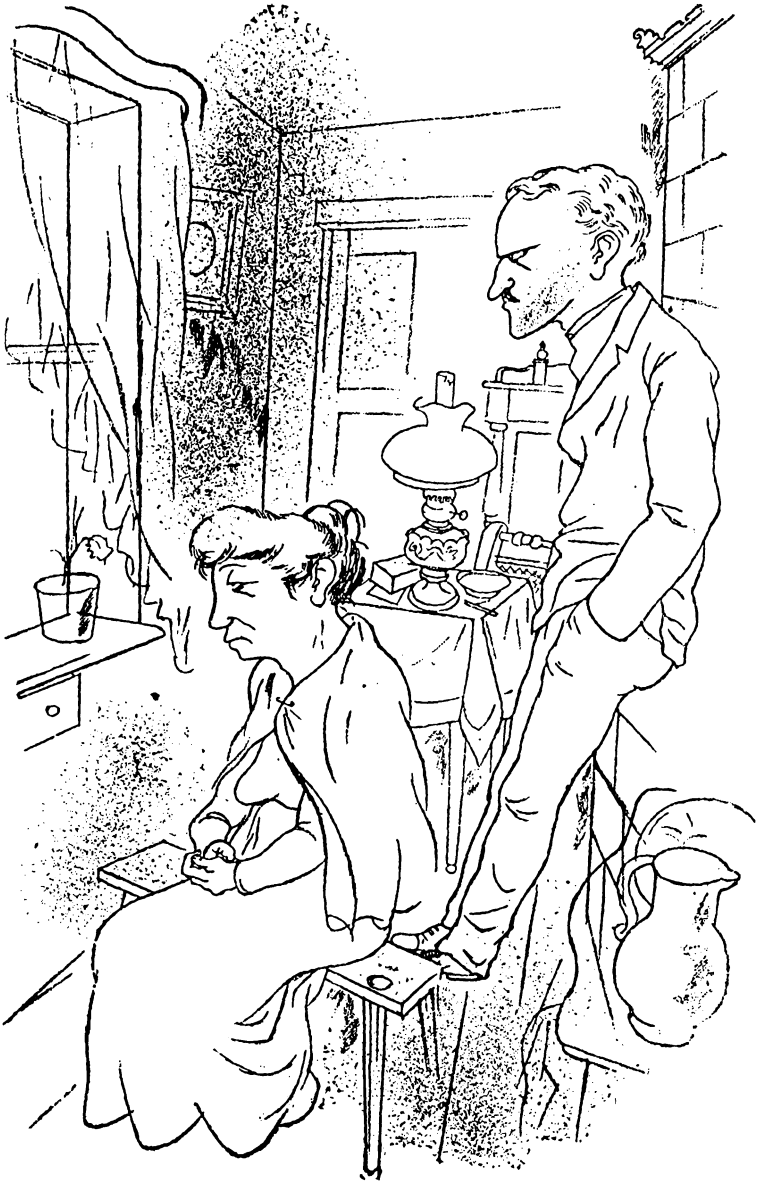
So ist das, wenn zwei sich zanken und nicht mehr wissen, wohin.

Es ergibt sich nämlich, daß der Grund des eigentlichen Streites fortwährend wechselt. Er verschiebt sich ständig nach der Seite, die in der letzten Antwort unterlegen scheint und nun den neuen Faden zu spinnen beginnt. Man zieht ständig alle Register, um den immer wieder neuen Unterton von vornherein einzufangen. Das strengt an. So handelt es sich dann bald nicht mehr um die Äußerungen, die aufzunehmen sind und die der Verstand sprechen braucht, sondern die das Gefühl nachmißt, die die Miene oder die Handbewegung spricht; die Steigerung des Gesichts wird wichtiger als das Wort und die eigene Stimme, die unaufhaltsam spricht. Man hört sich laut antworten, lauscht indessen auf das eilende Flüstern, das ungehört und nur geahnt zwischen den Worten gleitet, glüht und blutet, stöhnt, faucht und in einer wahnsinnigen Angst um Antwort bettelt, um Frieden, um Liebe, um Glück. Gerade diejenigen, die wunder wie glauben gut mit einander zu stehen, trumpfen

dann erst recht auf. Sie beschuldigen sich gegenseitig einander in Harnisch gebracht zu haben. Man findet so schwer zurück. Es ist auch unwichtig, denn sie haben sich doch beide etwas gefragt, die Frage bleibt bestehen. Sie wird schärfer, sie drückt. Es ist nicht gerade Haß, was bleibt – obwohl es sich dahin noch entwickelt, sondern das Gefühl, wir verstehen uns letzten Endes doch nicht. Man wird sich unbequem und – sieht sich daraufhin an. Dieser Blick ist nicht gut, auch wenn er freundlich, nachgebend scheint. Es gibt nichts zu handeln, wenn zwei Menschen miteinander um ihr Lebensglück ringen. Denn das ist das Seltsame: Zanke Dich, um was Du willst, es mag noch so geringfügig sein, im Nu wirst Du alles im Mittelpunkt sehen, das Leben sozusagen schlechthin. Mancher hat schon den Kram dabei hingeschmissen. Verflucht hinterher.

So standen die beiden sich jetzt gegenüber. Dicke Wehmut quillt auf: verkannt, verleumdet, verschmäht und verstoßen, dazwischen Wut über die Dummheit des andern, der Trotz: er wird niemals nachgeben, nie hört er, nie tut er, nie denkt er daran und das und jenes und die gemeinsame Angst, was soll werden, was wird noch kommen. Und tiefe Müdigkeit. Es ist alles so leer, das Blut wie abgezapft. Und die Erkenntnis: Es brauchte nicht zu sein. Die quält, und das tut weh. Der Schmerz macht die Menschen böse. Wenn sie noch weiter streiten, dann lieber ein Schluß mit Donnerknall. Man belauert sich. Sie passen jetzt aufeinander. Wer sagt das erste Wort. Denn jeder spitzt sich noch mit der letzten Kraft, darauf die Antwort nicht schuldig zu bleiben, den Schluß. Und dann mag gleich alles gleich sein. –

Die dummen blonden Haare stehen in einzelnen Büschen dem Hans über die Stirn. Die Gesichtsmuskeln zucken. Die Frau sitzt still, ergeben in ihr Los. Wer sich da täuschen ließe. Es brodelt und kocht, und die Seele windet sich. Die Gedanken und Bilder darin splittern hoch. Aber auch Hans denkt an vielerlei, ganz zusammengedrängt in wenige Sekunden, und daß die Anna vor ihm da scheints sehr unglücklich ist. Wie immer die Frauen, wenn genug gestritten ist. Und die Anna denkt zuletzt, wenn ich nur wüßte, worauf er überhaupt hinaus will, was das in Wirklichkeit zu bedeuten hat. Verdammt bockig ist die, stellt Hans bei sich fest. Anna aber fühlt, der hat einen Schädel wie Eisen, etwas Trotz mag ganz gut sein, gerade



für so einen Mann, aber so gleich, nur brutal und rücksichtslos, mit Füßen wird er mich noch treten wollen. Aber Hans hat schon einen toten Punkt überwunden. Der Spuk ist im Verschwinden. Es wird ihm schon etwas warm ums Herz. Eigentlich Blödsinn, sich deswegen so in den Haaren zu liegen. Aber die Beine sind ihm so schwer. Es sind Klumpen dran. Etwas könnte sie schließlich auch dazu tun – da muß er noch die ganze Länge des Tisches und noch ein Stück, die Fenster im Zimmer sind noch da, und zwei Stühle und – na, die Sonne bricht durch – er geht, er schreitet. Anna zuckt noch ein klein wenig, klingt es nicht so drohend und zittert etwas, den Kopf tiefer gebeugt. Zittert noch mehr, aber schon nicht mehr so in Angst. Dann preßt sich eine dicke heiße Träne los und zerspritzt auf dem Knie, man hört es deutlich, und es ist wie ein sehr willkommener Ruf. Denn Hans hat seine Hand auf die schwarzen Haarsträhnen gelegt und streichelt sie, noch unsicher. Vergibt er sich nichts, werden sie nicht brennen – Und dann hat er noch mehr Zutrauen und drückt einen Kuß drauf. Na also. Sie hebt den Kopf, noch widerstrebend, wird gehoben unterm Kinn und dann sieht sie den Hans an, wie der gerade eine neue dicke Träne in ihrem Lauf einhalten will. Hans sieht, wie die grauen und grünen Augen groß werden und schwimmen und schillern und glänzen und dann leuchten – den ganzen Menschen bringen sie dar: Nimm ihn in Menschlichkeit, und Hans fühlt sich sehr klein. Und das Gleichgewicht kehrt wieder, indem man findet, daß es nicht geschwunden war. Dann setzen sie sich wieder zusammen auf die Bank und besprechen sich, Freude im Herzen, und die Worte sind gleichgültig.

Wenn es den bösen Nachbarn nicht gefällt

Dann soll einer keinen Frieden haben, sagen die Leute. Das ist aber irrig. Meistens liegen die Dinge anders. Denn die bösen Nachbarn fallen ja auch nicht vom Himmel, sondern es ist oft so, daß man sich die bösen Nachbarn züchtet, auch wenn man glaubt, im Recht zu sein.

Hans Merkel verstand sich mit den Leuten nicht. Er sprach fast nie mit ihnen, ging sogar mürrisch beiseite, wenn es manchmal nicht zu umgehen schien. Vielleicht hätten die andern gesagt,

er sei ein Schleicher, wenn sein Benehmen nicht so herausfordernd gewesen wäre. Dafür zog er sich aber gerade ihre Bosheit zu. Boshafte Menschen können einen furchtbar quälen, gerade wenn man ganz für sich sein und Ruhe haben will. Ich weiß nicht, ob jemand nur zu seinem Vergnügen boshaft ist. Der Boshafte will doch etwas damit, es spricht etwas aus ihm heraus, eine Bitte, eine Sehnsucht, ein Leid. Darauf fordert er Antwort und beißt sich darin fest, und es wird alles mißgestaltet, wenn das Leben äußerlich ungestört weitergeht. Hans ging den Nachbarn aus dem Wege, und diese versäumten keine Gelegenheit, ihn das fühlen zu lassen, auf ihre Art, versteht sich.

Hans war mit sich selbst unzufrieden. Er hatte keine Ruhe, was er auch anfassen mochte. Er stammte aus einer kleinen Kreisstadt, mehr ein großes Dorf, das ein paar Fabrikbetriebe in der Nähe hatte. Der Vater war dort Arbeiter gewesen und dann nach einem Unfall Pförtner geworden. Hans als Pförtnerssohn nahm von Anfang an eine Doppelstellung ein. Der Vater nahm Aufträge nebenbei an, bekam auch Trinkgelder, so daß er sich nicht schlechter stand wie ein Arbeiter. Dazu spielte Hans mit den Kindern der Beamten, die im Verwaltungsgebäude wohnten. Er lernte daher nichts, was ihm als Arbeiter hätte nützlich sein können, sondern wollte Bäcker werden. Da er im Ort blieb, vergingen die Jahre schnell und ohne besondere Ereignisse. Er gewann ein paar Kameraden, die auf den Techniker hinauswollten und zeichneten, und auch Hans machte das besonderes Vergnügen. Dann fiel daheim der Haushalt auseinander, als die Mutter starb, und Hans ging auf Wanderschaft. In den großen Städten sieht aber das Bäckerspielen anders aus als im Dorf. Daran hatte er nicht gedacht, er wechselte oft, suchte vergebens nach den kleinen selbständigen Verhältnissen, die er gewohnt war, lernte noch etwas Koch zu, als er einmal in einem der Riesenhotels in Stellung war und damals schon den Plan gefaßt hatte, die Bäckerei über Bord zu werfen und zur See zu gehen. Es dauerte auch gar nicht lange, da fuhr er auf dem Lloyd, erst als Konditor, dann als Verpflegungssteward, wobei er eine Menge Geld verdiente. Da begann er auch Geld auszugeben und das Leben von der leichten Seite zu nehmen. Die Patrone und Wirte von Hoboken, Antwerpen, Hamburg und Boston wurden ihm gute Freunde und Hans schwamm im

lustigsten Leben, wenngleich er auch meist zum Narren gehalten wurde. Denn er blieb ein sehr scheuer Bursche, der froh war, wenn er genug gesoffen hatte, daß er voll war und man ihn in Ruhe ließ. Dann verlor er mehrmals schnell hintereinander Chance, ein Verpflegungssteward kann sich bei den üblichen Schiebungen und Schmiergeldern nie lange halten, vor allem wenn der Dampfer viel Mannschaftswechsel hat, so daß der Ruf in die Brüche geht und damit auch der Kredit und der Spaß ihn zum besten zu halten und zu rupfen. Es mußte rasch zugegriffen werden, Hans arbeitete eine zeitlang im Hafen, fuhr zwischendurch auf kleinen Kähnen als Koch, aber mit einer solchen Unruhe in den Knochen, daß er nicht mehr hochkam. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der Krieg einen dicken Strich darunter gemacht hätte. Hans war gerade im Lande, und war gar nicht mal besonders unglücklich. Eine andere Luft mußte für ihn kommen. Ich glaube sogar, daß es damals fast allen Menschen so gegangen ist. Ob Krieg oder nicht, das war nicht so wesentlich wie die Explosion dieser drückenden Atmosphäre, die das Proletariat hätte zum Erwachen bringen müssen statt den braven Spießbürger. Aber trotzdem scheint dieser Umweg notwendig und in mancher Hinsicht gut gewesen zu sein. Hans wurde also sogleich eingezogen, das heißt er meldete sich selbst. Es verging fast ein Jahr mit den Zuteilungen und Ausbildungen, denn Hans war einer Marinetruppe überwiesen, bis er schließlich doch als Infanterist ins Feld kam. Jetzt sah er allerdings schon die Sache mit andern Augen an, hatte sich auch einen innern Halt mehr gegeben. Er brachte sich draußen bei der ersten Gelegenheit einen Heimatschuß bei, den er so sorgsam behandelte, daß er auch die ganze übrige Zeit des Krieges meistens reklamiert blieb. Denn er hatte das Zeichnen wieder aufgefrischt und zeichnete in den Patent- und Industriebüros, schließlich schon ein paar Monate in der Konstruktionsabteilung einer Großfirma. Das Auskommen schien gesichert. Inzwischen hatte er das nachgeholt, was er so eigentlich durch seine Fahrten hinausgeschoben hatte. Mit sich selbst innerlich etwas zu Rande zu kommen und sich auf beide Beine zu stellen oder wie man sagt, das Leben zu nehmen wie es ist. Von den Frauen hatte er eine nur sehr beschränkte Vorstellung gehabt. Von denjenigen, die er zu Haus gesehen hatte und denen in den Salons, eigentlich die

einzigen, die er wirklich kannte, war doch ein weiter Abstand, schien es ihm, und sie interessierten ihn nicht eben besonders. Daher schloß er sich immer mehr ab, und las ganze Nächte lang und beschäftigte sich auch mit politischen Fragen. Denn manches kam ihm wie eine Offenbarung vor. Er hatte trotz allem von der Welt genug gesehen, um sich ein Urteil bilden zu können. Er empfand Freude darüber, nachzudenken, zu vergleichen, und studierte nur umso eifriger. Hinzu kam, daß sein Verkehr, ein sehr beschränkter und zuletzt fast ausschließlich politischen Zusammenkünften gewidmet war. Mit den Kollegen stand er ganz gut, solange er sich noch nicht ganz von ihnen absonderte. Da er aber verschiedene Male etwas angetrunken ins Büro gekommen war, so nahm man an, er hat anderswo schon seine Gesellschaft und ließ ihn in Frieden. Soweit war alles klar, wenn nicht zum Teil alles wieder durch seine Heirat umgeschmissen worden wäre. Die Heirat war ein sehr schneller Entschluß, der wie eine Erleuchtung über ihn gekommen war und auch sofort ausgeführt wurde. Schwierigkeiten lagen nicht im Wege. Im Kreis mit den politisch Gleichgesinnten war ein junges Mädchen, das die Versammlungen noch aufsuchte, weil ihr Liebhaber ein eifriges Mitglied gewesen war und die ganz fest hoffte, diese Leute würden ihren Geliebten rächen, denn der war nach einem Straßenkampf von den Regierungstruppen ergriffen und an die Wand gestellt worden. Das Mädchen zog ihn besonders an, weil es so still und zugleich so fanatisch war. Sie schien ein Wesen, das Ruhe spendet und doch einen wieder in die Welt stößt, beides brauchte Hans. Es war genug herumgetrieben, suchte einen festen Halt, wollte aber auch nicht sitzenbleiben. Anna brachte ein kleines Kind von einigen Monaten in die Ehe mit. Das war es, was den Entschluß der Heirat bei Hans erst recht in die Tat umsetzte. Er wollte nicht länger mit ansehen, wie sich Anna mit dem Wurm plagen mußte, um sich durchzuschlagen. Das Kind war noch von dem Gefallenen und machte ihnen später noch mehr zu schaffen. Es wollte nicht recht gedeihen, und die Mutter war unglücklich. Nach drei Jahren voll ziemlicher Harmonie bekamen sie ein zweites Kind, das sich kräftig entwickelte. Dieses Kind söhnte manche kleine Unstimmigkeit und Enttäuschung, die in Hans aufgewachsen war, wieder aus.

Trotzdem wurde Hans in immer steigendem Grade mit sich unzufrieden. Er sehnte sich fort. Was er anfaßte, kam nicht recht vorwärts. Man hätte sagen können, weil er es bald wieder liegen ließ. Er zog die andern in seine Unruhe hinein. Wenn er zu ihnen sprach, war es immer, als ob er sie verhöhnen und beleidigen wollte. Man wußte nie, wie man mit ihm dran war. Der politischen Bewegung, der er sich angeschlossen hatte, leistete er anfangs gute Dienste, er war einer der Eifrigsten. Dann aber ließ es nach. Es ging ihm zu langsam, er berechnete schon im voraus die einzelnen Niederlagen, die sie erleiden würden. Das machte ihn auch nicht gerade beliebt wie eben die meisten von einem Menschen, dem nichts recht ist, nicht viel wissen wollen. Trotzdem hatte er noch einen wichtigen Vertrauensposten inne. Aber die andern, die mit ihm über Politik sprechen wollten, wie man sich über das Wetter unterhält oder einen Arbeitsplatz, hier die Nachbarn, wenn man gerade am Zaun nebeneinandersteht, jeder auf seinem Grundstück und Ausschau hält, die stieß er durch sein kurzangebundenes Wesen, das grob und herrisch erschien, zurück. Es war einfach, weil er mit denen nicht sprechen konnte, sie quälten ihn, er kämpfte in sich mit ganz etwas anderem nämlich die Lust alles über Bord zu werfen. Da kamen die und löcherten ihn aus, daß er wie ein Schulknabe seine Aufgabe hersagen sollte. Er hatte nicht den Eindruck, daß sie kameradschaftlich zu ihm kamen, sondern mehr, um sich die Zeit zu vertreiben. Vielleicht war es auch anders. Sie suchten vielleicht wirklich erst eine Brücke, um sich näher zu verständigen, um dann als Kameraden zusammenzustehen. Jedenfalls wurde der Haß auf beiden Seiten groß, und sie hätten ruhig ihren freien Tag geopfert, wenn sie etwas herausgefunden hätten, um dem andern heimzuzahlen. Hans brannte darum umsomehr der Boden unter den Füßen. Aber er hing zwischen Himmel und Erde und zappelte. Denn er wußte gar nicht wohin, und was anfangen.

Heimat, Land meiner Arbeit, meines Glücks!

Da standen nun die Häuser wie an einer Schnur aneinandergereiht. Sie boten meist gerade Raum für eine Familie, waren aber auch Doppelhäuser, zusammen und größere, in denen mehrere Familien wohnten. Auch ein schmuckes Verwaltungs-

gebäude war hingesetzt an einer Straßenkrümmung, die zu einem Platz erweitert war. Von dort aus liefen die Reihen der Häuser strahlenförmig auseinander. Jedes Haus hatte seinen kleinen Garten. Einige, wenn auch kümmerliche Obstbäume standen darin, Raum war genug für Gemüsebeete, eine Sommerlaube und ein kleines Stallgebäude. Die meisten hatten Kaninchen, einige auch eine Ziege. Einige hielten auch Hühner, für die sie vom Hof ein Stück abgetrennt hatten. Die Kolonie war nicht alllzuweit von der Stadt. Nach den ersten größeren Fabrikvororten lief ein guter Fußgänger kaum mehr als eine Stunde. Der größte Teil der Bewohner mußte jedoch die Bahn benutzen, um in die Stadt zu kommen. Denn diese Vororte lagen für sich selbst noch weit draußen vor der Stadt. Wald lag dazwischen und Seen, schöne Landschaft, wie man sagt, in die sich überall die Industriekultur hineingefressen hatte. Der Wald stand mehr künstlich und starb schon seit Jahren ab. Um die Siedlung selbst war flaches Land. Im weiteren Umkreis zu beiden Seiten der Bahnstrecke waren noch mehr solche Siedlungen. Der Staat hatte sich ihrer nicht angenommen. Zum Teil von Bauunternehmern errichtet, die mithalfen, dem Großgrundbesitz, dem die Stadt zu eng auf den Hals gerückt war, ihre Grundstücke mit weniger ertragreichem Boden zu teuren Preisen unter die Leute zu bringen, zum Teil aber auch hervorgegangen aus der Bewegung unter der städtischen Arbeiterschaft nach Licht und Luft als Arbeiter-Baugenossenschaften. Immerhin hatte sich auch dieser die eigentliche Bauspekulation bemächtigt, die nötigen Vorschüsse gegeben, und den Bau selbst auf Kredit ausgeführt. Man schloß damit das Gelände auf, die Grundstücke, die nur in Pacht gegeben wurden, stiegen schnell im Wert. Es war für die Bauspekulanten eine nicht unvorteilhafte Kapitalsanlage. Die hundert bis zweihundert Familien boten immerhin eine beträchtliche Sicherheit als Ganzes für den Zins, bis die kommen würde, das so hochgeschraubte Gelände besser zu verwerten und der Genossenschaft dann die Gurgel zuzudrücken. Damit man noch überdies dann dabei etwas herausholen konnte, drängte man den Baugenossen tunlichst ihre Ersparnisse als Einlage ab. Kapital bleibt Kapital, auch wenn es sich in Arbeiterwohlfahrt betätigt, und unter einem kapitalistischen Staat ist der Arbeiter bei bestem Willen, wie auch immer die Organisation

sein mag, nicht imstande, sich gegenüber dem Großkapital, das nicht nur den Grundbesitz, sondern den Staat selbst beherrscht, zu behaupten. Es duldet ihn mit seinen paar Pfennigen als Anteil eben nur so lange, wie es sein kapitalistisches Interesse erfordert. Man kann sich vorstellen, daß die Einsichtigen, die nachzudenken gelernt hatten, in so einer Siedlung letzten Endes doch saßen wie auf einem Pulverfasse. Licht und Luft allein macht den Menschen nicht glücklich. Trotzdem sie von den Kameraden, die noch inmitten der Steinmauern im Ungeziefer saßen in den düsteren stinkenden Hinterhäusern, wo die Luft klebrig und stickig war, in Räumen, die schwarz und feucht dazu geschaffen schienen, jeden Wunsch nach menschlichem Dasein von vornherein zu unterdrücken. Trotzdem sie mit Eifer bei der Gartenarbeit waren, bei der Kleintierzucht, die allerdings mehr den Kindern Vergnügen machten als von wirklichem Nutzen für den Haushalt waren, und boshafte Zungen behaupteten nicht mit Unrecht, was der Stadtbewohner an Kino, Schnaps und anderen Kulturdingen verbringt, also nicht nutzlos, sagt man, das gibt der Siedler den Hühnern zu fressen. Wie es auch sein mag, man freut sich, wenn einem was zuwächst, was man zudem erarbeitet hat, und man bekommt eine Ahnung, wie schön das Leben sein könnte, wenn es anders wär. Unter solchen äußerlichen Erwähnungen muß man das Leben der Siedler betrachten. Obwohl die Häuser kaum ein paar Jahre standen, wohnten da etwa nicht mehr die Leute, die als erste Gründer mit eingezogen waren. Viele waren schon zugrunde gegangen, hatten die Arbeit verloren und mußten überhaupt aus der Gegend weg, Familien hatten sich aus dem oder jenem Grunde aufgelöst und die Wohnung aufgegeben, wieder welche vermißten Kino und Schnaps-Gemütlichkeit, einige und nicht die wenigsten vertrugen sich nicht mit den Nachbarn und versuchten es wo anders. Die Bewohner wechselten schnell. So waren auch Merkels reingekommen.

Anna hatte sich vorgenommen auszuhalten. Ihr gefiel das Häuschen mit den drei Zimmern, in dem sie so bequem wohnten. Die Kinder gediehen, besonders dem Ältesten ging es merklich besser. Hans verdiente, daß sie davon leben konnten, umsomehr da Hans wenig für sich gebrauchte. Sie hatte das Nähen angefangen und brachte auch etwas zusammen. Es war

sogar Aussicht, daß sie sich und die Kinder allein davon ernähren konnte. Eine Ziege stand im Stall, obwohl sie nicht recht vorwärts kam. Sie hatte keine Zeit, das Tier raus auf die Wiese zu führen. Den Nachbarkindern konnte Anna sie nicht anvertrauen. Es war sozusagen eine Gemeindewiese da, wo die Ziegen der Siedlung weideten. Die Kinder trieben allerhand Unsinn. Sie war noch zu fremd hier, und ihre Ziege würde man das entgelten lassen. Mit den Leuten kam Anna ja kaum zusammen. Hans hatte gar nicht nötig, sich mit ihnen zu streiten. Jeder ging doch seiner Wege. Sie bemerkte gar nicht, daß die Leute ihnen feindlich waren. Sie pflegte dann zu Hans zu sagen, das ist überall so, und in der Stadt, wo vier Parteien und noch mehr auf einem Flur wohnen, noch viel schlimmer. Um das, was sie alle anging, die Sachen und Nöte der Gemeinschaft bekümmerte sie sich gar nicht. Diejenigen, die da Streit aufbringen, sind immer dieselben, überall wird Hans solche treffen. Denen soll man am besten aus dem Wege gehen. Die Nachbarn sah man ja kaum. Außerdem lärmten auf der Wiese und oben am Berg immer die Kinder in großen Horden. Dort werden dann auch ihre Kinder mit spielen, später einmal, man sah doch, die Kinder vertrugen sich und mit den alten Leuten kommt es noch mit der Zeit. Oben am Berg, das war der Platz, von dem Anna am liebsten Ausschau hielt. Es war mehr ein Sandhügel, der mit ein paar Kiefern bestanden war. Aber dahinter flachte das Land ab, Heide und zwischendurch Ackerland. Man hatte den Eindruck, man sieht tief ins Land hinein. Waren die Äcker auch verwildert, die Heide kahl und ein Sandloch neben dem andern, im Hintergrund zog sich eine breite Landstraße, die längst verlassen von jedem Verkehr noch wie aus alten Zeiten erzählte, wo der reisende Handwerksbursche mit dem Ränzel auf dem Rücken nach der Stadt gewandert war und wieder zurück, aufs Land hinaus. Wie um das alles noch deutlicher zu machen, war ein Teil der Straße noch mit alten Kirschbäumen bestanden, so daß man sich immer wieder wunderte, daß die Besitzer nicht Angst hatten, die Kirschen würden gestohlen. Die meisten wußten eben nicht, daß die Bäume verwahrlost waren und kaum mehr trugen, und daß zwischen den Gemeinden, die heute längst Vorstädte waren, schon seit Jahren ein Streitverfahren schwebte, wem das Nutzrecht an dem Bäumen war. Für die Kinder aus der Sied-

lung, die mehr nach der Bahnstrecke zu sich hielten, war die Straße zu abgelegen. Es galt schon, obwohl nur wenige Minuten entfernt, mehr als Ausflug, und dahinter war auch weiter nichts als ringsum flaches Land und Heide. Ein größeres Bauerngehöft lag noch längs. Das Gutshaus, zu dem alle die Grundstücke einst gehört hatten und allmählich abgestoßen worden waren. Das Gut, wenn man davon noch sprechen konnte, war noch in Bewirtschaftung. Ein alter Hagestolz, sagte man, saß darauf mit einem alten Verwalter und einigem Gesinde. Aber niemand sah oder kannte die Leute. Sie hielten sich abseits und blieben ganz für sich. Es hieß, daß von auswärts Gutsarbeiter dort beschäftigt wurden. Die Äcker, so verwildert wie sie waren, konnten nur wenig Ertrag liefern. Der Alte hat sein Schäfchen im Trockenen, dachte man. Nie wäre jemandem eingefallen, dorthin zu gehen, um sich irgendwelche Produkte zu kaufen. Denn das stand fest, die hatten selber nichts. Aber es war schön, auf dem Berge zu stehen und in das Land hinaus zu sehen. Anna war nicht die einzige, die das herausgefunden hatte. Sie gingen alle mal gelegentlich durch den tiefen Sand die paar Schritte rauf und guckten. Außerdem gehörten die Kiefernstämme zur Genossenschaft.

Anna dachte manchmal, in den ersten Monaten, als der Jüngste noch ganz klein war und sie hinaufgegangen war, weil dort die Sonne so schön warm war und Kiefernduft in der Luft, das ist Heimat hier. Sie hatte das Gefühl, sie müßte sich dort festwurzeln, und alle ringsum mit ihr, denn sie gehörten doch zusammen, und sie sollten alles, Häuser und Gärten und Wiesen und Heide immer schöner machen, daß niemand mehr von ihr fortwolle. Dann würde eine alte Sehnsucht im Blut, die manchmal ganz lebendig wurde und stürmisch, wie sie sie früher nie gefühlt und gekannt, erfüllt werden. Aber die Männer sahen nicht danach aus, und bei den Frauen sah sie auch nicht viel davon. Und sie wußte, sie ist selbst nicht viel anders. Das war nicht das Glück. So konnte eine Heimat nicht aussehen. Die waren alle mürrisch und zänkisch und unzufrieden. Man mußte denken, sie sind froh, seufzen zu können. Vielleicht hatten sie alle morgen keine Arbeit, dann saßen sie hier fest und konnten alles stehen und liegen lassen, was sie angefangen. Und wer soll den teuren Umzug bezahlen. Unter der Hand losschlagen konnte man hier draußen auch nichts. Und hier

draußen gab es für Leute wie sie keine Arbeit. Das will alles so täglich hineingefressen sein. Da konnte kein Glück, geschweige denn etwas Ruhe, daß man sich mal umsehen konnte, wie man eigentlich lebt, ob man überhaupt lebt, aufkommen. Dann hieß es für Anna die Zähne zusammenbeißen, daß sie festblieb. Sonst wäre sie schon die ersten Monate weggelaufen. Das ist nicht so einfach mit der Heimat. Sie verstand die alten Menschen nicht und die Tiraden, die manchmal in den Büchern darüber standen. Aber jeder Strauch war ihr lieb und die Häuser und alles und auch die Menschen, wenn sie nur nicht so starr und unzugänglich sein würden.

Wenn man schon schlagen muß, warum dann immer den Nächsten?

Eines hatte Anna Merkel bei alledem vergessen: Die Leute aus Arbeitsfriede, so hieß die Siedlung, waren nicht nur ständig in Sorge um ihr Dasein, sondern sie führten einen ungleich schwereren, erbitterten und aufreibenden Kampf um ihre Zukunftshoffnung. Sie glaubten an den endlichen Sieg des Sozialismus, und jeder tat sein Möglichstes, noch mit dabei zu sein – an Hoffnung, zaghaftem Bangen und plötzlicher Niedergeschlagenheit. Wer das gelobte Land erfaßt und erschaut hat, dem kann es nicht schnell genug mit der Verwirklichung sein, das geht uns allen so. Anna sprach darüber nicht. Schien es ihr auch selbstverständlich, so hätte sie die Wirkungen solchen Kampfes nicht wahr haben wollen. Der Mensch vergißt gern das, was er nicht mag. Anna hatte den Vater ihres ersten Kindes daran verloren, es hätte geheißen, den ganzen schrecklichen Schmerz aufzuwühlen, der sie danach wie mit Messern durchschnitten hatte. Außerdem fürchtete sie Einwirkung davon auf das Mädchen, war das Kind an sich doch schon so schreckhaft. Wenn die Mutter nicht daran denkt, fühlte sie, bleibt das Kind davon unbehelligt. Als sie noch schwanger war, hatte sie sich in die Gedanken der Revolution festgebissen, zum Teil überwiegend in ohnmächtiger Wut und Rachebedürfnis. Es hatte ihr niemand gesagt, aber sie fühlte sich manchmal daran mitschuldig, daß das Kind etwas zurückbehalten hatte. Es war alles andere als gesund, das Kind, wenn es auch nicht gerade schwächlich war, wie soviele Kinder in der Nachbar-

schaft. Am liebsten hörte Anna von dem allen nichts, daß sie sich nicht aufregt. Das Kind braucht besondere Pflege, und es war ihr wichtiger über das Kind zu wachen. Darin lag für sie der Abglanz eines noch fernen Glücks, das die anderen auf ihre Weise suchten, für sie aber zum Teil, was den Weg anlangt, schon vorbestimmt schien.

Die Bewohner von Arbeitsfriede hatten vergessen, daß alle Vorgänge im Staat, die politischen wie die wirtschaftlichen, nur dem Gesetz einer Entwicklung folgen, und es ist für viele so schwer auseinanderzuhalten, inwiefern sie zu dieser Entwicklung das ihrige hinzutun können und sogar müssen, und inwieweit sie selbst mit all ihren Kämpfen nur Teile dieser Entwicklung sind. Früher noch vor Jahren, als die Entwicklung zum Sozialismus noch im Anfange war, konnte man vielfach, wenn in der Propaganda sich die ersten Schwierigkeiten zeigten, wenn die ersten Kämpfe auch die ersten Opfer erfordert hatten, die Meinung hören, es geht eben doch nicht, schmeissen wir den Kram hin; der Mensch soll nichts unternehmen, was über seine Kräfte geht. Und die Menschen versuchten ohne Hoffnung weiterzuleben. Damals lebte eben noch der weitaus größte Teil aller Werktätigen in dieser Dumpfheit, er war schon zufrieden, daß er das Leben hatte, und die Ausbeuter aller Grade, der Fabrikherr, Bauer, Handwerker und die Frau des kleinen Beamten, die sich ein Dienstmädchen hält, sprechen von diesen Tagen noch als von der guten alten Zeit. Und sie sagen, die Welt sei verroht, die Leute hätten keine Religion und keinen Verstand mehr, weil sie aus dieser tierischen Dumpfheit herauswollen und begreifen lernen, daß das Leben größere Inhalte und Anforderungen stellt, als Saufen, Fressen und dienen. Heute konnte man seine Lebenshoffnung nicht mehr einfach wegwerfen, um nicht mehr daran zu denken. Es waren zu viele da, ja alle, die dann daran dachten. Ein solcher hätte sich müssen glatt aufhängen. Es gab nichts, wohin er sich sonst flüchten konnte. Diese Anspannung, nicht besonders mehr können als dabei zu bleiben, diese immer wieder vorschießende Hoffnung, jetzt mit dem nächsten Schlag den Feind endgültig niederzuwerfen, diese tiefe Verzweiflung, wenn es nicht vorwärts damit gehen wollte, alles dies zusammen brachte eine kaum mehr erträgliche Erbitterung und gereizte Stimmung hervor, die jedem auf dem

Gesicht geschrieben stand und die er nach Herzenslust den andern entgelten ließ. Sie blieben darum nicht weniger eifrige Kämpfer für die Sache. Man ist sogar versucht zu sagen, eher im Gegenteil, sie wurden noch eifriger.

Die Revolution und die Befreiung der Arbeiterklasse geht aber ihren eigenen Weg. Sie saugt die Kräfte derer, die darauf hoffen, auf und setzt sie als neue Kräfte der Gesamtbewegung um, kein noch so winziger Schlag, den der einzelne führt, geht verloren. Aber die einzelnen Menschen gehen daran noch zugrunde, was liegt daran. Die meisten Menschen sterben aus Verlegenheit. Sie wissen nicht mehr, wozu sie leben sollen. Und viele sterben gern. Für die andern nur, die Überlebenden wirkt das so schrecklich.

Arbeitsfriede hatte auch Tote zu verzeichnen. Das erste Mal waren bei einem Straßenkampfe, der in der inneren Stadt aus einer auseinandergesprengten Demonstration sich entwickelt hatte, zwei Leute aus der Kolonie, deren Betriebe geschlossen an dem Aufmarsch teilgenommen hatten, dem Maschinengewehrfeuer der wie toll gewordenen Sicherheitssoldaten, die aus Angst blindwütig in die Menge hineinschossen, erlegen. Der eine war auf der Stelle getötet worden, der andere, am Arm verwundet, war nach Monaten im Gefängnis, wohin man ihn nach oberflächlichster Heilung gebracht hatte, noch seiner Verletzung erlegen. Er sollte noch wegen Aufruhrs verurteilt werden. Das zweite Mal lag vom Gang dieser Erzählung gesehen erst eben hinter ihnen. Die Streikwelle, die schon seit Monaten im Ansteigen war, allerdings die wirtschaftliche Widerstandskraft des Arbeiters restlos erschöpft hatte, war überraschend in einen Generalstreik über das ganze Land hin ausgelaufen. Diesmal mußte der Sieg kommen, dachten alle. Mit unerhörter Zähigkeit und Erbitterung hielten die Arbeiter den Streik durch. Als dann Truppen eingriffen, die sich anfangs neutral verhielten, Gerüchte gingen sogar, sie würden auf Seiten der Streikenden treten, zum wenigsten große Teile davon, schien das Maß voll und der Zeitpunkt gekommen.

Wer noch Waffen hatte, zog sie hervor, an einzelnen Stellen wurden sogar Waffendepots der Regierung gestürmt und in den Außenbezirken die Polizei entwaffnet. Auch in der Kolonie fanden sich noch Waffen genug. Die Leute traten, da keine Verkehrsverbindung mehr nach dem Stadtzentrum war, ganz

von selbst zusammen, wählten ohne Streit und Mißtrauen Führer und sonstige Beauftragte, setzten sich mit den Nachbarkolonien Freudenthal und Waldheim in Verbindung, wo die Verhältnisse entsprechend ähnlich lagen. Auch dort waren die Leute unter Waffen und warteten dringend darauf, endlich einzugreifen. Die neu gewählten Befehlshaber der drei Kolonien traten zusammen, richteten eine dauernde Verbindung durch Radfahrer untereinander ein und setzten einen einheitlichen Verteidigungsplan fest für den Fall, daß sie von Truppen angegriffen würden. Leute, die sich längst nicht mehr angesehen hatten, arbeiteten einträchtiglich nebeneinander. Die Verpflegung mußte für alle sichergestellt werden, eine Gemeinschaftsküche wurde eingerichtet und alle schossen etwas dazu zusammen. Fast die gesamte männliche Bewohnerschaft war im Wach- und Kundschafterdienst tätig. Eine Versammlung aller Kolonisten war bereits einberufen, die sich mit der Übernahme des Gutes hinter dem Berg oben beschäftigen sollte. Die Meinungen waren geteilt, die einen wollten parzellieren, die andern es als Landwirtschaft gemeinsam bewirtschaften. Rechnungen waren aufgestellt, daß alle drei Kolonien davon bequem hätten ernährt werden können. Man war noch nicht einig, und eine Versammlung sollte darüber entscheiden. Da wurden die ersten Truppen gemeldet. Die Versammlung kam nicht mehr zustande. Ohne direkte Verbindung mit der Stadt wußten die Leute nicht, wie die Gesamtlage war. Nur daß ihre Betriebe noch stillagen, das konnte man sozusagen mit den Augen sehen. Sie folgten daher der Aufforderung einer Militärabteilung, die Waffen niederzulegen, nicht, sondern machten sogar Anstalten, die Soldaten anzugreifen und zu entwaffnen. Der Versuch mißlang. Die Sachlage schien sich geändert zu haben, und der Trupp hatte scheints eher den Charakter einer Strafexpedition. Trotzdem kämpften die Arbeiter weiter. In Waldheim wurden zwei Häuser regelrecht von dem Militär in Brand gesteckt, als sie die ersten Toten hatten. In Arbeitsfriede mußte das Verwaltungsgebäude, in dem sich ein ansehnlicher Trupp Arbeiter verschanzt hielt, unter ziemlichen Verlusten und unter Anwendung von Minen gestürmt werden. Dann brach der Widerstand zusammen. Die Soldaten hatten an zwanzig Tote, die Arbeiter insgesamt sechs, wovon zwei auf Arbeitsfriede fielen. An fünfzig wurden aber als Gefangene

weggeführt. Es war gut, daß die Regierung, die sich mit knapper Not noch im Sattel gehalten hatte und einen neuen Stoß fürchtete, schleunigst mit einer Amnestie herauskam. So wurde nach einigen Tagen der größte Teil entlassen, nachdem sie in einem Militärlager zwar wie Kriegsgefangene behandelt, mit Gewehrkolben und anderen Dingen aber halbtot geprügelt worden waren. Der Rest von zehn Mann konnte nicht mehr zurückkehren, da schon an der Bahnstation, eine Viertelstunde von der Siedlung weg, der kommandierende Major herausgefunden hatte, daß die Zahl der Bewachungsmannschaften, die er ohne sich selbst zu gefährden abgeben konnte, in keinem entsprechenden Verhältnis zur Zahl der Gefangenen stand, so daß er am Bahnhofsgebäude kurz entschlossen diese Überzähligen einfach niederschießen ließ.

In der nächsten Woche wurde zwar die Arbeit wieder aufgenommen. Es ging auch alles sonst wieder seinen alten Gang. Die Leute wichen genau wie vorher einander aus. Daher diese Wut von Hans Merkel, der sich die Wirkung anders gedacht hatte. Trotzdem beschäftigten sie sich jetzt mehr miteinander. Es ging eben langsam. Hans sah das nicht. Aber sie waren dennoch fester miteinander verbunden. Sie sahen sich mit anderen Augen an. Sie übten schonungsloseste Kritik. Es sah aus, als wollten sie sich selbst gegenseitig auffressen. Wenn man nur den Tonfall hörte, in dem der eine von dem andern sprach. Aber man muß eben tiefer hineinhören als nur die bloßen Worte. Das was bisher zufällig zusammen war, bildete sich unmerklich zu einem mehr organischen Ganzen. Es wuchs an diesem Baum Woche für Woche ein neuer Zweig an. Noch unter Kälteschauern und grimmigem Wind, anders geht es nun einmal nicht. Das ist die Luft einer Werkstatt, die von den Flüchen der um den Hungerlohn Fronenden angefüllt ist, die zum Ausbruch kommt, auch draußen in der sogenannten Freiheit. Daran soll man sich nicht stoßen. Ein paar böse und mißmutige Worte wirken wie gutes Salz. Erst war die Frage zu entscheiden, sollen die Gefallenen auf dem Gelände der Genossenschaft gemeinsam beerdigt werden. Der Gedanke drang zwar nicht durch, dazu war der Platz doch zu beschränkt und die Heide auf dem Berg gehörte ihnen nicht, obwohl sie das Nutzungsrecht hatten, aber sie begruben sie auf allgemeine Kosten im Friedhof der nächsten Station. Dann ergab sich die

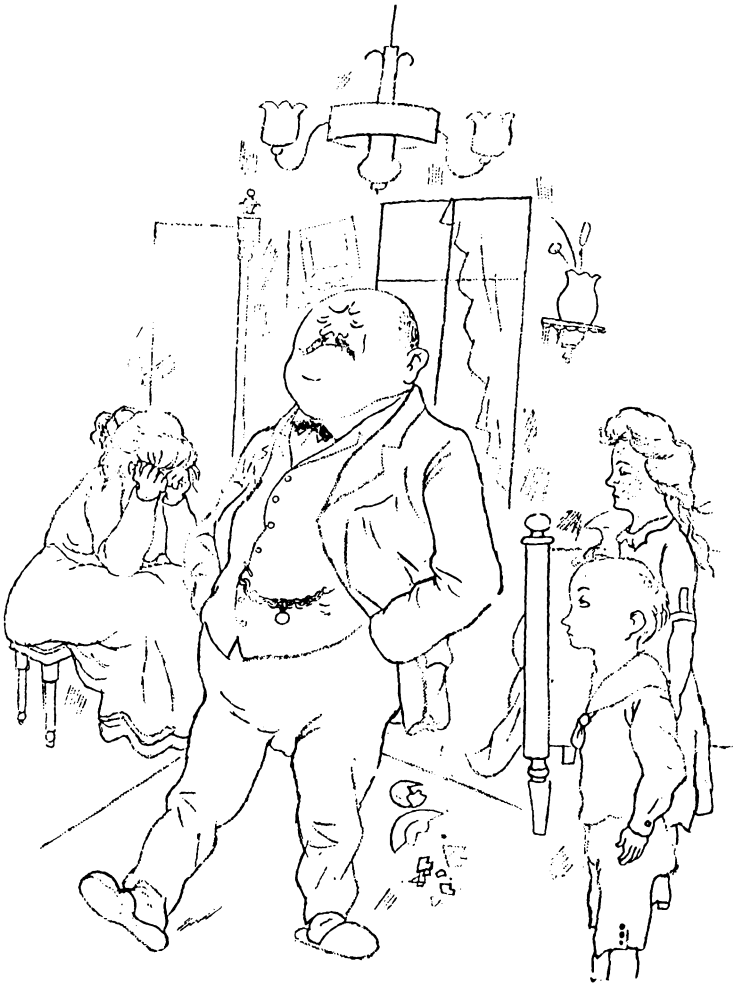
Frage, sollen die Familien unterstützt werden und wie, das heißt wie lange und gleich die weitere, müssen die Familien ihre Häuser räumen, und wenn ja, zu welchem Termin. Das waren auf einmal eine Summe von Entscheidungen, wie sie in dieser präzisen Schärfe noch nie vor ihnen gestanden hatten. Denn der Konflikt mit der Kreisverwaltung, die Regierungsgeld vorgestreckt hatte, und mit dem privaten Bankkapital, das noch bei weitem nicht abgetragen war, war unvermeidlich. Es war klar, daß die Genossenschaft dann ihren finanziellen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen konnte. Beschlossen sie das, so konnten sie noch Monate brauchen, wenn der Zusammenbruch kam und die Regierung einschreiten würde. Aber sie beschlossen es trotzdem. Ohne allzulange Erörterungen. Es war ja auch ihre höchsteigenste Not, das hatte jeder begriffen. Das war der Anfang. Erst von diesem Gesichtspunkt aus sahen sie sich gegenseitig mit neuem Mißtrauen an. Wird er aushalten oder davonschleichen. –

Ein Gewerkschaftsführer, wie er von nahem aussah

Als einer der ersten, die das bohrender gewordene Interesse aller zu spüren bekamen, war der eine von Merkels Nachbarn, ein gewisser Hoffmann. Dieser, von Beruf Metallarbeiter, hatte es verstanden, durch seine Fähigkeit sich überall an erster Stelle zur Geltung zu bringen und war sehr bald Vertrauensmann der Gewerkschaft im Betriebe, schließlich Gewerkschaftsbeamter geworden und nahm dann eine führende Stellung im Metallarbeiterverband ein. Die Drehbank hatte er schon lange mit dem bequemen Schreibtisch vertauscht. Die Hoffnungen der Arbeiterschaft auf die Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung sahen sich schnell enttäuscht, als die Zusammenfassung nicht mehr Kampfmittel war, als was sie zuerst auftrat, sondern eine neue Zwangsjacke, die ein williges Werkzeug in der Hand der Gewerkschaftsführer geworden war. Die Beamten verstanden es ausgezeichnet, den Willen der tausende von Einzelmitgliedern zu ihren Gunsten und zu ihrer eigenen Befestigung in ihrer Vorzugsstellung umzubiegen. Dieses Gewerkschaftshausbeamtentum hatte sich zu einem neuen und psychologisch sehr interessanten Beruf ausgebildet, dessen Kunst und Befähigung darin bestand, Mißtrauen, Wut

über die Unbeweglichkeit der sozialen Lage und Verzweiflung über die Mißerfolge der Revolution unter den Mitgliedern aufzufangen, auszugleichen und auf andere Bahnen zu lenken, die Kunst, sich oben zu halten und jeden Stoß gegen die Führung umzubiegen zur Befestigung derselben. Es ist einleuchtend, daß solche Leute in dem alten widerwärtigen Sinne wirklich gute Regierer waren und mit Vorliebe daher auch von der Staatsregierung zur Mitarbeit herangezogen wurden. Das einzige Mißliche für sie war, daß sie von ihren Kollegen gehaßt und wie als Abtrünnige empfunden wurden. Es mag dies seltsam erscheinen, da diese sie ja meistens auch gewählt haben. Der Arbeiter begriff eben, daß er solche Leute noch brauchte, er hätte sie anders gewünscht, dachte er, es ist immer noch besser, er bestimmt sie selbst, als der Staat setzt ihm direkt seine Polizeibüttel auf den Hals. Solange auch das Beamtentum die Stütze desjenigen Staates ist, der ihn ausbeutet, ist der Haß des Arbeiters gegen den Beamten so erklärlich. Die Entwicklung brachte es eben mit sich, daß auch die Arbeiterbeamten sich in keiner Weise mehr von den Staatsbeamten unterschieden. Daher der Haß. Dieser Haß äußerte sich darin, daß diese Gewerkschaftsführer von ihrer nächsten Umgebung beobachtet wurden, wie mit hundert Spiegeln. Wer da nicht ganz sicher stand, kam dabei an seinem Privatleben schließlich doch zu Fall. Er mochte noch so geschickt sein in der Leitung seiner Geschäfte, das Familienleben brach ihm oft das Genick. Da redeten die Kollegen mit hinein, denn, er beteuerte es ja auch oft genug, er blieb schließlich einer der ihrigen, er hätte unter ihnen zu leben, und man möchte sagen, sich dort zur Kritik zu stellen. Diese Kritik versöhnte auch in vielem mit den sonstigen Auswüchsen des Gewerkschaftsbeamtentums.

Der nach dem Zusammenbruch der Bewegung in Arbeitsfriede einsetzenden Kritik war als erster Hoffmann nicht gewachsen. Er hatte im Lauf der Ereignisse den Zeitpunkt verpaßt, sich rechtzeitig zu den anderen zurückzufinden. Er schwebte mit seinen Machtgelüsten allein noch oben und bekam daher die volle Breitseite der Wut. Er redete zwar große Worte, warf mit Kameradschaftsbeteuerungen nur so um sich, aber in dem Augenblick sind die andern hellhörig, der Arbeiter hat überhaupt ein feines Empfinden wie manche hysterische Geheim-



ratstochter, es erwies sich, daß Hoffmann August nur leere Redensarten hatte und alles verdammt hohl war. Und man merkte, er hat Angst, es geht ihm um den Kragen. Das gab erst recht einen neuen Stoff. Auf ihn! und so wurde Hoffmann zu Fall gebracht. Das was er sich aufgebaut hatte, stürzte zusammen wie ein Kartenhaus. Die Meute über ihn her.

Der Mann wirtschaftete zu Hause wie ein Pascha. Die Frau war ängstlich und verschüchtert, arbeitete von früh bis spät, im Garten und im Haushalt, und machte nichts recht. An der Frau ließ der Hoffmann besonders seine schlechte Laune aus. Es kam auch vor, daß die Eheleute sich schlugen. Der Mann zog die Frau an den Haaren durch die Stube und verprügelte sie. Die Kinder standen zitternd und stramm. Sie waren militärisch erzogen. Drei Mädchen waren da, von denen das eine schon erwachsen und in der Stadt in Stellung war und ein Junge, der irgendwo das Gymnasium besuchte. Er soll was lernen, hatte der Alte damals gesagt, wenn ihn jemand fragte. Jetzt bekam das alles plötzlich ein anderes Gesicht. Der Hoffmann ist ein besonders feiner Mann, sagten sie, der Sohn wird Staatsbeamter. Die Frau, die sich bisher kaum aus dem Hause getraut hatte und niemanden weiter kannte, wurde von allen bemitleidet. Die Frauen kamen und besuchten sie. Meist noch aus Neugierde, man wollte sehen, wie es da aussieht, was dort vorgeht. Der Alte wagte nichts dagegen zu sagen. Auch die Kinder wurden Gegenstand der Aufmerksamkeit, die Kaninchen, die Hühner, die Ziegen. Hoffmann hatte zwei Ziegen, und Hoffmann hatte überdies noch ein Schwein, obwohl das im Mietskontrakt verboten war. Der Hoffmann hatte das Schwein schon seit Monaten, aber jetzt interessierte es. Man wußte auch, daß ein Schwein schon krepiert war, die Leute verstanden sich nicht darauf und es gedieh nicht. Na ja, hieß es, die Frau muß sich zu Tode quälen für den großen Herrn. Und richtig, wie der sogenannte Zufall es will, der ja immer die Lösung bringt, die alle erwarten und dann lange vorausgesehen hatten, die Frau legte sich hin und starb. Gerade zu dieser Zeit starb die Frau. Das war Pech für Hoffmann. Jetzt gings los. Jetzt zeigte sich, daß Hoffmann irgendwo Verwandte hatte, die angesehene Bürgersleute waren, bei denen der Junge erzogen wurde und auf die Schule ging. Jetzt erfuhr man, daß zwischen den Eheleuten ein ständiger Streit war über die Erziehung

der Kinder. Denn Hoffmann hatte sich in den Kopf gesetzt, die Kinder katholisch erziehen zu lassen. Niemand wußte bis dahin, daß August überhaupt kirchliche Anwandlungen hatte. Man sah ihn nicht in die Kirche gehen. Er hatte auch sonst kein katholisches Aussehen. Er konnte gut fluchen, wenn dies gerade am Platze war. Es hätte sich für einen Gewerkschaftsbeamten auch nicht geschickt mit einem Gebetbuch vor der Versammlung zu erscheinen. Und jetzt hieß es gar, er wollte den Jungen katholischen Geistlichen werden lassen. Darüber hätte die Mutter sich zu Tode gegrämt. Und die mittelste Tochter wollte er in ein Kloster stecken. Die Mutter wollte sie nicht fortlassen, sie brauchte sie im Haushalt, hat sie noch gejammert. In den letzten Tagen ihrer Krankheit war sie zu den Nachbarn gesprächig geworden und hatte über die Rohheit ihres Mannes geklagt, er hört nur auf die Verwandten. Die setzen ihm den Kopf voll. Nur die Älteste war Vaters Liebling. Die konnte machen, was sie wollte. Die trieb sich in der Stadt rum und machte Schulden auf Vaters Namen. Jeden Sonntag kam sie mit einem andern Liebhaber an und immer Militärs, Polizeisergeanten und solche. Vater sagt aber nichts und läßt alles gehen. Den Garten plündert sie vollkommen aus, nimmt immer noch ein großes Paket mit in die Stadt, Fleisch und was sie sonst haben. Es ist dem Alten ordentlich nichts genug, was er ihr nicht zustecken kann. Die Mutter schied von der Ältesten in bitterstem Haß. Die Jüngste war gerade schulpflichtig und sehr kränklich. Die war von der Mutter verzogen, und der Alte durfte sie nicht anrühren. So enthüllten sich die Familienverhältnisse. Es kam auch raus, daß Herr Hoffmann ein paar tausend Mark auf der Sparkasse hatte, die er gern noch vermehrt hätte. Er wird sich in Spekulationen eingelassen haben, er macht Geldgeschäfte. Das alles war das Netz, in dem sich Hoffmann fing und zappelte. Wenn er dagegen auftrat, merkte man, wie großschnäuzig er war. Wenn er fluchte, man soll ihn mit seinen Privatsachen in Ruh lassen, gestand er ein und vergrößerte noch seine Schuld. Ein Lump ist der, hieß es, den die Arbeiterschft schon längst hätte herausschmeißen müssen. Es war nahe daran, daß es anläßlich des Begräbnisses, bei dem die ganze Kolonie anwesend war, zu stürmischen Auftritten und Tätlichkeiten kam. Hoffmanns Verwandtschaft war erschienen, und alle nahmen für die Frau, um die sich doch früher niemand gekümmert hatte, laut Partei.

Der Haß entlud sich. Vielleicht lagen die wirklichen Verhältnisse, auch mit der Verwandtschaft anders. Das wollte jetzt niemand wissen. Es waren welche, die wollten die älteste Tochter, wenn sie sich noch einmal im Ort blicken ließ, mit Steinen hinausjagen. Dem Alten wurde eine Untersuchung seiner Gewerkschaftskasse angedroht, das Sparguthaben spielte eine große Rolle dabei. Blitzschnell zog der Vorfall weitere Kreise auf unter den Gewerkschaftsmitgliedern seines Verwaltungsbezirks. Ankläger traten auf, strengste Untersuchung wurde gefordert, das Privatleben übermäßig breitgetreten. Die Bürokratie hält nicht fest zusammen, solange der Gesamtbestand, an dem sie mitinteressiert ist, nicht gefährdet wird. Man glaubte sogar, es ist besser, um die einsetzende Beunruhigung im Keime zu ersticken, Hoffmann zu opfern. Und sie ließen ihn fallen. Sie drängten ihn, zurückzutreten. Er wußte zu gut, wie leicht es in einem solchen Falle ist, jemanden zu zwingen. Also ging er freiwillig. Er hatte nirgends Unterstützung gefunden. Er verzog nach einer andern Gegend und wird wieder heiraten, hieß es. Ein paar Wochen später war er vergessen.

Was die Alten sungen, das zwitscherten die Jungen

Als weitere Wirkung dieser Kämpfe war eine zunehmende Streitlust der Jugend zu verzeichnen. Die ganz Jungen bis hinauf zu den Halbwüchsigen und den Lehrlingen im ersten Jahr taten sich zusammen und unternahmen einen Überfall auf die Station, mit den Steinen vom kleinsten Kiesel bis zur Größe eines Kalbskopfes. Sie hatten das Gebäude regelrecht umstellt und als die Steine auf die Walldächer niederprasselten, hielten die Beamten im ersten Schreck es für ratsam, nicht in Erscheinung zu treten. Man konnte ja nicht wissen, was das zu bedeuten hatte. Als sichtbares Zeichen des gelungenen Angriffs gingen ein paar Scheiben zum Teufel. Dann zerstreuten sich die Angreifer unter lautem Johlen. Die Kleinsten waren die eifrigsten. Man beratschlagte schon, auch die durchgehenden Züge mit entsprechenden Mitteln anzugreifen. Ließ es dann aber sein, als einige Eisenbahnarbeiter, die in der Kolonie wohnten, sehr energisch auf das Unsinnige dieses Tuns verwiesen. Im Grunde genommen mochte aber der Stationsvorsteher, der ein sehr aufgeblasener und mili-

tärschnäuziger Herr war, allein sehen, wie er mit der Bande fertig wird. Die Kolonisten kümmerten sich sonst nicht darum. Die Kinder fanden bald raus, daß sie freies Feld hatten und die paar Beamtenhäuser um die Station, deren Bewohner zudem ganz für sich abgeschlossen lebten, boten zu wenig Angriffsmöglichkeit. Der Bandenkrieg lebte wieder auf. Da hatten sich gleiche Trupps gebildet in den Nachbarkolonien, die sich zunächst nichts besseres ausdenken konnten, als sich aufs heftigste zu bekämpfen. Nach dem Auftreten des Militärs war der Zusammenhalt der Kolonien wieder schnell verloren gegangen. Zuerst hatte jeder genug mit sich selbst zu tun, und infolge davon bildeten sich auch eigne Meinungen über die Verläßlichkeit, den Mut und die Kampfklugheit der Leute von Arbeitsfriede, Freudenthal und Waldheim. Sie sahen sich ja kaum, und wenn wirklich einige gemeinsam zur Arbeitsstätte fuhren, so hielten sie sich nach der eigenen Kolonie noch zusammen und auch dann nur solange, bis auf näher an die Stadt gelegenen Stationen andere und Fremde zustiegen. Unter diese sich dann zu mischen war vernünftiger, man hörte vielleicht etwas neues. So ging für die Kinder die Parteibildung leicht von statten und bald waren es die Waldheimer gewesen, die durch den Wald auf Arbeitsfriede gezogen waren und dort gebührend empfangen und mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden waren. Die Lehrlinge, die nur halb bei der Sache waren, sie ließen sich nötigen, sie schämten sich etwas dieser Kampfgemeinschaft mit den Barfüßlern und Rotznasen, waren jedoch für die Entwerfung der strategischen Pläne unersetzlich. Sie hielten sich mehr im Hintergrunde, gaben aber durch ihre Anwesenheit den Kämpfern die Gewißheit, daß die Sache durchaus ernst war, und nur der Augenblick ihres Eingreifens abgewartet werden mußte, um den Kampf zur endgültigen Entscheidung zu bringen. Das ging jetzt schon so Woche für Woche. Die Alten waren ganz froh, wenigstens waren die Kinder aus dem Hause raus. Man paßte auch auf den Garten nicht mehr so auf, die Bäume blieben wo sie waren, und Kaninchen und Hühner hatten Ruhe. Mutter behalf sich manchmal in vielem lieber selbst. In Kundschaftertrupps schlichen die Jungen im Walde rum und wo sie einen Einzelnen erwischten von der Gegenseite, der irgendwo aufgestellt und stehen gelassen war und obendrein die Zeit verpaßt hatte, noch mit

gutem Winde davon zu laufen, den verprügelten sie ganz jämmerlich. Namentlich die Kleinsten traf das gar nicht so selten. Die hatten dafür die Ehre davongetragen, eine wichtige Rolle zu spielen. Man stellte sie auch als Lockvögel auf, während die, die gut zuhauen konnten, im Hinterhalt lagen; um gegebenenfalls einzugreifen, wenn die Überlegenheit sicher auf ihrer Seite war. Manchmal ließen sie allerdings auch ihre Lockvögel im Stich. Deren jämmerliches Heulen konnte man dann kilometerweit hören. Aber das gab Stoff für neue Rachepläne.

Und an einem Tage, noch mitten im Vorfrühling, sollte ein entscheidender Schlag getan werden, er ließ sich nicht umgehen. Alle Hilfstrupps waren auf beiden Seiten schon zusammengezogen. Die Kleinsten und die Mädchen bildeten die Spitze, sozusagen die Schutzwehr. Dahinter kamen welche mit langen Stangen, mit Latten, Knüppeln und allerhand Wurfgeschossen, dann hinten einige Gruppen Lehrlinge, die sich auf ihre Fäuste verließen, für alle Fälle aber Steine in die Tasche gesteckt hatten. Große Umgehungsmanöver fanden diesmal nicht statt, dazu war die Entscheidung zu nahe gerückt. Am Dorf, wo den Wald eine Mulde durchzog, künstlich erweitert für die Schneeabwehr, so daß auf beiden Seiten mehrere fußhohe Erhöhungen sich gegenüber standen, trafen sich die feindlichen Haufen. Mit einer unbändigen Kampfesstimmung waren sie ausgestoßen und mit großem Geschrei kamen sie sich einander in Sicht. Rufe gingen hin und her, Schimpfworte und drohende Aufforderungen anzufangen. Aber keiner ging die Höhe hinunter, um durch die Mulde nach drüben hinaufzustürmen. Die Stimmung wurde immer drohender, aber noch fiel kein Stein, die Stangen standen noch fest in den Händen, nur das Maul lief über. Es war ein ziemlicher Lärm. Die älteren Jungens und Lehrlinge berieten in Gruppen den Angriff, standen herum und sparten nicht mit drohenden Mienen. Ein paar Leute, die im Walde Holz sammelten, hatte das Geschrei herbeigelockt. Sie waren voller Erwartung und sahen sich das Schauspiel an, was wohl daraus werden mochte. Aber es wurde nichts. Es wurde dunkel und je hitziger die Drohenden, desto mehr sank die eigentliche Kampfeslust. Man wich auf beiden Seiten der Entscheidung aus, wo doch die Kräfte diesmal wirklich gleich gewesen waren. Die Entscheidung wäre bestimmt gefallen, so aber vertrösteten sie sich auf ein andermal. Nur bei

der Nachhut gab es, in der Feldherrnsprache, ein Geplänkel. Ein Bengel von eben sechs Jahren war doch noch den Abhang mit Hilfe eines kameradschaftlichen Schubses heruntergerutscht, und da er zu brüllen anfing, hielten die drüben das für ein Zeichen – und pfefferten ihm ein paar Knüppel an den Kopf. Und einer traf so, daß der ein Loch davontrug. Die anderen waren aber schon im Abmarsch, und der einzige Held lief schreiend hinterher. Sonst ereignete sich weiter nichts.

Dagegen waren die beiden Parteien erbitterter als je aufeinander. Wo sie sich einzeln trafen, gab es tüchtige Schläge. Sie fuhren bis zur nächsten Station gemeinsam zur Schule, die Freudenthaler stiegen allerdings eine Station früher schon ein. Aber man erwischte sie doch gelegentlich, wie es der Zufall wollte. Einmal mußten sogar die Bahnbeamten einschreiten. In der Schule setzte sich das fort. Endlich waren die Alten gezwungen, sich einzumischen. Waldheimer waren dagewesen und hatten im Verwaltungsgebäude ein Fenster eingeschmissen und den Briefkasten abgerissen. Da wars jetzt an der Zeit, sich der Sache anzunehmen. Man besprach die Vorfälle und verständigte sich, mit den Jungen ein ernstes Wort zu reden, um die Sache zu unterbinden. Haupttäter wurden dabei bezeichnet, denen ein kräftiger Denkzettel verabfolgt werden sollte. Die Einigung war nicht ganz so einfach, weil viele darauf bestanden, was die Kinder machten, ginge sie nichts an. Man solle sie währen lassen, was sie wollen, wenn sie nur ins Haus keinen Unfrieden brächten. Den Schädel würden sie sich schon früh genug weichstoßen. Einsichtigere aber meinten, das gäbe ein recht schlechtes Beispiel. Sie hätten doch einander nichts getan, und sie stünden sich schon gegenüber als die größten Feinde, wie soll das erst noch später mal werden. Viele schoben die Schuld auf die Schule, weil sich eben die Lehrer nicht genug darum kümmern. Die Lehrlinge berührte die Sache nicht mehr. Für sie war alles längst abgetan und sie dachten nicht mehr daran. Sie kamen auch wieder mit den anderen zusammen. Die Kinder aber versammelten sich noch insgeheim und berieten und beratschlagten, für sie war die Sache nicht abgetan. Ihr ganzes Denken füllte die kommenden Kämpfe aus. Und sie schwuren den anderen Rache und ewige Feindschaft. Es reizte sie gerade besonders, daß sie zu Haus

davon nichts mehr verlauten lassen durften. Das machte sie glücklich. Es wurde für die Alten eine Plage mit den Kindern. Sie fühlten sich der Sache nicht mehr gewachsen. Da traf es sich, daß bei der Mietszahlung, die zu einer bestimmten Stunde im Verwaltungshaus festgesetzt war, so daß doch dann immer viele Bewohner sich trafen und zugegen waren, einer plötzlich mit einem sehr vernünftigen Vorschlage herauskam. Der leuchtete sofort allen ein. Er sagte nämlich, man solle von der Genossenschaft aus einen Spielplatz für die Kinder anlegen. Heideland hätten sie ja oben am Berg genug, und ein paar Geräte würden sich auch finden. Das war alles leicht zu machen. Nur empfanden sie es alle im ersten Augenblick wie eine Beleidigung. Sie zogen die Schultern hoch und hätten den Mann am liebsten zurechtgewiesen. Wie kam der dazu, sich hineinzumischen, sagten welche beim Heimweg, er soll froh sein, daß wir ihn überhaupt hier dulden, so etwas. Allmählich erst überlegten sie sichs, nach und nach. Einer von der Verwaltung, der ein sehr ruhiger und kluger Mensch war, sagte: Es war schade, daß gerade der Klinger damit herauskommen mußte, denn der hat doch schon mal im Zuchthaus gesessen.

Zwei Zuchthäusler unter sich

Klinger bekam auch noch zu Haus sein Teil. Die Frau, die sich schon Verschiedenes hatte anhören müssen, brummte. Was geht Dich das an. Laß doch die Leute. Der Mann aber begehrte auf: wieso denn – wenn wir auch selber keine Kinder haben, deswegen können sie doch mal hier etwas Vernünftiges tun. Ein Spielplatz für die Kinder, und sie wissen, wo sie hingehören. Die Frau schüttelte trotzdem mißbilligend den Kopf: Mann, Mann, daß Du immer noch so vorwitzig bist, und Josef sah die Frau recht eigentümlich von der Seite an, etwas listig, etwas wie Abbitte und etwas Trotz. Sie schwiegen dann.
Die Frau mußte sich mächtig anstrengen, die Zügel in der Hand zu behalten, und sie hielt sie fest. Josef hatte oft nicht übel Lust über die Stränge zu schlagen, aber er ließ es sich, wenn auch knurrend, gefallen, wieder zurechtgerückt zu werden. Er war ein äußerst gutmütiger Mensch und immer zu Späßen aufgelegt. Er erzählte in einer Weise, wenn er einmal am Reden war, als käme es ihm darauf an, den andern das

Leben von der rosigsten Seite zu schildern, er ließ sie schmunzeln. Und doch verachteten ihn viele. Der muß hinterlistig sein, sagten einige seiner Kollegen, denn schließlich umsonst hat er doch nicht gesessen. Denn das Gerücht darüber lief immer mit ihm. Es wurde durch Kollegen, mit denen er damals gearbeitet hatte, weitergetragen, nur so in beiläufigen Bemerkungen, denn niemand hatte ja eigentlich ein Interesse daran, das zu wissen, jeder hatte wirklich mit sich genug zu tun. So war die Kunde davon auch nach Arbeitsfriede gekommen, kaum daß er eingezogen war. Die Leute sahen ihn mit scheelen Augen an, und hätte sich etwas ereignet, ein Einbruch, Raub oder ähnliches im Ort oder in der nächsten Umgebung, so hätten alle wie mit einer Stimme auf Klinger gewiesen. Dabei war er der gemütlichste Mensch, und sie mußten oft über seine Scherze lachen. Am meisten schiens ließen sie es die Frau fühlen. Sie wurde wie man sagt offenkundig geschnitten. Kaum daß man einander guten Tag sagte. Dabei war die Frau sehr arbeitsam, sie arbeitete mit an der Güterabladestelle in der Station, war immer gleich freundlich und hatte schon manchem mit gutem Rat ausgeholfen, wenn es sich gerade traf, daß sie zu einer Sache dazu kam, wo man guten Rat brauchen konnte. Die Frau trug die Spuren harter Arbeit auf dem Gesicht, die eingefallenen Wangen, Sorgenfalten mehr als genug, und der gebückte Gang ließen erkennen, daß es der Frau nicht leicht wurde. Von allen Bewohnern kannte sie nur die Merkel näher, der sie mit Ratschlägen für die Kinder half, und Anna war vielleicht auch die einzige, die wirkliche Sympathie für sie hatte. Sie saßen manchmal zusammen in der Küche und erzählten sich was. Trotzdem beklagte sich die Frau niemals, sie sprach überhaupt über die Nachbarn so gut wie nichts, und auch Anna hatte wenig Lust dazu, denn sie fürchtete die andern. Obwohl diese sie eigentlich weniger beachteten. Sie ging als unscheinbar so mit drunter durch.

Josef Klinger war von Beruf Maschinist, er arbeitete jetzt in einer Gasanstalt. Als junger Mensch hatte er verschiedentlich von der Werkstatt Materialien und Werkzeuge mitgehen heißen, wofür er mehreremals je einige Wochen und Monate Gefängnis abzusitzen hatte. Dann heiratete er, und es ging eine Zeitlang alles glatt; bis er als Maschinist in einer Dampfwäscherei ziemlich allein arbeitete, lustige Gesellschaft hatte

und eine Menge Geld verbrauchte. Der Inhaber hatte eine Menge Vorräte aufgestapelt, die mit dem Betrieb eigentlich nichts zu tun hatten. Ein großangelegter Einbruch räumte damit auf, und es stellte sich bei der Ermittlung, nachdem schon einige der Beteiligten verhaftet waren, heraus, daß auch Klinger daran beteiligt war, wenigstens um die Vorbereitungen gewußt hatte. Diesmal kam er auf achtzehn Monate ins Zuchthaus. Die Frau nahm ihn bei seiner Entlassung wieder in Empfang, aber er schien wenig verändert und blieb lustig und guter Dinge. Er hatte eine gewisse Fixigkeit in allen seinen Bewegungen hinzugelernt. Trotzdem mußte etwas im Innern abhanden gekommen sein, es schien alles nur Hülle und innen hohl. Die Frau sah manchmal deutlich, daß er das Hin und Her der Entscheidung verlernt hatte, er machte entweder auf den ersten Anhieb das oder jenes. Das war es, was er vom Zuchthaus mitgebracht hatte.

Man macht sich vielfach davon einen ganz falschen Begriff. Im allgemeinen ist es nicht so schlimm, wie es die Leute machen. Der feste Rückhalt, daß alle zugleich und gemeinsam arbeiten, macht bald Vergnügen und gibt innere Ruhe, sobald es gelungen ist, sich über das Aufsichtssystem, die Rohheit der Wärter, den Verwaltungsbürokratismus, der die kleinste Möglichkeit immer wieder benutzt, dir zu beweisen, daß du gefangen und ehrlos bist. Vielen, ja den meisten gelingt es, sich darüber hinwegzusetzen. Der Mensch findet sich in alles und die innere Freude, die in jedem Menschen ist, weil er überhaupt lebt, läßt sich auf die Dauer nicht unterdrücken. Anders liegt es mit der Verachtung und dem Haß, der dich umgibt, die immer wieder unterstrichene Tatsache als Stück Vieh behandelt zu werden. Das greift an das Kostbarste, was der Mensch besitzt, die innere Würde der menschlichen Existenz. Das Ehrlose kann ja verschieden gedeutet werden. Ich weiß nicht, welche Ehre darin besteht, mit den Gesetzen und vornehmlich den Eigentumsgesetzen eines bürgerlichen Staates auszukommen. Es mag Klugheit sein, sich neutral zu verhalten und ohne Konflikt auszukommen, es mag sogar die Notwendigkeit dazu bestehen, da alle Energien dagegen gesammelt werden müssen in dem gemeinsamen, alle Kämpfer umfassenden Willen zur Revolution, deren aufklärender Vorbereitung und Verwirklichung. Die soziale Revolution, die um die Gemeinschaft geht, kann

sich nicht in Einzelauseinandersetzungen auflösen, das bedeutet schon Eingeständnis der künftigen Niederlage, und ist einfach nichts mehr als eine andere Form der Selbstvernichtung. Nachdenken soll man aber darüber, daß der bürgerliche Staat und die Familie eine Erziehung unter ihren Gesetzen geschaffen haben, die die alleinige Unterscheidung von Gut und Böse für sich in Anspruch nehmen, in einer dementsprechenden Religion die menschlichen Empfindungen, die eingeengt darüber hinaus wuchern, aufsaugen, und dem Menschen eine Zwangsjacke anlegen, die furchtbarer ist, als die für die Widerstrebenden eingerichtete, das Zuchthaus. Hier wird der Mensch schon in seiner ersten Entwicklung gebrochen und zum Arbeitssklaven gestempelt, dessen Los schlimmer als das eines mit der Peitsche getriebenen Eingesperrten ist, da er nach dem äußeren Schein frei bleibt. Die gedankliche Erfassung dieser Dinge ist zwar erst in ihrer vollen Klarheit möglich, wenn alles schon geschehen, und der Mensch schon gebrochen ist. Sie wirkt trotzdem aber bereits mit unbewußt im Gefühl, in der Verzweiflung, in der Lebensverbitterung der Einzelnen und in der Schwäche, Trieben, die sich aus dem oder jenem Grunde nicht einordnen ließen, freien Lauf zulassen. Wir sollen nicht immer in Anlehnung an die bürgerliche Ideologie sagen, die Not und die schlechte Erziehung schafft „Verbrecher". Das ist richtig vom bürgerlichen Standpunkt, weil sie sonst für die bürgerliche Gesellschaft eingefangen worden wären. Wir müssen sagen, es ist die menschlichste Verbitterung den meisten dieser zutiefst unglücklichen Menschen nicht bewußt, über ein Machtsystem sogenannter menschlicher Ordnung, die den Menschen nicht sich frei entwickeln und leben läßt, weil sie den Begriff der Vorrechte kennt und diese Bevorrechteten schützen muß. Nur Gemeinschaft, deren Macht gleiche und gemeinsame Arbeit ist, vermag die Menschen frei in sich aufzunehmen, sich frei entwickeln zu lassen und in die Gemeinschaftsordnung einzufügen, zu erziehen. Es gibt keine Triebe mehr, die außerhalb bleiben und Umwege suchen müssen, sie werden zum Wohle aller in gemeinsamer Arbeit, die zugleich das Glück ist, umgesetzt. Sie gestalten alle, als menschliche Regungen und jedes Menschengefühl ist im Urgrund für den Menschen gut, das Leben farbig und leuchtend, daß es zum bunten Spiel wird. Wir sind noch

nicht so weit. Wir liegen noch im Kampf darum und gehen noch zugrunde. Noch Generationen werden um das Gleichgewicht der Übergangszeit ringen müssen. Aber das Ziel muß jedem feststehen. Und darum, richtet nicht nach dem äußeren Schein. Man sagt der Verbrecher ist arbeitsscheu. Er will es leichter haben. Derjenige, der richtet, muß auch schwer genug arbeiten. So kann man das Problem nicht anfassen: Wenn alle arbeiten werden, und mit Freude arbeiten werden, werden auch diese automatisch mit einbezogen sein. Man muß den Urgrund kennen, dem sie entwachsen sind. Seid nicht selbst wieder diejenigen, die ein Vorrecht wollen. Wie Ihr klüger gewesen seid. Weil Ihr schon näher in der Gemeinschaft seid. Aber ist das allein Euer Verdienst?

So hätte Klinger Josef sprechen können, wenn er die Gabe dazu gehabt hätte, und wenn seine Frau nicht gewesen wäre, denn die dachte in solchen Dingen für ihn, und wenn sie nicht ab und zu sich angebrummt und auch mal heftig gestritten hätten, dann säße Josef sicherlich nicht mehr in Arbeitsfriede. Der Verdienst, den er jetzt hatte, war schlecht, und dabei mußte er sich immer sagen, daß er mit seiner Maschinistenprüfung auch bessere Arbeit machen könnte. Aber die Frau hielt für ihn durch, und er fühlte sich ganz wohl dabei.

Er hatte einen guten Freund aus der Strafzeit zurückbehalten, der ihn öfters besuchen kam. Sie saßen dann gemütlich zusammen am Tisch in der Stube oder draußen in der Laube und tischten alte Erinnerungen auf. Sie lachten dabei, als ob sie die vergnüglichste Zeit ihres Lebens hinter sich hätten. Jeder kameradschaftliche Zug prägt sich tief in die Erinnerung ein und ersetzt zu einem Teil das, was an Menschenwürde verloren geht. Sie blieben, wie sie Nachbarn in der Schlosserwerkstatt gewesen waren drinnen, auch draußen die besten Freunde, und tauschten nach wie vor ihre Erfahrungen miteinander aus. Obwohl sie andere Wege jetzt gingen. Carl hatte sein Einbrechergewerbe wieder aufgenommen und sich ziemliche Berühmtheit darin erworben. Er sprach darüber nüchtern und kühl wie ein Fachmann. Es kam auch vor, daß er in manchen Dingen Josef um Rat fragte. Aber Carl hatte ohne ein Wort des Spottes davon Kenntnis genommen, daß Josef mit dem Gesetz nicht mehr in Konflikt kommen wolle. Ich tauge nicht dazu, sagte Josef mit einem Anflug melancholischer

Selbstironie. Und der andere bestätigte das, wenn er das reinliche Häuschen sah, den Garten, in dem Josef mit dem Spaten stand und gerade beim Umgraben war. Du hast es ganz schön hier, bemerkte Carl ganz ohne Neid. Kopfschüttelnd setzte er hinzu: Für mich wäre das nichts. Ich muß Leben um mich haben. Es ist sonst traurig genug. Einbrecher sein ist ein schwereres Gewerbe als mancher denkt. Man muß Nerven aus Stahl haben, und es bringt meist nichts ein. Das, was man hat, geht schnell drauf, es sind auch zu viele, die dran hängen. Es ist mehr ein nervenaufreibender Sport, dessen Zukunftsaussichten gering sind. Das Alter setzt früh ein, und man wird schnell mutlos. Gerade an diesem Tage kam Carl noch auf Besuch vorbei. Er klagte, daß es bergab ging. Er hatte keine richtige Traute mehr, äußerte er sich. Ich spürs im Blut, sagte er müde beim Abschied, ich gehe bald hoch. Nicht daß die Greifer mich fragen, ich laufe ihnen ordentlich schon in die Arme. Ich bin ganz zappelig. Ich hab' auch keine richtigen Leute mehr. Dann verabschiedete er sich. Laß bald wieder von Dir hören, rief Josef ihm nach. Es ging ihm ans Herz, wie der losging. Eine wilde Wut hatte ihn gepackt und er hätte jemanden gewünscht, an dem er sie hätte auslassen können. Aber die Frau sah scheu und ängstlich auf ihn und es war doch gut, daß er sie hatte.

Wie einer eine neue Sprache findet

Ein seltsamer Mensch lebte noch in Arbeitsfriede, der auch allmählich in den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit geriet. Ein etwa zwanzigjähriger Graveur, der mit seiner Mutter in den ärmlichsten Verhältnissen lebte. Sie hatten beide nur eine Stube zusammen, den übrigen Teil der Wohnung hatten sie an eine Familie weitervermietet, obwohl das eigentlich grundsätzlich in der Genossenschaft nicht gestattet war. Aber man hatte ein Auge zugedrückt, da die Notlage der beiden zu offenbar, seitdem der Junge nicht mehr arbeiten ging. Vorher hatte er die Wirtschaft noch so gerade mit über Wasser gehalten, die Frau bezog eine kleine Pension, da der Mann in der Arbeit tödlich verunglückt war. Aber jetzt wurde man wieder mehr auf sie aufmerksam, weil das Elend zu groß wurde, und die beiden auf dem besten Wege waren, buchstäblich zu

verhungern. Das können wir nicht mehr mit ansehen, sagten die Leute, da muß Abhilfe geschaffen werden, warum arbeitet denn der Fritz nicht, so ein starker großer Mensch liegt der alten Frau noch auf der Tasche, wenn es die Frau nicht kann, müssen wir eben eingreifen, so sprachen sie untereinander. Fritz war in seinem Fach gut vorwärts gekommen, hielt sich schon in der Jugend sehr zurückgezogen und las ganze Nächte durch. Die Mutter war ganz unglücklich. Der Junge liest zuviel und obendrein verstand sie davon nichts, was Fritz las, alles so wissenschaftliche Bücher. Aber nur um so eifriger setzte sich Fritz dahinter. Die beiden verstanden sich sehr gut, Fritz war ein stiller Mensch, der nie Anlaß zur Klage bot, und die Mutter wurde ordentlich stolz auf ihn. Das blieb auch noch so, als Fritz die Arbeit aufgab. Der hat was Großes vor, sagte die Alte geheimnisvoll, davon verstehen wir nichts. Aber er wird ein großer Mann werden, der Junge schreibt den ganzen Tag. Und dann fing es an, unaufhaltsam bergab zu gehen. Die Mutter wartete geduldig, und der Sohn schrieb und schrieb. Bald war kein Brot mehr im Hause, die Miete war schon für mehrere Monate aufgelaufen. Etwas entlastete die Vermietung, aber es ging bald nur noch schneller bergab. Sie hatten überall Schulden, und die Alte traute sich schon gar nicht mehr aus dem Haus. Da ging Fritz los und suchte Leute auf, von denen er annahm, daß sie ihm freundlich zuhören würden. Aber er war vielleicht zu schüchtern. Der hochaufgeschossene blasse Mensch mit dem spärlichen blassen Haar und der Brille, die für das breite Gesicht zu klein schien, stotterte in seiner Verlegenheit und übersprudelte sich mit dem, was er wollte, so daß die Leute aus dem wirren Wortschwall nicht klug wurden und ihn wieder gehen ließen. Das gleiche war bei Leuten in der Stadt, die er aufsuchte. Er fing auch an Briefe zu schreiben, doch war es ihm nicht möglich, sich knapp und klar auszudrücken. Das Schwere lag vor allem darin, daß er auf der einen Seite die Leute bitten mußte, ihn zu unterstützen, ihm weiterzuhelfen, daß er seine Sache fertig machen konnte, auf der andern Seite diese Sache selbst ihnen in kurzen Worten zu erklären. Das schien gar nicht zusammen zu passen, denn er fühlte selbst, daß ihm die Leute so ohne weiteres nicht glauben und sich einfach vor den Kopf gestoßen fühlen würden. Denn er sagte nicht weniger als das, ich habe eine neue Sprache er-

funden, die ich ausarbeiten will, ein System, das mit wenigen Lauten, Zeichen und Bildern jeden in die Lage setzt, sich voll verständlich zu machen und besser wie bisher. Davon ging er in der Hauptsache aus. Er wollte den Nachweis führen, daß so, wie die Menschen heute noch sprachen, der wichtige Inhalt, von dem was sie sagen wollten, verschluckt wurde und verloren ging. Die Menschen konnten nicht aus sich heraus und sie redeten schwerfällig aneinander vorbei. Er hatte zum Beweise dessen den Menschen als ein Zentrum von Linien, die auseinanderstrebten und konzentrische Ringe wieder zusammengeführt wurden, aufgezeichnet, wobei Linien und Ringe die Triebe und Leidenschaften, das Gefühl bedeuteten, die in den Ringen zum jeweiligen Ausdruck der Lebenslage, des Berufs, der Ansichten und Gedanken, des Wohlgefühls und des Schmerzes kamen. Eine Mitteilung von irgend einem beliebigen einsetzbaren Bewegungspunkt zu einem anderen solchen Zentralsystem, das Bedürfnis, von sich Kunde zu geben, sich auszusprechen, stieß nach diesen Zeichnungen auf ungeheure Schwierigkeiten. Alles geriet durcheinander, was vorher als Innenleben harmonisch festgefügt schien, und wenn sich diese zwei fremden Linien wirklich trafen, so nur zufällig und durch Zerreißung der innerlichen Ordnung. Sie konnten sich als Ganzes nicht verstehen, und es war zwangsläufig, daß der eine vom andern ein falsches Bild bekommen mußte. Die Mutter verstand das nicht, aber sie glaubte dem Sohn, der sich so mühte und hungerte. Die andern aber wurden ärgerlich und mit der Zeit grob, und sie schmissen schließlich Fritz einfach heraus. Wenn er schrieb, bekam er keine Antwort mehr. Er hatte ein fieberhaftes Bedürfnis inzwischen, sich den anderen mitzuteilen. Er hatte plötzlich keine Ruhe mehr, das Dach brannte schon überm Kopf. Das kam noch hinzu. – Auch diejenigen, die noch am längsten mit ihm gesprochen hatten, wenn sie auch darauf kein Geld geben mochten, ließen ihn jetzt fallen. Er ist nicht nur arbeitsscheu, er ist auch aufdringlich, sagten sie. Mit jedem Tag, mit dem Fritz sich in die Studien und Versuche stürzte, merkte er, welche ungeheuren neuen Gebiete sich vor ihm aufschlossen, die alle noch bearbeitet sein wollten. Er versank in einem Meer des Nichtwissens, von dem er ahnte, daß alles dies erst die feste Grundlage, den festen Eckstein bilden konnte, von dem aus er weiter bauen

durfte. Das machte ihn noch verschlossener und bösartig, er begann von der Mutter zu fordern, was er selbst nicht mehr schaffen konnte. Aber die Mutter hielt still und hoffte und hoffte, wie auf ein Wunder. Sie begriff nicht, daß die Menschen alle auf einmal so bösartig geworden waren. Fritz hörte jetzt ganz auf mit den Leuten zu sprechen. Bisher war er in der Ausmalung der Wirkungen noch allgemein verständlich geblieben. Es war mehr oder weniger eine neue Beleuchtung, in die er das sozialistische Zeitalter rückte, die allen wohlgefiel. Wir brauchen keine langatmigen Reden mehr, wir verständigen uns durch Blick und Händedruck und gemeinsames Singen und die Sprache ist der Ausdruck von allen drei für die Übermittelung der tiefsten Geheimnisse des menschlichen Glücks, so daß es wie zu einer heiligen Handlung wird. Das war ja alles ganz schön, deswegen braucht er doch nicht seine Mutter verhungern zu lassen, und schließlich hat er doch Graveur gelernt. Das Spintisieren soll er nur den studierten Leuten überlassen. Die sind dazu da. Allmählich wurden die andern aber wirklich bösartig, obwohl Fritz sie schon lange nicht mehr um Unterstützung anging. Die Verwaltung mischte sich ein. Sie ließ die Mutter kommen und stellte sie einfach vor die Entscheidung, den Sohn wieder zur Arbeit zu zwingen, oder sie müßten sie rauswerfen. Und hielten donnernde Reden. Die alte Frau jammerte und weinte, sie täten doch niemandem was zu leide, und am allerwenigsten der Junge, und sie würden sich schon wieder durchhelfen, sie haben auch wieder Arbeit in Aussicht, und sie verstünden den Jungen nur nicht. Aber das machte die Leute vom Vorstand, die für sich noch in Anspruch nehmen konnten, lange Zeit genug den Stichelreden der übrigen Mitglieder Widerstand geleistet zu haben, nur noch unzugänglich und wütender. Die Mutter bat und flehte, man solle doch Geduld haben, aber es half alles nichts. Die Frau wankte nach Haus, und dann weinten sie beide, der Junge im schweren Fieber. Er war ernstlich krank, und es schien, daß er schwindsüchtig und der Auszehrung nahe war. Die Mutter aber beschwor ihn, sich nicht aufzuregen. Sie wird nochmals alles versuchen, auch konnte man sich doch beschweren, meinte sie, einfach raussetzen können sie uns nicht – und sie faßte neuen Mut. Aber als die andern merkten, daß ihre Drohung nicht verfing, erstatteten sie bei der nächsten zuständigen

Gemeinde Anzeige. Zustatten kam ihnen, daß Fritz nach dem Gesetz noch nicht mündig war. Und sie sagten sich, wenn die Mutter keine Gewalt mehr hat, dann werden wir sie ausüben. Sie stellten den Antrag, Fritz auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen und legten einen ganzen Aktenberg von Material mit bei, sowie eine Schilderung der Wirkung auf die häuslichen Verhältnisse. Sie hatten alle den befriedigenden Eindruck, ein gutes Werk getan zu haben. Hans Merkel hatte auch davon gehört. Er hatte ein paar Mal mit Fritz gesprochen, verstand ihn zwar nicht, war aber der Meinung, man soll ihn machen lassen, was er will, und außerdem dachte er, ob es nicht besser wäre, lieber ihm zu helfen, erst mal Klarheit in den Wust der Gedanken zu bringen. Man hätte ihn auf eine Schule schicken sollen. Hans ging hin und gab Fritz Bescheid, was ihm bevorstand. Und Fritz verschwand noch in der gleichen Nacht.

Eine Versammlung, die mit dem Vorstand spricht

Der Mann, der sich zum Wortführer gegen den Graveur gemacht hatte, gehörte zu den wenigen in der Kolonie, die keine Arbeiter waren. Er war ehemals Kaufmann gewesen und jetzt Geschäftsführer der Siedlung. Mit den Arbeitern verband ihn das Interesse für Siedlungswesen, dessen über den Bezirk bekannter Agitator er war. Seine Tätigkeit in Arbeitsfriede warf nicht viel ab. Er hatte freie Wohnung, zwar die schönste und größte, im Verwaltungsgebäude, aber wenig Geld, so daß er mit knapper Not davon leben konnte. Er verdiente aber auch noch etwas nebenbei. Man kann indeß nicht anders sagen, als daß er bisher es immer noch verstanden habe, die Fährnisse, in die die Genossenschaft hineingeriet, mit glücklicher Hand im Interesse der Mitglieder zu überwinden. Er setzte seinen ganzen Ehrgeiz daran, schon für die Gesamtbewegung eine Mustersiedlung zu schaffen, und die Mitglieder fuhren gut dabei. Das eine war nur, daß er mit der Zeit keinen Widerspruch mehr dulden wollte, und daß er sich über alle hinwegsetzte und sämtliche Geschäfte aus eigenen Entschlüssen regelte. Dagegen waren nun Stimmen laut geworden. Hinzu kam, daß die finanzielle Lage der Siedlung eine solche geworden war, daß der Zusammenbruch vor der Tür stand. Zwar nicht durch Schuld der

Geschäftsführung, denn es lag eben zumeist an den allgemeinen Verhältnissen, aber wie das dann so ist, zunächst fiel alles auf die Verwaltung, und diese sollte sich verantworten.
In einer solchen Versammlung haben sich zudem alle möglichen Privatdinge noch aufgehäuft, kleine Zurücksetzungen, persönlicher Groll, nicht ganz eingestandener Neid und ähnliches mehr. Es waren fast alle Mitglieder erschienen. Wer nicht abkommen konnte, hatte die Frau geschickt. Nur ganz wenige fehlten noch, darunter auch Merkels. Man kann sich denken, wie über die hergezogen wurde. Der Kaufmann hatte sich Leute für den Vorstand selbst ausgesucht, man weiß, wie das gemacht wird. Das waren Leute, die durch Dick und Dünn gingen und zu allem Ja und Amen sagten. Die Biedermänner waren jetzt ziemlich im Druck. Sie hatten Angst, man wird von jedem Einzelnen Rechenschaft fordern, und sie hätten gar nichts zu sagen gewußt.
Der Kaufmann hielt eine lange Rede. Daraus ging hervor, welchen Aufschwung die Siedlung genommen, daß alles aufs beste eingerichtet sei, und daß jetzt Vorsorge getroffen werden müßte, diese Siedlung den Mitgliedern zu erhalten. Da ging der Krach los. Zuerst wollte schon niemand die genauen Zahlen hören und als die Gesamtschuldsumme erschien, die zwar zunächst noch durch Hypotheken gedeckt schien, aber jeder wußte, wie lange noch – da hätten sie den Vorstand von seinem Tisch vorn am liebsten runtergeholt und ihm handgreiflich die Meinung gesagt. Es war schwer, sich verständlich zu machen. Der Kaufmann wollte beteuern, daß ja die Versammlung einberufen war, um Mittel und Wege zu suchen. Aber der allgemeine Instinkt glaubte ihm nicht. Er hätte das früher wissen müssen, dafür hätten sie ihn angestellt, dafür saß er in seiner protzigen Wohnung und behandelte die Leute von oben herab. Die Vorstandsmitglieder wurden nicht weniger mit Esel und Schafskopf und Idioten tituliert. Die Lage war kritisch. Wenn auch nur ein Ausweg gewesen wäre, hätte man den Vorstand zum Teufel gejagt. Der Kaufmann konnte sich nicht mehr durchsetzen. Geld aus eigenen Mitteln aufzutreiben, war so gut wie unmöglich. Wenn wirklich der eine oder andere seinen Anteil um ein Mehrfaches hätte erhöhen können, das hätte für alle umgerechnet nicht allzuviel ausgemacht, auch wäre es fraglich gewesen, ob das überhaupt die einzelnen

Mitglieder getan hätten. Dazu fehlte vor allem jeder Zusammenhang untereinander. Irgend woher noch eine Anleihe oder Hypothek aufzunehmen, schien gänzlich ausgeschlossen. Auch stand es den Statuten entgegen, die hierfür die Genehmigung der Regierung vorgesehen hatten. Das hieß den Zusammenbruch nur beschleunigen. Denn worum es sich überhaupt handelte, war doch, sich dem Einfluß der Regierung, die jederzeit das Recht hatte einzugreifen und die Häuser an ihre Beamten zu vergeben, wenn die Finanzlage unsicher wurde, zu entziehen. Und sie wußten oder vielmehr fürchteten es als sicher, daß die Regierung davon Gebrauch machen würde. Arbeitsfriede war dann kein Einzelfall. Der Geschäftsführer gab sich Mühe, das Vertrauen zurückzugewinnen. Er hatte ja auch in der Tat schließlich nicht mehr Schuld als sie alle. Und sie hörten ihm wieder zu. Letzten Endes wird er doch vielleicht mehr wissen als sie alle. Denn er verstand sich doch auf solche Sachen. Aber viel Vernünftiges kam nicht ans Tageslicht. Alles nur Hoffnungen und immer wieder Hoffnungen. Vielleicht ging das, vielleicht ging jenes. Er versprach alles zu tun, was sie von ihm wollten. Ein neuer Vorstand wurde ihm hinzugewählt und ein Bewohnerausschuß, der die nächste Stelle für die Verwaltung der Siedlung war, auch Frauen saßen darin. Es sollte alles gemeinschaftlich angefaßt werden. Viele neue Vorschläge wurden dann gemacht. In der nächsten Woche wollte man in dieser Angelegenheit nochmals zusammenkommen. Das andere blieb in der Schwebe. So gingen sie auseinander.

Häuslicher Streit und seine guten Folgen

Merkel hatte in seinem Betriebe Krach gehabt. Die Galle war ihm übergelaufen. Dann fallen mit einem Schlage alle Rücksichten, vorher nie geahnte Gegensätze platzen mit aller Schärfe aufeinander, und die Kollegen im gleichen Arbeitsraum stehen sich fremder gegenüber, als hätten sie sich vorher nie gesehen. Der Grund war das Verhältnis zwischen Betriebsangestellten und Arbeiterschaft. Obwohl Merkel seiner ganzen Stellung und seiner Beschäftigung nach zu den Betriebsangestellten gezählt wurde, hatte er sich doch immer zu den Arbeitern gerechnet. Anläßlich einer Ausschußwahl fingen ein paar Kollegen an zu sticheln und darauf anzuspielen, daß

Merkel sich schon seinen Posten in einer Arbeiterregierung ausgesucht habe. Es bestand eigentlich keine direkte Mißstimmung zwischen Arbeitern und kleinen Angestellten, doch blieben die letzteren immer in allen den ganzen Betrieb berührenden Fragen für sich und sie rümpften die Nase, wenn einer mit den Arbeitern auf vertraulichem Fuße stand, so wie in der Schule die Kinder auf den Streber aufpassen. Bei Merkel hatten sie es noch durchgehen lassen, weil sie ihn auch selbst mehr für einen Arbeiter hielten und ihn eigentlich nur duldeten. Merkel war das alles bisher ziemlich gleichgültig geblieben, bis sie ihn schließlich jetzt als einen der den Leuten zum Munde redet, ehrgeizig und eitel und weiß Gott noch alles hinstellen wollten. Schnell gab ein Wort das andre, und es hätte nicht viel gefehlt, daß sie sich in die Haare geraten wären, jetzt wüßten sie wenigstens, was der Merkel für Ansichten hatte, dachten die andern, und Merkel schwur sich, sobald als möglich den Kram hinzuwerfen, er könne nicht länger in dieser Gesellschaft sein. Es mag richtig sein, daß die beengte kleinbürgerliche Anschauungsweise, die so voller Autoritätsduselei, Neid, Übelwollen und Mißtrauen unter manchen Schichten der Angestelltenschaft noch verbreiteter ist, wie unter den Arbeitern. Man findet sie aber auch dort, und alles Gerede von Kameradschaftlichkeit ist leerer Schwall, so lange die Leute nicht kameradschaftlich mit einander zu leben und handeln gelernt haben, und dazu braucht niemand erst die Staffage der großen sozialen Revolution, sondern kann das jede Stunde im Betrieb und zu Haus praktisch üben. Eiserner Zielwille und Selbsterziehung ist notwendig und Menschlichkeit. Merkel kam nicht grade in bester Stimmung heim, und fing gleich davon an, daß ihm die Arbeit jetzt dort gänzlich verleidet sei, daß er die Gegend überhaupt verlassen wolle, und daß es daher schließlich am besten sei, noch heute das Aufgeben der Wohnung drüben in der Verwaltung fertig zu machen, ehe die Genossenschaft erst neue Beschlüsse faßte, sonst könnte wer meinen, er wolle sich drücken. Dann wurde also der eingangs erwähnte Streit wieder fortgesetzt. Als auf das fortgesetzte Drängen, ob er denn schon etwas besseres habe, ob er denn überhaupt andere Arbeit habe, nur immer ein „wird sich finden" erfolgte, atmete Anna ordentlich erleichtert auf. So lange noch nichts entschieden war, hatte sie noch

Hoffnung, und sie kämpfte mit fanatischem Eifer für ihr Haus und ihre Kinder. Manche Einwände sah Hans auch ein, und er hörte es gar nicht ungern, sich überreden zu lassen, das ist manchmal ein wohliges Gefühl, wenn das, was man selbst sich nicht zu sagen getraut, einem der andere an den Kopf wirft, als zögere man noch. Oft war es schon so gegangen, wenn sie unter einander gestritten hatten, heute war es aber doch anders. Hans fürchtete sich einfach, offen herauszusprechen: Ich will fort, auf alle Fälle, ich halte es nicht mehr aus. Denn was konnte die Frau dafür, warum sollte sie darunter leiden – das war die einzige Frage, die er in seinem Kopfe herumwand; er fühlte ordentlich selbst, wie hart und verstockt er war. Es ist furchtbar, niemanden zu haben, mit dem man sich aussprechen kann, einen, der so ist wie du selbst, dem man ganz frei gegenübersteht, ohne Mißtrauen. Der Kamerad. Alles mußte berechnet werden, und alles war mit Schuld bedeckt. Zu der Frau wollte er nicht sprechen, wie ihm eigentlich ums Herz war. Ihm war nicht die Gnade geworden, die Frau als Kameraden zu empfinden. Irgend etwas war in ihm, das sich fortgesetzt vor ihr schämte. Das machte ihn manchmal doppelt böse, aber auch doppelt nachgiebig. Er wurde daran allmählich zu einem gutmütigen Menschen, der er ursprünglich sicherlich nicht war. Aber es behagte ihm und er sehnte sich manchmal, wenn auch uneingestanden, danach. Dann war er vergnügt, daß die Frau mit ihm machen konnte, was sie wollte. Und es machte ihm Spaß, und es war ihm warm ums Herz. Es war ein ewiges Hin und Her. Wer weiß, ob diesmal die Frau das Wetter noch abgewendet hätte, wenn nicht Besuch erschienen wäre. Das war an sich eine Seltenheit. Noch dazu zwei Leute, mit denen Hans so gut wie gar nicht zusammengekommen war. Sie drückten sich erst etwas verlegen herum, und Anna nahm sogleich die Gelegenheit wahr, davon zu sprechen, daß Hans fort wolle und wie unsinnig das in dieser Zeit sei. Das war den beiden andern ganz willkommen, darin mit einzustimmen und die Sache als wohl nicht so ernsthaft gemeint hinzustellen. Er wäre zwar nicht so recht warm geworden hier, aber das könne doch noch kein Grund sein, und überdies wäre doch bloß ein guter Wille von beiden Seiten nötig und das ließe sich schnell ändern. Hans war im Grunde genommen froh, etwas zu haben, woran er sich klammern konnte. Und die Sache wurde schließ-

lich wieder vergessen. Die beiden aber wollten überhaupt nur mal hören, ob sich mit Hans würde zusammen arbeiten lassen. Denn sie hatten einen noch dumpfen Plan vor sich, hier im Ort Arbeit anzufangen, und soviel hatten sie schon raus, der Merkel verstand sich auf alles, vielleicht kann er einen guten Rat geben. Während sie am ersten Tage noch sehr allgemein um den Zweck herumredeten, wurden sie, als sie nach ein paar Tagen wieder wie zufällig vorsprachen, schon deutlicher, und schließlich kamen sie ein anderes Mal mit dem ganzen Plan raus, nachdem sie gesehen hatten, daß Merkel schon vorher großes Interesse dafür gezeigt und schon, ohne zu wissen was, gut geraten hatte. Sie wollten nämlich an der Station eine ehemals für leichte Reparaturen benutzte Werkstatt, die jetzt von der Bahnverwaltung unbenutzt stand, weil auch die Werkstätten in den Vororten zu einer zentralen in der Stadt zusammengelegt waren – diese Bude wollten sie übernehmen, pachten, wenn es ging, und es war anzunehmen, daß es sehr billig zu bekommen war, und wollten dann sehen, noch mehr in der Genossenschaft dafür zu interessieren, sodaß sie vielleicht einen eigenen Betrieb aufmachen könnten. Vorläufig wollten sie jeden Abend noch eine Stunde und Sonntags dort arbeiten. Sie dachten, da gibt es in den Kolonien genug Wirtschaftsgeräte auszubessern, vielleicht konnten sie auch Maschinen fürs Land weiter unten reparieren, vor allem aber sich selbst bessere Werkzeuge schaffen, um auch wirklich mit der gemeinsamen Arbeit was vorwärts zu bringen. Hans faßte die Sache sogleich anders an. Er schlug ihnen vor, und er setzte es auch durch, ein Rundschreiben in den drei Kolonien zu verbreiten und die Errichtung der Gemeinschaftswerkstatt vorzuschlagen. Dafür sollte jeder einen bestimmten Betrag als Anteil zeichnen, der in Raten eingezogen werden kann. Die arbeitenden Mitglieder wählen einen Ausschuß, der die Arbeitszeiten regelt, die Arbeit verteilt und die Verwaltung der Werkstätte in den Händen hat. Zunächst wollten sie mit dem anfangen, was sie hatten. So klein es eben ging. Und allmählich erst die andern, einen nach dem andern hinzuziehen, wie man jeden in seinem Fach verwendete, und dann sich ausdehnen, daß für jeden eine Arbeit war. So dachten sie sich das. Merkel nahm die Sache eifrig in die Hand. Der Aufruf wurde sehr beifällig aufgenommen. Es fanden sich die er-

sten zehn Mann, die sofort anfangen wollten, zu arbeiten.

Neue Pläne werden lebendig

Die Sache mit der Werkstatt wurde wirklich richtig angefaßt, und ehe die Vorstände noch eigentlich Zeit gehabt hatten, sich damit zu befassen und die üblichen Bedenken laut werden zu lassen, stand schon alles fix und fertig. Die meisten brachten zudem ihr Handwerkzeug gleich selber mit. Es war Spaß zu sehen, wie gut die Arbeitenden sich hineinfanden, wie glatt die Arbeit von statten ging, und wie jeder eiferte, hinter dem andern nicht zurückzustehen. Die Werkstätte hatte es gar nicht nötig, jene Zeit zu überwinden, in der man spöttelt und kritisiert und sich mehr mit Gewalt von den Vorteilen einer Sache überzeugen läßt. Es brauchte niemand getrieben zu werden, und die wenigen, die schon die riesenhaften Erweiterungen im Kopf hatten, hielten diese zukunftsfrohen Phantasien wohlweislich für sich. Der Gang der Revolution hat den Arbeiter gewitzigt und in die Wirklichkeit gestellt. Dort wankt er nicht mehr.

Aber ein anderer Mann trat auf, der sich bisher gleichfalls scheu im Hintergrund gehalten hatte. Er war eigentlich auch erst durch die letzten Ereignisse mehr in den Kreis hineingezogen worden. Es ergibt sich eben dann leichter die Möglichkeit, mit den Nachbarn in ein Gespräch zu kommen, man spricht auf dem Wege zur Bahn zu einander und bald sieht man sich mit andern Augen an. Es war ein studierter Mann, der den Titel Doktor hatte, und der irgendwo in einem wissenschaftlichen Betriebe arbeitete. Daß er überhaupt in die Kolonie hineingekommen war, verdankte er dem Kaufmann, der ihn untergeschoben hatte. Er kannte den indessen nur beruflich von den Siedlungsbestrebungen her, so daß er völlig ohne Verkehr im Ort war. Er lebte mit Frau und zwei Kindern, die gleichfalls niemand kannte. Dieser Mann kam im Gespräch mit den andern über die Gefahr vertrieben zu werden auf den Gedanken, alle Wochen eine Zusammenkunft einzurichten, in der über literarische, künstlerische und wissenschaftliche Fragen gesprochen werden könnte, so eine Art Bildungskursus, und er erklärte sich gern bereit, da mitzuhelfen. Die Leute nahmen den Vorschlag natürlich gern an, und jeder wollte auch dafür

sorgen, daß der andere kommt, aber es blieb alles so unsicher, und der Doktor wußte nicht recht, ob er jetzt einladen sollte, oder wen damit betrauen. Der Bewohnerausschuß stimmte ja zu, unternahm aber nichts – kurz, der Doktor war etwas betreten und verlegen und auch wohl ein bißchen ängstlich, so leicht lassen sich die Klassenunterschiede nicht verwischen.

Bis einer mit dem Vorschlage herauskam, sie wollten sich erst untereinander klar werden, was sie da eigentlich lernen wollten, dann würden sie ihn dazu holen. Der Doktor war darüber sehr froh. Er hörte heraus, daß die Verbindungsmöglichkeit gefunden war, und er wuchs schneller in ihre Gemeinschaft hinein, als er anfangs selbst gedacht hatte. Er gestand sich ein, daß er bisher nur den dumpfen Wunsch gehabt hatte, im Volke zu leben und mit ihm verbunden zu sein, daß er sich aber gar keine praktische Mühe gegeben hatte, diesen Wunsch auch zu verwirklichen. Es waren tausend Kleinigkeiten dazwischen gekommen, und von dem und jenem hatte er sich abgestoßen und auch zurückgesetzt gefühlt. Weil er wohl doch nicht den Wunsch hatte, ganz offen zu sein. Im Innersten seines Wesens erkannte er die gleiche menschliche Linie mit den andern doch nicht an, aber ein anderes wiederum drängte ihn dazu und er kam weiter. Daß er diese ersten Hemmungen ernstlich bekämpfen und unterdrücken müsse, sah er ein, wenn er vor sich selbst nicht als erbärmlicher schwächlicher Lügner dastehen wolle. Nun aber gerade machte die andere Seite ihm Schwierigkeiten, und er begann jetzt endlich zu begreifen, daß diese Schwierigkeiten sein eigenes täppisches Verhalten waren. Wer wie eine Schnecke in seinem Haus sitzt, den beobachtet man bestenfalls nicht weiter. Oder man wartet, bis er von selber kommt und laufen gelernt hat.

Mit dem, was man wollte, kam man nun sehr schnell überein. Sie wollten hauptsächlich eine Arbeitsschule einrichten und dort technische Kenntnisse lernen. Man wollte dort begreifen lernen, was man täglich arbeitete, die Methoden vergleichen und die Mittel, diese Arbeit weniger schwerfällig und anstrengend zu machen. Der Kopf soll doch wenigstens frei bleiben, sagten manche. Wenn ich heim komme, brummt mir der Schädel derart, daß ich mich am liebsten gleich niederlege. Aber andere wollten auch über die Geschichte der wirtschaftlichen Verhältnisse selbst etwas wissen. Die Partei veranstaltete

manchmal ähnliche Kurse, aber die kam nicht hier raus, und dann hatte der Doktor noch ausdrücklich gesagt, er wollte keine Politik hineinbringen, er selbst stehe jeder Politik fern. Das hatten sie zuerst auch ganz richtig gefunden. Dann aber war darin doch ein Haken, denn die Arbeiterschaft aufklären, ist ja für sich allein schon Politik, und sie fühlten ihm noch einmal gründlich auf den Zahn, was er damit meine. Sie fanden aber keinen Grund zum Mißtrauen, doch nahm sich jeder vor, die erste Gelegenheit zu benutzen und dem Doktor das noch auszutreiben. Farbe müßte er schon bekennen, hieß es. Schließlich wurden der Wünsche und Pläne so viele, daß ein großes weitverzweigtes Bildungsinstitut notwendig gewesen wäre, sie alle zu erfüllen. Doch man fing ernstlich an. Der Doktor hatte jetzt einen Plan entworfen, der allgemeine Billigung fand. Danach gliederte sich nun die Arbeitsschule, die eine Anzahl Genossen aus eigenem errichteten, in eine Reihe besonderer technischer und wissenschaftlicher Kurse. Ein bestimmter Lehrplan wurde aufgestellt, der zwei Abende der Woche beschlagnahmte. Die Leitung des Ganzen wurde dem Doktor übertragen, der für die anderen Lehrkurse Sorge zu tragen hatte. Die Teilnehmer der Kurse setzten je einen besonderen Ausschuß aus ihrer Mitte in die Verwaltung ein. Die Oberaufsicht über das Ganze wurde dem Bewohnerausschuß übertragen, der alles billigte und jetzt Interesse für die Sache gewann. Die Verwaltungsräume wurden zur Verfügung gestellt und für die praktischen Arbeiten ein alter Bauschuppen, der noch stehen geblieben war. Das dort noch lagernde Material wurde an die Mitglieder zur Einlagerung in die Keller verteilt. Es ging vorwärts.

Der Doktor ließ sich nicht müde werden, eifrig dafür zu arbeiten. Was zuerst noch unverständlich blieb oder zu schnell ging, wurde immer wieder gefragt, und der Doktor lernte Geduld, immer wieder zu antworten. Die beiden Nachbarsiedlungen kamen von selber. Auf vieles Drängen mußte der Doktor einen gleichen Kursus in Freudenthal halten, die Waldheimer kamen nach Arbeitsfriede. Die Vorstände dieser Kolonien waren sich schlüssig geworden, falls man ein Heim bauen wollte, einen Kostenbeitrag dazu zu leisten. Es wurde überhaupt angeregt, bei der Gemeinde im Anschluß daran eine Schule auch für die Kleinen durchzusetzen. Arbeitsfriede lag dafür am günstigsten. So könnte alles unter einen Hut gebracht werden.

Dem Doktor schwindelte vor allen diesen Plänen, die aus dem Boden schossen. Aber er hatte die große Genugtuung, mitzuempfinden, wie leicht und inhaltreich doch sein Leben geworden war.

Die Jugend greift ein

Jetzt tauchte auch plötzlich eine Gruppe Jugendlicher auf, die zwar schon immer dagewesen war, die aber niemand weiter beachtet hatte. Wie wenn ein Funken Feuer gefangen hat und das Reisig hoch auflodert. Wer hätte früher sich darum gekümmert, was die Jugend macht, wenn die ihre eigenen Wege geht. Die Bewegung unter den jungen Arbeitern ist eine ganz andere Jugendlichkeit als bei den Bürgerlichen. Man braucht nicht etwa nur an das Lächerlichste zu denken, die Studenten, nein, überhaupt alle Zusammenkünfte dieser bürgerlich-Jugendlichen tragen den komischen Charakter des Nachäffens der Alten, auch in der bloß umgebenden Form des Altenhasses und der Antiautorität. Widerspruch muß erlebt und Gemeinschaft sein, wenn er nicht bloß einfältig und öder Zeitvertreib sein soll. Die Arbeiterjugend tritt dagegen selbständig auf. Sie wird den Alten zeigen, wie es gemacht werden soll. Man macht das oft nicht, erst wenn die bestimmten Gelegenheiten dazu gegeben sind. Sie übt Kritik an sich selbst und will sich vor allem den eigenen Weg bahnen, und neue Wege gehen. So kommt es, daß sie sich absondert, aber wie anders als die jungen Bürgerlichen.

Die Jugendlichen, die in Arbeitsfriede eine Ortsgruppe in der Gesamtorganisation bildeten, hatten erst harte Kämpfe unter sich auszufechten gehabt, die ja schließlich die Alten und etwa den Bewohnerausschuß nichts angegangen wären. So bildete die Geschlechterfrage einen der Hauptpunkte der Auseinandersetzungen. Sie waren alle nicht mehr dafür, das bürgerliche Versteckspiel mit der Liebe fortzusetzen, und die Abhängigkeit, die Vater und Mutter noch zusammenkettete, sollte auch aufhören. Die Jungen und Mädels waren fest entschlossen, mit diesen widerlichen Dingen aufzuräumen. Da war es zunächst notwendig, den Körper gesund und kräftig zu machen. Wenn der Mensch endlich natürlich sein will, braucht er die Natur. Sie machten große Wanderzüge ins Land. Am liebsten hätten

sie wo draußen im Wald eine Hütte gehabt, wo sie sich über Sonntag aufhalten konnten. Denn fast alle standen schon wie die Alten in Arbeit, auch die Mädels. Auf ihren Fahrten behandelten sie dann alle Fragen, die zur Lösung drängten, stritten sich mit heiligem Ernst darüber, bis alle Meinungen geklärt und in den Grundzügen wenigstens zu einer einzigen gemeinschaftlichen zusammengeschlossen waren. Die Frage der Geschlechtlichkeit wird im allgemeinen sehr übertrieben. Für die Arbeiterjugend ist das Geschlechtliche kein Problem mehr. Niemand leidet mehr daran oder geht zu Grunde, es müßte denn an den Resten der bürgerlichen Erziehungsweise sein. Das junge Blut, das die ganze Welt offen vor sich sieht, das sich anschickt, seinen Platz einzunehmen, zu erkämpfen mit den Gleichaltrigen zusammen, mit den Kameraden und Kameradinnen, das drängt gar nicht so sehr nach geschlechtlicher Auslösung, der Gemeinschaftswille und das Gemeinschaftsgefühl hat noch andere darum nicht weniger lebendige kampffrohe Ziele des Erlebens. Es trägt in sich noch die menschliche Erobererforderung des Nichtalleinseinwollens und in diese erst ordnet sich allmählich die geschlechtliche Gemeinschaft ein. Es verläuft sehr natürlich und ohne abgrenzbare Gesetzmäßigkeit und es wird immer frei von der damit verknüpften bürgerlichen Gedankenwelt veredelnd und menschlich sein. Mögen Krisenwellen auch über das Ufer schlagen, der Ausgleich findet sich.

So hatten sie den Fall, daß sie einen zur Rechenschaft zogen, der mit seinem Mädel oben am Berg in der Dunkelheit rumkroch und versteckte Wege ging. Die bürgerlichen Schriftsteller pflegen zu sagen, die Liebe sucht die Einsamkeit. Das war nicht der Jugendgenossen Ansicht. Sie zogen den Kerl zur Verantwortung, umsomehr weil er nicht mal den Mut hatte, das Mädel in die Ortsgruppe einzuführen und sich scheints überhaupt schämte, gesehen worden zu sein. Dem machten sie gründlich den Standpunkt klar, daß, wer nicht frei und offen sich bekennt zu dem, was er tut, bei ihnen nichts zu suchen hätte. Dem war das zwar längst leid geworden, und schließlich von einem großen tragödienhaften Gefühl war gar nicht die Rede, also überwand er sich und steckte alles ruhig ein, um eine Erfahrung und gute Lehre schlauer geworden. Das Mädel erschien später auch, und wenn sie auch anfangs die Verlegene machen wollte, so gab sich das bald und sie half dann

feste mit, ihren Kavalier nach allen Regeln aufzuziehen.
Die Jugend war schon viel eher als die Alten mit der Nachbarschaft in Verbindung getreten und hielt mit denen gute Kameradschaft. Wie seltsam das auch immer sein mag, gerade die Arbeitsfrieder, obwohl sie als Kolonie die weitaus größte in der ganzen Umgebung war, hatten bisher immer auswärts gearbeitet. Sie bildeten dort mit den Kameraden eine Arbeitskolonne, die liegengebliebenen Gemeindearbeiten, die die Kolonie schließlich nicht selbst ausführen konnte, aufzuarbeiten. Das ging flott weg und in ein paar Stunden war so eine Straße manchmal vom Schutt geräumt oder ein Zaun hochgeführt. Im Anschluß daran veranstalteten sie dann eine Versammlung und siegfrohe Kampflieder singend kehrten sie heim. Die allgemeine Bewegung, wie wenn die Leute alle aus dem Winterschlaf erwacht wären, gab Arbeitsfriede jetzt einen andern Anstrich. Man machte die Augen auf und es gab viel zu tun. In der letzten Bewohnerversammlung war auch von der Kanalisation gesprochen worden, die ausgebessert und gereinigt werden müsse, wenn man genug Wasser für den Sommer zur Gartenbestellung haben will. Das war eine sehr leidige Kostenfrage, und wer weiß, wo man die Arbeitskräfte herbekommen solle. Das war mit eine von den vielen kleinen Sorgen, die man am liebsten immer zu erledigen hinausschob. Aber am nächsten Sonntag rückte die gesamte Jugend aus der Umgebung an und ordnete sich in Trupps unter Leitung von Arbeitsfriedern und die Arbeit wurde in Angriff genommen. Erst guckten die Alten neugierig, was da wohl vor sich gehen würde. Aber dem einen oder andern ließ es bald keine Ruhe und er schlenderte hin um näher anzusehen, sprach auch manch einer etwas dazwischen, was Sinn und Verstand hatte einen Ratschlag, wie man das eine oder andere am besten anfaßt, und es dauerte nicht lange, da waren schon ein paar Alte mit beim Pumpen und zuletzt gar wurde manchem das Mittagessen kalt. Denn die Jungen schaffen wie der Teufel, und vor denen wird man sich doch, was arbeiten heißt, nicht unterkriegen lassen. Den nächsten Sonntag wurde trotz strömenden Regens weiter gearbeitet. Da standen schon soviele Hände bereit, daß Ablösung genug vorhanden war und nicht mal alle gleich praktisch beschäftigt werden konnten. Und als die Arbeit getan war, da traten sie zusammen und hielten Umschau,

was noch weiter zu tun sei. Aber die Arbeitsfrieder hatten jetzt die Sache begriffen und sie organisierten eine Gruppe freiwilliger Feiertagsarbeiter, die sich dem Bewohnerausschuß für die Zwecke der Siedlung zur Verfügung stellte. Aber der Ausschuß brauchte nichts Neues zu organisieren, sondern nur einzuteilen und zu ordnen, denn es schloß sich niemand aus, und diejenigen, die wirklich nichts zu tun hatten, weil man sie gerade nicht brauchen konnte, standen mürrisch und ärgerlich herum.

Ein Gespräch im Dunkeln

Im Verwaltungsgebäude hatten sie sich noch etwas verweilt, waren noch unten im Hausflur stehen geblieben und hatten alles noch einmal durchgesprochen, welche Aussichten noch gegeben wären, und auf welche Weise die Interessen der Mitglieder am besten wahrgenommen würden. Es war wenig Hoffnung. Draußen war pechschwarze Nacht, der engere Vorstand war jetzt oft zusammen, aber in der Gesamtlage kamen sie keinen Schritt vorwärts. Das stand fest, und es war auch richtig, daß sie sich das immer vor Augen hielten. Dafür saßen sie im Vorstand. Es waren drei Arbeiter, die lange gedrängt hatten werden müssen, überhaupt den Posten anzunehmen.
Zu beiden Seiten der breiten Straße, die ein dicker Grasteppich war, kaum von Räderspuren gefurcht, standen die Häuser, gespenstisch und doch blieb der Eindruck des Friedens. Nur sehr wenige brannten noch Licht. Es war doch alles mehr wie ein einziges Haus, alles gehörte so zusammen wie die Steine in den Baukasten. Eine gütige Schöpferlaune hatte wohl mitgespielt. Das fühlte man. Und man dachte nicht so sehr an die Menschen, die als Bewohner das Ganze so einheitlich machen. Die kleinen Vorgärten tauchten empor und verschwanden wieder, aus allem kam noch der Atem frischer Arbeit, die Hoffnungen und Seufzer, die das Grabscheit mitgeführt hatten. Wenn man richtig hinsah, lagen die Gärten da trotziger, wie ihre Bearbeiter sicherlich waren. Überall war der Boden schon umgeworfen, teilweise die ersten Pflanzen schon in den Beeten, die Bäume rüsteten zur Blüte. Noch ein warmer Regen, und die Arbeit der Mutter Erde konnte beginnen. Dem Boden war es gleich, wem er die Früchte trug und wer ihn bearbeitete.

Seine Bestimmung war fruchtbar zu sein. In ihrer Ruhe und der Gleichmäßigkeit ihrer Anlage schien die Siedlung wie die Überbrückung von Stadt und Land. Das Dorf, in seiner Zufallszweckmäßigkeit aus den Generationen der einzelnen Bauerngeschlechter entwickelt, war verschwunden, und die Stadt hatte sich dem Land angepaßt. Hunde hatten die Bewohner nicht. Sie waren sich alle selbst Schutz genug, und es wurde auch lange Zeit nichts gestohlen, bis einzelne Raubbanden aus der Stadt ihre Streifzüge bis hierheraus ausdehnten, um Vieh zu holen. Aber sie wurden auch bald vertrieben, zudem lohnte die Beute nicht. Sicher waren indessen die Bestohlenen, daß es nicht Diebe aus der Siedlung selbst gewesen waren. Dumpf gingen solche Gedanken den Dreien durch den Kopf, wie sie so langsam dahinschritten und Ausschau hielten und keiner eigentlich so recht zu sprechen wußte, was ihn gerade bewegte. Denn alle drei dachten dasselbe: Wie wird es möglich sein, die Kolonie halten zu können. Es ging über ihre Kraft, das fühlten sie, und woher sollte das rettende Wunder kommen. Mit dem Geschäftsführer waren sie zwar wieder ganz zufrieden, aber er gehörte doch nicht zu ihnen. Es war ja gut, wenn seine optimistischen Berechnungen ihnen zustatten kamen, aber erst wollten sie die Grundlage sehen, und die war nicht da. Das beste wird sein, sagte der eine, wir ziehen aus den Mitgliedern noch tüchtige Kräfte mit heran. Der Bewohnerausschuß arbeitet noch zu schwerfällig, wir müssen die Aufgaben noch teilen, und für jede einen fähigen Genossen bestimmen. Damit mehr getan und weniger beraten wird.

Es fragt sich nur, ob wir welche finden, antwortete der andere. Alles das war ja in den Statuten längst vorgesehen, nur hat man sich nicht danach gerichtet; jetzt wird es ja besser, fügte er hinzu. Und der Dritte warf ein: Wir sind eben nur zu wenig hier. Und dann kann man im Kopf nicht alles gleich so zusammenfassen. Wenn ich so einen ausgeruhten Kopf habe wie der Doktor da, dann kann ich auch leicht Lehrer spielen. Worauf der andere unwirsch zurückgab: Es kann eben auch nicht jeder Lehrer sein, und wir sind Gottseidank Arbeiter. Ich wünschte mir gar nichts anderes. Und den Doktor laß nur in Ruhe, der ist ganz gut. Man muß nur die Leute kennen lernen. Eben, das mein ich auch, warf da der erste ein, und deswegen sage ich, wir müssen uns noch welche hinzuholen, den Merkel zum Bei-

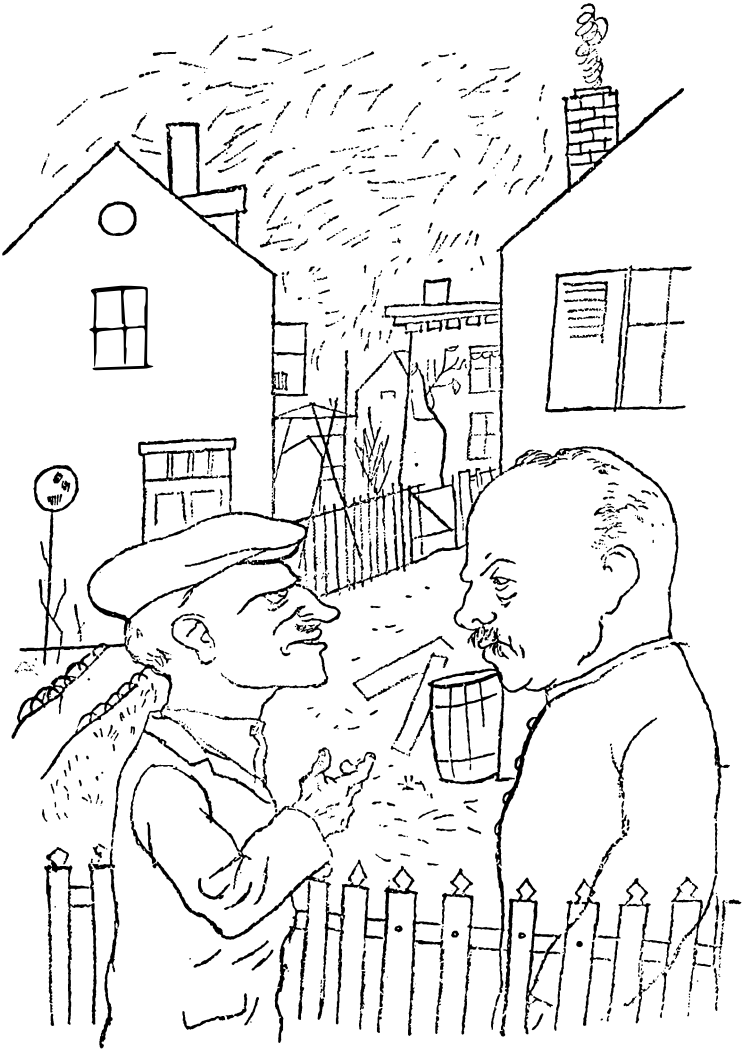
spiel, der ist weit rumgekommen, und auch mit dem Schreiben gewandt, der könnte unseren Geschäftsführer ganz gut ersetzen, müßte sich natürlich erst einarbeiten. Und als die anderen schwiegen, setzte der seine Betrachtung fort. Ich weiß, er hat sich bisher nicht gerade um den Ort gekümmert, und ist überhaupt manchmal ein ganz eigentümlicher Geselle, er tut so, als läuft er uns mit Fleiß aus dem Wege, aber wir sollten mal mit ihm sprechen, wer weiß, woran das liegt. Ich hab Kollegen gesprochen, die ihn von früher her kennen, auch mal schon im gleichen Betrieb gearbeitet haben. Die kennen ihn als einen ganz andern Menschen, und verlaßt Euch drauf, gerade so einen brauchen wir noch, der uns den Karren jetzt aus dem Dreck schiebt. Die andern sagten dann auch, wenngleich zögernd, nun wenn er meine, so solle er doch mal mit ihm sprechen, in der Werkstätte sei er auch schon so eine Art Hauptperson. Nur den Kaufmann dürfe man nichts wissen lassen, sonst ließe sie der schon vorher im Drecke sitzen. Aber warum, sagte der erste, die Schlußrechnung kann er uns immer noch machen, und was sonst noch ist, wo wir nicht firm genug sind, dafür lassen wir ihm die Wohnung billig, nicht? Das schien ein ganz guter Ausweg. Aber der Dritte sagte: Und wenn wir jedem einen Posten geben, deswegen halten wir den Bankrott doch nicht auf. Das stimmt allerdings, sagte der andere. Weil sie eben mit uns machen können, was sie wollen, bekräftigte der wieder. Ich muß immer noch daran denken, wie ich heiratete. Da war meine Frau damals Dienstmädchen bei solchen reichgewordenen Schlächtersleuten in der Stadt, und die sagten, sie solle doch um Gotteswillen keinen Arbeiter heiraten, dem man drei Schritte aus dem Wege geht. Es war direkt zum Lachen, sie fragten nur noch, ob sie es nicht gut genug habe, sie hätte doch Lohn genug und auch genug zu fressen, sie solle doch nicht unzufrieden sein und weiter dienen bleiben. Ja, und sie hätten das dumme Ding auch beinahe breitgeschlagen, aber gerade dessentwegen setzte ich mir erst recht die Geschichte in den Kopf. Na, Carl, sagte der andere, heute denkst Du wohl auch anders darüber – und lachte. Ach, und doch nicht, wehrte der andere, das mein ich nicht. Nein, aber es ist doch einmal so, wir bringen den Menschen einmal nichts besseres von uns als Arbeit bei. Da sagte der andere: Wir nicht, jedenfalls aber unsere Jungens.

Wart mal ab, die werden sich schon durchsetzen. Man hat ordentlich seine Freude dran. Die sind von anderm Holz als wir. Da fuhr der erste dazwischen: Was sprecht Ihr denn da für Unsinn. Wenn wir den ernstlichen Willen haben, unsere Lage zu ändern, müssen wirs schaffen. Von uns hängt doch alles ab, der Staat und der ganze Plunder. Jetzt heißt's nur eins, nicht nachlassen, und immer fester werden. Dann kommt die Kameradschaftlichkeit mit allen andern von selber. Die anderen nickten. Der eine aber setzte noch hinzu: Ja, ja, an der fehlts noch verdammt. Dann trennten sie sich.

Ein anderer, aber höchst unglücklicher Streit

Merkel wurde auch richtig von solchen Absichten in Kenntnis gesetzt und war sehr überrascht. Er fand im ersten Augenblick kaum eine passende Antwort. Das wäre allerdings was für ihn, dachte er. Schon die beiden letzten Wochen war er ganz anders aus sich herausgegangen. Die Werkstätte stand fest auf den Beinen. Man trug sich schon mit dem Gedanken, zwei Leute ganz aus ihrem Betriebe herauszunehmen und ständig arbeiten zu lassen. Hans hatte es fertig gebracht, die ersten kleinen Aufträge von außerhalb hereinzuholen. Der Betrieb näherte sich bereits dem Punkte, wo es notwendig schien, einen Motor aufzustellen. Man sah sich schon danach um, vielleicht wird man einen zuerst noch leihen können. Werkzeuge hatten sie sonst genug, die meisten brachten unter der Hand aus ihrem Betrieb etwas mit. Die Kollegen drücken ein Auge zu, wenn sie wissen, für welchen Zweck. Der Versuch war gar nicht so unbekannt geblieben, wie man hätte annehmen sollen. Viele sprachen davon und beurteilten nicht ohne innere Spannung die Aussichten. Hans hatte in der Partei eine Diskussion darüber mit Erfolg durchgekämpft. Es handelte sich schließlich darum, inwieweit dieser Art Selbsthilfe vom Standpunkte der allgemeinen Arbeiterbewegung gewisse theoretische Grenzen gezogen werden müßten. Wie so immer beurteilt man schon ein mögliches Endziel und übersah dabei, den Anfang richtig einzuschätzen. Es wurde doch in einer Zeit, wo alles müde und verzweifelt die Hände in den Schoß zu legen begann, etwas getan. Gedanken keimten zu einer Bewegung, die aus dem Sumpf herauszuführen man in Angriff nahm. Man soll die Ruhe be-

wahren und abwarten, sagte Hans, die Kräfte werden gestählt.
Er selbst aber wartete nicht ab. Er schmiß seine Arbeit hin. Er hielt es an seinem Zeichentisch nicht mehr aus. Er konnte seine Zeit besser verwerten, dachte er. Bevor er noch über die Möglichkeit, in der Kolonie selbst sich zu betätigen, richtig im klaren war. Man muß überall gleich mit zwei Beinen stehen, pflegte er zu sagen. Die Folge war, daß er in der Luft hing. Aber er warb der Siedlung in der Partei viele Freunde. Der Vorgang ihrer finanziellen Entwicklung, die Selbsthilfeversuche, die neu gewonnene Form von Kameradschaftlichkeit konnte zu einem neuen Hebelpunkt ausgenutzt werden, gelegentlich. In den Massen fand der Gedanke guten Eingang. Die Arbeitsfrieder blieben bei alledem mehr Zuschauer, nicht ohne gewissen Stolz, daß sich auch andere mit ihnen beschäftigten. Sie ließen Merkel gewähren, und seine Stellung bei ihnen festigte sich. Trotzdem es nicht leicht war, mit ihm im Guten umzugehen. Er fing an, alles alleine machen zu wollen, er war schnell in seinen Reden oben raus, und es hätte ihm manchmal ein Dämpfer gehört. Aber noch ging alles gut, der Erfolg war zu nah. Er ersetzt häufig die fehlenden menschlichen Verbindungen der Arbeitenden untereinander. Alles war auf dem besten Weg.
Da ereignete sich dieser blödsinnige Streit. Dieser blanke Unsinn, der mit seinen Folgeerscheinungen das ganze Gebäude erschütterte und wie mit einem Schlage alles umzuwerfen und zu vernichten schien. Der das so mühsam niedergerungene Mißtrauen aller gegen alle gewaltsam hochtrieb und überwuchern ließ.
Selbstverständlich fing Merkel auch an, sich Gedanken zu machen, wie er wieder zu Gelde kam. Die Frau verdiente zwar etwas, noch reichte auch alles, aber dieser „später dann" frißt sich in die Menschen zu tief ein, was wird in 14 Tagen sein, in 4 Wochen – Aussichten sind doch nicht genug, um davon Brot zu kaufen. Vielleicht hatte die Frau darüber noch keine Bemerkungen fallen lassen, aber Hans fühlte doch einen ständigen Vorwurf, wenn sie saß und mehr nähte als sonst, und das erbitterte ihn, machte ihn unruhiger und unsicher. Es ist eben das Elend, daß die Menschen nicht offen von dem sprechen können, was sie im Grunde bewegt. Sie



schämen sich noch in einer ganz unsinnigen Weise so sehr vor einander. Hans suchte in der Stadt noch nebenher Arbeit, die etwas einbrachte und ihm doch den größten Teil des Tages für die Siedlung freiließ. Er war unerschöpflich darin, Möglichkeiten aufzutun, aber immer ohne Erfolg. Es zog sich alles so lange hin. Er verlor in der Stadt die beste Zeit. Und die Lust.

In solcher Stimmung war er kaum zu genießen. In der Stube stand er unschlüssig herum, im Garten fing er bald da bald dort etwas an, und am liebsten hätte er alles in Klumpen gehauen. Da kam ihm sein Nachbar, ein Hüne von einem Kerl, in die Arme. Sein Nachbar Schulze arbeitete nicht nur mit in der Werkstätte, sondern war auch einer von denen, die jetzt das neue Leben in der Siedlung am tatkräftigsten unterstützten. Hatte er früher, ebenso wie Hans ihn, Merkel überhaupt nicht beachtet, so tat er jetzt doppelt freundlich und suchte jede Gelegenheit, mit ihm in ein längeres Gespräch zu kommen. Hans war wütend auf ihn, denn er hielt ihn für dumm. Er begriff nicht, daß Dummheit eine sehr irrige Wertbezeichnung ist. Mancher denkt nicht mit dem Kopf, sondern mit den Knien, die Dichter sagen: mit dem Herzen. Der Mann verstand nur nicht sich auszudrücken, und er war vielleicht schwerfällig, wie so viele andere. Und es kommt dann so, daß solch einer die andern für sich denken und mitbestimmen läßt, weil er ja gar keine Zeit hat, sich selbst ein Urteil zu bilden. Wo die meisten waren, da war auch Schulze. In der ökonomischen Lage, in der sich die Arbeiterschaft befand, und der damit zusammenhängenden Absperrung von allen kulturellen Bildungsmitteln war das gar kein Wunder. Im Gegenteil, es war besser, als wenn er sich um jeden Preis querköpfig gestellt hätte, wie auch manche tun. Darin Wandel zu schaffen und jeden mehr auf sich selbst zu stellen und zum Nachdenken über sich selbst und seine Lage zu bringen, war ja gerade eine der Hauptaufgaben der Arbeiterpartei. Merkel hätte das auch eingesehen, wenn man es ihm gesagt hätte. Darauf kommt keiner, wenn zwei gegenüberstehen und die harten Schädel aufeinander prallen.

Schulze fing sogleich an, von allen möglichen Dingen zu sprechen. Wenn man sich die rauhe Schale und die grob-unbeholfene Art weggedacht hätte, würde man denken können, ein vertrauensseliges Kind reden zu hören, das sich freut,

endlich mal frei lossprechen zu können. Merkel aber gab nur kurze und barsche Antworten. Zuerst wurde der andere darauf gar nicht aufmerksam. Aber mit Fleiß würzte Merkel seine bissigen Worte mit Hohn und allmählich mit Geringschätzung und Verachtung. Das hörte der andere, wurde stutzig und zog sich mehr in sich zurück. Nun wurde Hans erst gereizt und begann von der Leber weg zu schimpfen, auf die Siedlung, auf die Bewohner und auf die Arbeiterschaft schlechthin. Er vergaß nur sich selbst dabei zu nennen, obwohl man ihn ja auch dazu leicht hätte bringen können. Da bekam Schulze einen roten Kopf, denn überheben brauchte sich dieser da, weil er jetzt etwas für sie rumlief, noch lange nicht. Solche könnte man nicht brauchen, und es ist gut, daß man gleich sehe, wohin die Fahrt gehe. Für Hans war es jetzt schon zu spät, zurück. Warum kam ihm auch nicht der andere entgegen, ging auf ihn ein. Vielleicht wollte Hans selbst nur hören, daß es nicht so ist, wie er redet. Der andere aber war längst beleidigt und drohend. Merkel fürchtete sich nun, als er sah, was er angerichtet hatte, vor der daraus folgenden Verallgemeinerung und schränkte plötzlich alles auf Schulze ein, der am Zaun ihm gegenüber stand und wie ein wütiges Tier auf ihn los wollte. Ja du, du bist gerade der richtige, schrie er. Du blöder Dickschädel – und da er schon gar nichts mehr zu sagen wußte, kam er auf die unglückliche Idee, noch das Familienleben heranzuziehen. Nun sehe er doch, wie er es treibe; die arme Frau könne nicht Kinder genug gebären, und er wisse gar nicht, ob er sie ernähren könne. Die Frau sehe schon sowieso aus wie ein ausgewundener Strumpf. Der aber rief, er solle sich um seinen Flederwisch kümmern, und daß seine Kinder die Strümpfe hätten. Darauf ließe sich auch mancherlei schließen. Und sie bearbeiteten sich mit Worten, schlimmer als wenn sie mit Messern auf einander losgegangen wären. Und es blieb schließlich bei ihren beiden Frauen, denen sie gegenseitig aus der Vergangenheit und Gegenwart alles mögliche andichteten. Bis diese auf den Wortschwall hin selbst auf der Bildfläche erschienen und mit hineingezogen wurden, wenn sie auch nur die Wut dämpfen wollten durch ein: Laß dich doch nicht mit dem Lump ein, den kennt man doch, oder: ich werde ihn schon rausfegen, wenn er noch mal ins Haus kommt. Und die Frauen schrien sich auch an, die sich nie weiter im Wege gewesen wa-

ren und beide stille Naturen waren, die Schulzen, die acht Kinder hatte, sah wirklich klein und verhunzelt, zum Absterben aus. Und die Merkeln begann sogar zu heulen, als hätte man ihr etwas besonderes angetan. Worauf die Schulzes hohnlachend im Haus verschwanden. Nur Merkel blieb und kaute an einem dürren Ast, den er abgebrochen hatte.

Im Suff

Dann kam der Teufel über ihn. Wohin sollte er gehen, ins Haus, da saß die vergrämte und verheulte Frau, zu andern Leuten, vorbeugen, sich verteidigen, wie sah das aus, sie kamen ihm ja auch nicht entgegen – er schwankte noch – dann ging er nach der Station zu. Wie einer, der etwas Drückendes beizeiten hinter sich geworfen hat, heiter und guter Dinge. Jenseits der Station, über den Bahndamm weg, wo die Sonntagsausflügler aus der Stadt in den Wald rein zu gehen pflegten, hatte seit einiger Zeit ein Gastwirt seine Bude aufgeschlagen. Vorläufig waren nur die Bretter roh aneinander gefügt, es sah noch mehr aus wie ein Schuppen, innen drin – draußen war der Sommergarten aufgestellt. Im Herbst wollte der Wirt bauen und ganz hier draußen bleiben. Er hatte daher schon einige Bekanntschaft mit den Bewohnern in der Umgegend angeknüpft, um sich besser einzuführen. Das Geschäft entwickelte sich aber nicht erwartungsgemäß. Die Leute zogen es vor, zu Haus zu bleiben und das, was sie bei ihm holten, war nicht der Rede wert. Hans war wohl schon im Vorübergehen mal eingekehrt kannte aber den Wirt nicht, dagegen begrüßte ihn dieser um so herzlicher, denn der hatte ihn sicher öfter gesehen, auch wußte er, daß er in der Werkstätte einer der Hauptmacher war. Er zog ihn gleich an den Schanktisch. Sie wurden bald wie die vertrautesten Feunde.
Merkel hatte sich seit langem nicht so befreit gefühlt. Er konnte einmal sein ganzes Herz ausschütten. Es hörte ihm jemand eifrig zu und bekräftigte alles. Sie tranken Kognak, dänischen Korn und immer dazwischen einen Bittern. Hans packte gründlich aus. Aber er hätte besser getan, das vor seinen Kollegen zu tun. Denn es war keine Spur von Hochmut mehr drin, in dem was er sagte. Er versuchte eher alles zu erklären, warum er mit denen auseinandergekommen war. Und er setzte dem Wirt

eingehend auseinander, was er mit dem Ausbau der Kolonie beabsichtigt hätte und wie ein Rad ins andere greifen müsse. Der war ganz begeistert, denn es konnte nicht ausbleiben, daß, wenn jeder erst hier mal seine Arbeit hatte, auch das Geschäft besser ging. Er überschlug schon in Gedanken, ob es sich nicht verlohnen würde, ein Doppelhaus zu bauen, in denen einige Läden Platz finden könnten. Zweifellos hatte der Ort eine Zukunft. Zwischendurch verzog sich gelegentlich Merkels Gesicht für einen Augenblick, Schatten huschten drüber hin, und der Mund kniff sich zusammen. Aber um so eifriger freundete sich der Wirt an und erwies sich als ein verständiger sozial denkender Mann, der auch seine Leute leben ließ. Verschiedene Lagen hatte der Wirt schon ausgegeben. Sie waren in der Bude allein. Die Dämmerung kroch aus den Winkeln.

Der Mensch windet sich in seinen Fesseln, reißt an den Gittern. Schmerz frißt sich ein und eine wahnwitzige Wut wird lebendig. Wie Gewittersturm geht es über das Herz und es nützt nichts, daß es sich zusammenkrampft. Das Blut kann nicht heraus, es ist eingesperrt und bohrt nur tiefer, wie man sich auch dreht und wendet. Und Merkel goß noch einen Schnaps drauf. Daß er die Stellung aufgegeben hat, fühlte er, war ja ganz gut. Wenn er sich Mühe gibt, wird er eine andere finden, und das wird er bestimmt. Er konnte schließlich überall anfangen. So einer ist nicht auf den Kopf gefallen, sagte er zu sich selbst. Mochten die anderen dann in der Partei arbeiten. Ich kann das nicht mehr mitmachen. Es geht alles so schrecklich langsam, es ist noch genau wie vor einem Jahr. Nichts hat sich geändert, wenn man die Leute sieht, verliert man alle Hoffnung, am liebsten möchten sie einander selber auffressen. Und er goß noch einen Schnaps drauf. Am besten ist es, einfach loszugehen, den ganzen Kram liegen zu lassen. Hat er denn Glück gehabt mit der Frau – die Kinder sind krank, sie sieht ihn immer an, als wolle er sie umbringen, daß sie um ihr Leben bitten muß. Und dann zum Teufel, sicher hat sie noch immer den andern Kerl im Kopf, der so dämlich war, sich erschießen zu lassen. An ihm hängt sie nicht, denkt er. Und er goß wieder einen Schnaps drauf. Dann ist das auch so eine Sache überhaupt, mit Menschen so nahe beieinander zu leben. Immer stehen sie sich im Wege und fängt der eine gerade an zu pfeifen, heult der andere, und das soll auch der Teufel

fertig bringen, sich nach der Decke zu strecken, wenn schon die Wände auf einen fallen. Und er mußte an seinen Vater denken, wie der die ganze Familie fest in Ordnung hielt und manchmal war es dort so still, daß man den Atem hörte. Mochte es gewesen sein wie es wolle, eine verdammte Feldwebelnatur, er hatte sich nicht unterkriegen lassen, und es schien Hans jetzt, als hätte dort allein Ordnung geherrscht. Von der Mutter konnte er sich keine rechte Vorstellung mehr machen. Sicher hat sie mit den andern Weibern gejammert und geklatscht, aber sonst hatte sie in der Wirtschaft gearbeitet, daß er noch heute Lärm und Hast davon in den Ohren hatte, die Kinder aufgezogen und alles getan, was der Vater angeordnet hatte. Die brauchten nicht daran zu denken, wie sie miteinander auskommen, grübelte Hans. Dann schämte er sich wieder, denn das war ja eben das Elend in einer solchen Familie. Daraus konnte ja ein vernünftiger Mensch sich nicht entwickeln. Das war so klar, da braucht man erst keine Bücher darüber zu lesen. Seine Geschwister kannte er gar nicht mehr, wußte nicht, wo sie hingekommen waren. Und er goß einen neuen Schnaps drauf. Die See rauschte, die Welt tat sich auf. Die Städte und Menschen, in die man sich hineinstürzen, verschwinden konnte, taten ihm nichts. Sie ließen ihn frei und die Sehnsucht kam, wieder zur See zu gehen. Schmeiß alles hinter dich, hier ist nicht dein Platz, raunte es. Die Leute wollen dich nicht, und du hast mit den Leuten nichts zu schaffen, du bist weder Packesel, noch hast du Lust, hier den Schulmeister zu spielen und dir die Galle an den Hals zu ärgern. Und er sprach sich tapfer Mut zu und vergaß das Trinken nicht. Das besorgte zwar schon der Wirt, doch hatte der nicht die Lust, das gleiche Tempo, in dem sie angefangen hatten, fortzusetzen. Er goß mehr wie einen, den Hans für ihn ausgegeben hatte, in das Wasserbecken, in dem die Gläser gespült wurden, und Hans, der eifersüchtig darauf wachte, daß der Wirt sich auch mit einschenkte, mußte mehr als einmal mahnen. Der Wirt hatte schon einen roten Kopf und wußte nicht mehr viel auf die Freundschafts- und Kameradschaftsbeteuerungen zu sagen. Und zur Politik schwieg er grundsätzlich, auch wenn er noch so sehr angezapft wurde.

Er hatte auch diesmal Glück. Wer weiß, wie sie noch auseinandergekommen wären, wenn nicht zwei Arbeitsfrieder mit hin-

zugekommen wären, die im Vorbeigehen einen trinken wollten. Die zog nun Hans mit einer lärmenden Geschäftigkeit mit an den Tisch. Es wurde Licht gemacht, denn es war schon spät, und die Arbeitsfrieder wären gern bald wieder nach Haus gegangen. Aber Hans ließ das nicht zu. Er suchte alle möglichen Punkte, sie zu fesseln, von der Kolonie, von der Partei, von der nächsten Zukunft und wie genau er voraussagen könne, wie sich alles entwickeln würde. Er tat sich mächtig groß. Die waren das von ihm gar nicht gewöhnt, auch daß er so kameradschaftlich und lustig war und taten ihm mit ein paar Lagen Bescheid. Auch der Wirt war wieder aufgetaut und sorgte für die Unterhaltung. So verging noch eine Weile, dann wurden aber die beiden merklich unruhig, und Hans hatte etwas auf der Zunge, das alles zwischen ihm und Arbeitsfriede wieder gut machen sollte. Aber er bekam es nicht heraus. Und wenn er recht ansetzte wurde es so lächerlich und klang so demütig winselnd, daß er bald wieder stoppte. Die anderen konnten sich keinen Begriff davon machen, sie sahen nur, daß Merkel inzwischen ziemlich betrunken war, Merkel aber fühlte immer brennender, wie wichtig es war, daß er alles gut mache und hier die Kolonie in Fahrt brachte und seinen alten Platz wieder einnahm, denn hier mußte er Wurzel fassen oder nirgends. Er bekam plötzlich eine schreckliche Angst, daß etwas vorgefallen sein könnte, etwas Unwiderrufliches. Er überfiel die beiden mit Freundschaftsbeteuerungen und strich die Arbeitsfrieder ordentlich heraus und beschwor sie, bei ihm zu bleiben und das mit bekräftigen zu helfen. Die aber fanden das albern und widerwärtig und drückten sich. Wie man sagt ohne Abschied. Hans war mal rausgegangen und als er wiederkam, waren die andern fort. Er sagte erst gar nichts. Denn seine wirren Gedanken brauchten geraume Zeit sich zu ordnen. Dann aber wollte er eine Wut aufbringen. Es gelang nicht. Dazu fehlte es bereits an innerer Kraft. Schließlich hätte er weinen mögen wie ein kleines Kind, hilflos und unaufhörlich und immer stärker. Wenn ihn der Wirt nicht gestört hätte, der auf ihn einsprach, mit der Absicht Schluß zu machen. Davon aber wollte Hans nichts wissen, und sie tranken noch verschiedene, bis der Wirt immer einsilbiger und schließlich sogar grob wurde. Ob er denn noch Geld genug habe. Und wirklich Merkel hatte nicht genug, denn es war eine ganz anständige Zeche

aufgelaufen. Sie kamen noch in einen heftigen Wortwechsel, der damit endete, daß der Wirt Merkel an die Luft setzte und hinter ihm die Tür abschloß. Er verrechnete sich aber, Merkel machte draußen keinen Skandal, zerschlug auch nicht die Scheiben, wie er gedroht hatte, sondern torkelte die Straße nach der Kolonie zu, den Kopf tief auf die Brust hängen lassend. Er ging und ging und er hatte nicht viel andre Gedanken, als daß er bald nach Haus müsse, denn dort wäre Ruhe. Dann war die letzte Kraft am Ende. Er stolperte über einen Stein und blieb liegen. Leute kamen noch von der Station. Die sahen ihn liegen und wandten sich voller Verachtung weg. So also sah der aus. Da erkannten sie, man konnte nicht vorsichtig genug sein, bald hätten sie sich den ganz aufgeladen. Und einer aus der Werkstätte nahm sich vor, dafür zu sorgen, daß dieser Kerl ihre Bude nicht mehr betritt. Mit dem mußte man beizeiten Schluß machen. Sich so vollzusaufen wie ein Schwein, sagte eine Frau. Wo er nur das Geld dazu her hat, vom Arbeiten doch sicher nicht. Und alle verachteten ihn. Die Frau des Klinger kam noch spät nachts rum zur Merkeln mit der Botschaft, daß Hans unten am Wege liegt. Er hatte sich schon ein Stück weiter gearbeitet. Und die beiden Frauen gingen und holten den Mann rein. Es war ein schweres Stück Arbeit. Er drückte sie beide mit seiner Last, die sich wie ein Klotz an sie hing, nieder. Sie mußten ihn schleifen. Die Nacht war still. Der Frühling war da. Die Gärten blühten und das Glück lag in der Luft. Das letzte Stück Weg begann Hans zu singen. Er gröhlte und gurgelte und kotzte dann erbärmlich.

Das Selbstvertrauen kommt mit der Arbeit

Die nächste Vollversammlung der Kolonie bot schon ein anderes Bild. Man konnte es schon daran sehen, wie die Leute hereinkamen und ihren Platz ausfüllten. Darin lag eine ganz andere Sicherheit als damals, als sie sich unter den langatmigen Ausreden des Vorstandes geduckt hatten. Auch diesmal erstattete der Kaufmann wieder einen längeren Bericht. Dort, wo er angeklopft hatte, war er vergebens gewesen, die Regierung jetzt schon anzufragen, hielt er für verfrüht, zumal sie die Deckung für die Zinsentilgung noch in Aussicht hätten. Dagegen deutete er an, daß die Regierung sich aller Wahrscheinlichkeit nach mit

einer Kontrolle der Siedlungen, auf denen sie Hypotheken hatte, begnügen würde. Es hieße, ein derartiges Gesetz wäre in Vorbereitung. Die Kontrolle würde so zu verstehen sein, daß die Regierung sich das Recht vorbehält, die Hälfte der Wohnungen an Beamte, die sie ihrerseits der Kolonie zuweist, zu vergeben. Sollten indessen Staatsbeamte schon wohnhaft sein, so werden diese mitgezählt. Er glaube also, ungeachtet aller weiteren Versuche, sie ganz flott zu machen, mit Sicherheit in Aussicht stellen zu können, daß mindestens die Hälfte der Wohnungen von dem Zusammenbruch überhaupt nicht berührt würde. Er hatte sich über den erwarteten Erfolg seiner Ausführungen ziemlich getäuscht. Es traten jetzt Leute auf, die über die Siedlungsfrage gleichfalls genaue Erkundigungen eingezogen hatten. Diese erklärten, daß die Regierung allerdings ein derartiges Gesetz plane, das aber an dem Widerstand der Gewerkschaften scheitern würde. Die Gewerkschaften würden mit einem eigenen Plan hervortreten, und es sei noch fraglich, auf wessen Seite schließlich die tatsächliche Macht stünde. Andere sagten, sie seien eine reine Arbeitersiedlung und sie hätten nicht nötig, sich zwangsweise Beamte reinsetzen zu lassen. Denn diese Beamten wären nichts anderes als Aufpasser der Regierung und nur zu diesem Zweck in die Siedlungen verpflanzt, um die einheitliche Massenentwicklung der Arbeiterklasse zu stören und zu brechen. Fast jeder sprach ein paar Worte zur Lage und alle waren sehr ruhig und sachlich. Man brauchte sich nicht einschüchtern zu lassen durch solche Drohmittel. Sie sollten nur kommen und versuchen, sie rauszujagen, dann werde sich das weitere von selbst ergeben. Derjenige, der das sagte, fand den größten Beifall. Zunächst muß die Regierung auch erst zivilrechtlich ihre Ansprüche geltend machen, da lachten alle. Können uns ja pfänden, schrie einer. Aber der Kaufmann griff ein, da wären doch besondere vertragliche Vereinbarungen, und schließlich sei er doch für die Geschäftsführung verantwortlich, und wenn erst einmal die Bücher beschlagnahmt wären, so pflegt der Vorstand dann schnell hinter Gittern zu sitzen, das sei einmal bei Bauvereinen so üblich. Aber das machte wenig Eindruck. Dann werden wieder Wohnungen frei, lachte einer. Schließlich kam er, als er die Stimmung so umgeschlagen sah, noch mit einem Vorschlag heraus, den er sich ausgedacht und auch schon sich umgehört hatte, ob er

überhaupt durchführbar sei, nämlich eine Lotterie aufzumachen zum Besten der Siedlung, die Genehmigung hoffte er zu bekommen. Allerdings müßten sie dafür sorgen, daß unter ihren Kollegen genug Lose abgesetzt würden. Er rechnete aus, daß man bei den üblichen kleinen Geldgewinnen und einem größeren Lostreffer eine ganze Menge Geld verdienen könnte. Aber der Vorschlag wurde schlank abgelehnt. Sie hätten gar keine Lust, ihre Kameraden noch mehr zu betrügen, als sie von den Unternehmern schon betrogen werden, und wenn er in seinen Kreisen die Dinger verkaufen wolle, so könne er das ruhig tun. Sie wollen die Finger davon lassen. Dagegen bestünde die Möglichkeit und sie hätten auch schon Besprechungen darüber gehabt, der Kaufmann machte große Augen, die Gewerkschaften dafür zu interessieren, ihre Siedlung zu erweitern. Vielleicht die beiden Nachbarkolonien mit zu vereinigen. Allerdings hänge es davon ab, wie sie mit dem Gutsbesitzer fertig werden. Denn das neue Terrain auf dem Berge, das jetzt brach liege, würden sie wohl dazu haben müssen. Dort könnte dann eine neue Siedlung von 200-300 Häusern angelegt werden. Ursprünglich bei der Gründung von Arbeitsfriede wäre das doch auch mit beabsichtigt gewesen. Natürlich rief der Kaufmann, der ganz Feuer und Flamme dafür war, aber woher das Geld nehmen. Und wenn wir uns auf die grossen Organisationen stützen, wird Rat geschaffen werden, entweder sie bauen selber, oder sie zwingen die Regierung, für sie nach ihren Plänen zu bauen. Das laß nur unsere Sorge sein, meinte einer. Das war etwas ganz Neues, aber in der Versammlung war es jedem klar, natürlich wird das so sein. Aber da meldeten sich auch schon welche, die jetzt die Pläne mit der Werkstätte und der Schule weitersponnen und für weiteren Ausbau eintraten und die gleichfalls schon die Unterstützung der Organisationen dafür gewonnen hatten. Der Bewohnerausschuß wuchs mit jedem weiteren Sprecher in seiner Würde und Bedeutung. Die Gemeinschaftsarbeiten müßten in die Statuten aufgenommen werden, damit nicht wieder die frühere Trägheit und Unfrieden einreißen. So ginge das ganz gut. Es wurde zugestimmt, daß von der Jugend ein Vertreter in den Ausschuß aufgenommen wurde. Ein paar Frauen schüttelten allerdings den Kopf. Trauten sie ihren Kindern nichts zu, oder wuchs ihnen die ganze Entwicklung über den Kopf – möglich das

letztere. Sie hatten noch nicht recht den Mut aufbringen gelernt, über ihren kleinen Wirtschaftskreis hinauszublicken. Woran meist die Männer schuld wären, die auftraten als hätten sie das Recht zu fordern und sie der Sorge um den Einzelhaushalt überließen. Andere Frauen waren klüger, die trieben auch wieder ihrerseits die Männer an, von denen einige es lieber gehen lassen wollten wie es ging. Sie schämten sich nur vor den andern, es offen einzugestehen. So daß sie schließlich alle einstimmig für diese neuen Pläne eintraten.
Dann kam noch ein Fall zur Verhandlung, wo sich zwei wegen des Wasserverbrauchs, den sie gemeinschaftlich bezahlen mußten, gezankt und gegenseitige Beschwerden eingereicht hatten. Aber die hatten keine rechte Lust mehr, ihre Sache zu vertreten. Sie mußten ziemlich derben Spott über sich ergehen lassen und waren froh, daß die Sache geregelt wurde, ehe noch ihre Beschwerden verlesen wurden. Denn die kamen ihnen jetzt höchst überflüssig und einfältig vor. Sie vertrugen sich schneller als sie in Ärger gekommen waren.
Zu guterletzt wurde auch die Sache Merkel vorgebracht, die Beschimpfungen, die er ausgestoßen, sein Verhalten und sein ganzes Benehmen früher kam zur Sprache, ferner daß er die Arbeit aufgegeben hatte und anscheinend hier auf Anstellung wartete. Man entschied sehr schnell. Es gab einen Paragraphen in den Statuten, wonach einer, der Unfrieden und Ärgernis gab, sofort ausgeschlossen werden konnte. Der Kaufmann wollte die Sache zwar erst dem Bewohnerausschuß zur Prüfung und weiteren Erhebungen überweisen, man müsse doch den Merkel erst hören, ihn überhaupt vorladen. Aber es genügte ja schon, sagten die meisten, er ist ja wieder nicht erschienen. Und sie beschlossen, daß Merkel am nächsten Termin das Haus räumen müsse. Klinger hatte sich dabei zum Wort melden wollen, seine Frau hielt ihn aber am Stuhl fest und zischelte: willst du uns auch auf die Straße setzen. –

Ein Sommertag – die Kinder spielen auf der Wiese

Die Häuser flimmern in lichten Farben. Darüber blaut Dunst. Noch oben sind weiße Tupfen geblieben. Wie von der Hand, die in der Eile das alles aufgebaut. Auf der Straße nach der Station rollt eine Staubwolke hinter einem Wägelchen her. Grillen.

Auf der Wiese jagten die Kinder. Es gibt Wiesen, die sind so grün wie die Spielsachen und Bäume, die in den Warenhäusern der großen Städte für die Kinder der Reichen gekauft werden, damit diese sie in die Salons herumstellen. Es gibt auch Wiesen, die haben nur noch hier und da einen grünen Fleck, Grasbüschel denn die müssen sein, sonst wäre es keine Wiese, sonst ist aber alles sehr schmutzig und gelb. Wo die grünen Flecke waren, da spielen die Kinder und auf dem anderen Teil weiden die Ziegen. Sie sind angepflockt. Und wenn die Kinder mal plötzlich lärmen, aufschreien, da zerren die Ziegen an ihren Stricken. Sie verfangen sich und stolpern und steigen dann hoch, als wären sie wieder auf den Bergen. Aber die kleinen Ziegen gehen aufeinander los, stoßen die Köpfe aneinander und die hohen Stirnbögen, denn es ist Zeit, daß die Hörner bald kommen. Dann schielen sie nach den grünen Grasbüscheln, die noch weit sind und die Schnur so kurz.

Doch die Kinder stehen dort, alle auf einem Haufen. Ein dicker Knäuel und wenn die Kinder einmal zusammenstehen und beraten, ist's immer still. Da spricht nur einer und schlägt was vor und erzählt was und alle lauschen. Da sind die ganz Kleinen dabei, die noch kaum richtig gerade über die Wiese laufen können und ordentlich schaukeln wie so ein Kielboot. Schuhe brauchen sie alle nicht und wenn sie spielen, laufen sie bald zusammen, bald wieder auseinander – und dann bilden sich Gruppen, die ganz für sich alleine weiter machen. Man kennt sich nicht aus. Aber es ist so, sie freuen sich überhaupt nur, daß sie beieinander sind. So wird es auch mit den Alten noch werden.

Reigen, wo die geputzten Kinder der Reichen, die wie die Pudel aussehen, sich geziert im Kreise drehen, kennt man nicht. Und ein solches Kind würde verlegen abseits stehen, denn Mama hat strenge verboten mit den Arbeiterkindern zu spielen. Die sind roh und ungezogen und schmutzig, sagt sie. Da steht das Kind abseits, es möchte mitspielen, es weiß nur nicht, wie anfangen. Man holt es nicht. Es kennt auch nicht, was die da spielen, und fängt an zu weinen, bis Mama die Zuckertüte zieht.

Auf der Wiese die haben aber gerade ein großes Johlen angefangen. Ein kleines Mädchen zieht einen viel größeren Jungen im Kreise herum. Und alle lachen und am meisten freut sich

der Bengel, der wie eine Ziege hüpft. Aber welche wollen ihn puffen. Die kommen mit andern ins Gedränge, die ihn schützen wollen. Und dann lassen die den Jungen laufen, schreien und dann alle hinter ihm her. Die Jagd tollt um den Platz, zwischen den Ziegen durch, die Kleinsten stolpern und werden umgerannt. Mit Halloh und Heidi, mit Heulen zwischendurch – die sich weh getan haben – dann haben sie ihn wieder und eine andere führt ihn im Kreise herum.

Der Junge war viel älter als die meisten der Kinder. Er hätte schon müssen ein paar Jahre in die Schule gehen. Aber er lernt so schwer. Und er ist immer gerade bei den Kleinsten. Mit denen freundet er sich an und läuft mit herum. Und allmählich entwachsen sie ihm. Er hat schon mit den Großen damals gespielt, die jetzt abseits für sich stehen und etwas ins Werk setzen werden wo man die ganz Kleinen nicht gebrauchen kann. Sind doch auch schon welche darunter die Vaters Zigaretten rauchen. Denen ist er zu dumm. Er versteht gar nicht, was die wollen und sie lassen ihn fallen, schütteln ihn ab, wenn er mal mit drunter ist. So bleibt er bei den Kleinen und spielt Ziege und freut sich dabei. Er versteht noch nicht, daß er ausgeschaltet werden soll. Noch ist Sommertag auf der Wiese.

Dann geht die Sonne im großen Bogen und wird breit und blechern und sinkt tiefer und tiefer. Sie rutscht von oben runter und wird über und über rot. Die Mutter hat schon ein paar Mal gerufen. Die Ziegen zerren und laufen unruhiger hin und her. Dann kommt die Mutter aber selbst und ihre lauten Rufe schneiden über die Wiese. Sie scheuchen die Schar auseinander. Aber sie faßt schnell zu, die Frau, und sie hat die ihrigen jetzt fest an der Hand. Marsch ins Haus, Vater schimpft schon. Aber die Kinder wissen, daß es nicht wahr ist und wollen sich noch wehren. Da gibts manchmal noch was ab.

Allmählich wirds still, draußen auf der Wiese. Die Dämmerung zieht. Der Wald rückt näher. Und der erste Stern guckt vor und glitzert vorwitzig. Dann schiebt sich der Vorhang zu. Die Nebel steigen.

Wie eine und dieselbe Sache verschieden beurteilt werden kann

An einem der nächsten Sonntage stapften fünf Arbeitsfrieder durch die Heide nach dem Gutshofe zu. Der Sand, in den sie

mit jedem Schritt bis an die Knöchel versanken, war schon in den Vormittagsstunden glühend heiß. Eine flammende Wolke von Staub und Sonne lag über den weiten Äckern jenseits der Chaussee. Das Korn stand spärlich, es schien kaum hochzukommen und wies große weiße Flocken auf. Wie ein Teppich, den die Motten zerfressen haben. Der Kaufmann streckte die Hand aus, die er ein paarmal in der Schwebe rumdrehte und rief: Es wird wieder heiß. Die andern sagten ja. Sie keuchten sich vorwärts. Es wird verdammt heiß. Von dem alten Weißbach hatten sie noch nicht viel Gutes gehört. In welchem Zustande bloß die Äcker waren. Genau genommen hörte man überhaupt nichts von ihm, er ließ sich nirgends sehen und seine Leute schienen nicht viel anders. Die Arbeiter waren mehr neugierig einmal zu sehen, was da auf dem Hof los war. Sie kamen ja nicht als Bettler. Wollten auch keine Arbeit, obwohl sie sich vorgenommen hatten, auch die Werkstätte in Empfehlung zu bringen. Man konnte ja nie wissen, vielleicht war der da gar nicht so schlimm, wie man sagte. Der Kaufmann war noch am ängstlichsten, denn er hatte wohl schon mit ihm zu tun gehabt. Und von dem guten Willen des Alten hing jetzt viel ab. Etwas ängstlich waren selbstverständlich die andern auch. Sie hatten nämlich keine Ruhe gegeben, diesen Gang zu beschleunigen. Andere hatten vorgeschlagen, erst mal hintenrum zu hören, vielleicht erst einen vorzuschieben, der noch nichts Bestimmtes sagt. Aber das „gleich aufs Ganze" hatte schließlich gesiegt. Besser war es schon, gleich zu wissen, woran man ist. Sie berieten zum so und so vielten Male, wie sie sich verhalten wollten. Das Beste wäre, sagten sie anschließend, dem Mann nicht zu sehr zu widersprechen, und ihn ruhig reden zu lassen. Wir besprechen uns dann nachher unter uns, was wir daraus machen können. Und nicht mit der Tür ins Haus fallen. So einer ist im Stande und schmeißt uns schon raus aus Eigensinn und schlechter Laune. Viel wird er sowieso von uns nicht wissen wollen, dachten sie. Der Kaufmann muß den Sprecher machen und wenn Fragen gestellt werden, werden sie selbst schon antworten. Ob er wohl weiß, daß so eine Gewerkschaft über größere Gelder verfügt, als dieses ganze Land hier wert ist, meinte einer, wir wollen ja auch nichts geschenkt haben, bekräftigten sie. Der Kaufmann aber hieß sie davon stille sein. Sie mußten damit operieren, daß sie pachten wollten oder

überhaupt nur die Erlaubnis ein paar Morgen Heide zu bebauen. Der kann doch froh sein, wenn das Land kultiviert wird. Und hat man ihn soweit, dann können wir schon ein anderes Mal weiter zufassen. Wir werden ja sehen, sagten sie, und damit bogen sie in den Gutshof ein.

Der alte Weißbach sah recht verdrießlich aus, wie er sie empfing. Er blieb in seinem Sorgenstuhl am Fenster sitzen, die Füße hatte er mit Tüchern umwickelt, und wie er die Eintretenden dann aufforderte Platz zu nehmen, wußten die erst nicht recht, sollten sie sich setzen oder nicht. In der Mitte dieses dunklen Zimmers, ein Baum dicht vorm Fenster nahm ihm jedes Licht, stand ein breiter Tisch, ein schweres protziges Stück Möbel. Um den setzten sie sich. Hier muß es ziemlich feucht sein, dachten sie, es riecht auch so muffig, und dabei scheint der noch die Gicht zu haben. Und ihre hellen luftigen Wohnungen, in denen die Sonne war, erschienen wieder vor ihnen. Der Kaufmann hatte in den allgemeinsten Worten das, was sie zunächst wollten, gerade auseinandergesetzt und der Alte hörte bedächtig zu. Jetzt hieß es aufpassen. Sie hatten keine Zeit mehr nachzudenken über die alte Frau, die ihnen die Tür geöffnet hatte, ob sie wohl überhaupt noch zur Arbeit zu gebrauchen war, so krumm und klapprig hatte die ausgesehen – auch nicht über den Zustand der Baulichkeiten, die sie gerade mit dem ersten Blick überflogen hatten. Das Wohnhaus, so schmutzig und baufällig es auch von außen erscheinen mochte, war doch das protzige Herrenhaus, wie solche auf dem Lande noch stehen. Efeu und Wein rankten dran empor und haben die Fassade unter sich längst begraben. Mit dem Haus hätten sie nichts anzufangen gewußt. Der ganze Hof war so unheimlich still. Hatten denn die kein Vieh, na man wird ja hören, trösteten sie sich. Die Stille schärft das Mißtrauen. Sie hörten sehr aufmerksam zu. Ein Teil hielt den Kopf vorgebeugt, als dürfe ihm auch kein Wort entgehen, als warteten sie nur auf das Zeichen loszulegen. Der andere Teil saß in sich versunken, bedächtig und weise, als ließen sie das, was der Kaufmann vorbrachte, noch einmal prüfend genau vor ihrem geistigen Auge vorüberziehen. Und sie wogen dabei fortwährend den Stand ihrer Aussichten und gaben sich auch verstohlen manchmal einen Blick.

Aber der Alte schien seltsamerweise garnichts dagegen zu

haben. Er ließ sich erklären, wie sie das Land bebauen wollten und fragte nach Einzelheiten aus der Siedlung und sagte schließlich, man könne ja über die Benutzung des Geländes einen Vertrag ausarbeiten, verdienen wolle er daran nichts. Das ging alles besser wie man erwarten konnte. Der Alte machte sich sehr verständig. Und es trat eine kleine Pause in der Unterhaltung ein. Der Kaufmann hatte bisher bis auf wenige Zwischenbemerkungen verschiedentlich nach einem schicklichen Abgang gesucht. Der Alte kaute an seinem Schnurrbart. Man sah ordentlich, wie der Mann von Tag zu Tag verfiel und eintrocknete. Der Kaufmann sah sich nach den andern um. Er hätte vielleicht gern gesehen, die wären aufgestanden. Aber sie blieben sitzen und schienen gar nicht daran zu denken, das Feld zu räumen. So mußte er das Gespräch noch einmal wieder aufnehmen. Und allmählich, man fühlte deutlich, mit welcher Unlust, nur getrieben durch die hinter ihm Sitzenden tastete er sich zu ihren eigentlichen Absichten durch. Er kam darauf, daß man den Gedanken aufnehmen könne, wieder neu zu bauen, und daß man dann vielleicht auf jene Grundstücke rechnen könne, wenn man zu einer entsprechenden Erweiterung ihres ersten Vertrags käme. Warum denn nicht, sagte der Alte, schließlich kommen Sie gerade noch zur rechten Zeit, denn ich bin die längste Zeit hier gewesen. Da erst horchten die andern auf, und sie begannen mit dreinzusprechen vom Bau und der Zusammenfassung der Kolonien, und der Kaufmann rückte mehr und mehr in den Hintergrund. Weißbach war vielleicht überhaupt froh, von seinen Dingen sprechen zu können. Er wurde jetzt ganz gesprächig. Er fing davon an, daß er noch gar nicht wisse, ob er nicht selbst bald rausgesetzt würde. Es sei schon Zwangsverwaltung beantragt, aber noch einmal abgewiesen worden. Er gäbe mehr aus für Rechtsanwälte als für die ganze Wirtschaft. Die ist auch nichts mehr wert. Ich habe es satt. Das waren immer wiederkehrende Redensarten. Und er sähe das jetzt selbst ein, das beste wäre, das ganze zu bebauen. Das Land ist durch die Stadt verpestet, sagte er, es gedeiht da nichts mehr. Aber er bekam auch andere Antworten darauf zu hören. Die Verabredung war vergessen, und sie stritten ihm ziemlich so alles ab. Der Alte nahm es aber nicht weiter übel. Jetzt erst erinnerte sich der Kaufmann.

Der Alte lebte in Unfrieden mit seinem Bruder und der war

jetzt gestorben. Der Alte hatte das Gut vom Vater übernommen, und sich verpflichten müssen dem Bruder Nießbrauch zu bezahlen. Die Brüder hatten sich auch immer gut verstanden. Sie lebten zusammen auf der Wirtschaft viele Jahre lang. Der eine als gelernter Landmann arbeitete, der andere, der irgend etwas studiert hatte, aber anscheinend nicht fertig geworden war, denn er tat nichts, saß so herum. Das ging so lange, bis dieser Bruder auch noch heiratete und sich immer mehr auf dem Gut häuslich einrichtete. Der ältere blieb unverheiratet. Was Geld ausgeben hieß, da hatten sich schließlich beide nichts vorzuwerfen, denn auch der Alte hatte seine Maitressen in der Stadt und sich eine Zeit mal in den Kopf gesetzt, Pferde zu züchten. In Sportkreisen hatte er aber, wie noch das Gerücht ging, keinen guten Eingang gefunden, denn man hielt ihn für einen Bauer. Er war weder Offizier, noch hatte er studiert. Er hatte wohl nicht mal gedient aus irgend einem Grunde. So steckte er die Zuchtversuche bald auf, da sie zudem noch riesige Summen verschlangen. Da war der Bruder glücklicher gewesen. Der hatte großen Verkehr in der Stadt, und bald kamen auch die ersten Wechsel, die der ältere einlösen mußte. So ging das weiter und schnell bergab. Es kam Zank und Streit und schließlich zog der Bruder mit Frau und Kindern ab nachdem er noch eine größere Abfindung erpreßt hatte. Das war noch alles vor der Zeit, ehe Arbeitsfriede gegründet wurde. Das Gut verfiel immer mehr, der Alte ging nur noch selten aus dem Haus. Der größte Teil der Äcker war verpachtet, und der Pächter wohnte mit im Haus und besorgte die Wirtschaft mit. Alles verfiel. Der Pächter verlor auch die Lust, er war gleichfalls schon alt. Leute zum Arbeiten wurden immer weniger angenommen. Es wurde nur noch das Allernotwendigste gemacht. Da war jetzt der Bruder gestorben, der Kaufmann hatte es irgendwo gelesen. Und die Erben machten Schwierigkeiten, erzählte der Alte seinen Besuchern. Sie möchten ihn am liebsten entmündigen lassen. Der Antrag war schon gestellt. Dabei hat der Bruder Hunderttausende geschluckt, weit mehr als ihm überhaupt zukam. Sie spionieren mir auf Schritt und Tritt nach. Stecken sich hinter meine Leute. Sie passen auf, ob ich mir mit weißem oder gelbem Papier den Arsch wische und was ich auch mache, alles wird aufgeschrieben und spricht für irgend etwas, wie's gerade sein soll. Ich

habs ihnen nochmal heimgezahlt, aber wer weiß, wie lange. So erzählte der Alte in einem fort. Und die Arbeiter freuten sich darüber. Sie sahen nur ihren Vorteil darin. Das Alte wurde morsch und machte den neuen Ideen Platz. Da war kein Raum für Mitleid, wenn sie auch mit ernster etwas ehrfürchiger Miene zuhörten. Sie hätten viel lieber laut losgelacht, nicht über den Alten, aber aus Freude darüber, wie gut die Sachen standen. Auch der Kaufmann hatte jetzt wieder den Faden in der Hand. Er fand sich geschickt in die neue Lage. Er verstand sich darauf, dem Alten Mut zu machen. Er solle doch in die Stadt gehen und seinen Lebensabend in Ruhe verbringen. Die Sorgen reiben ihn auf und so weiter. Weißbach sagte darauf, daran hätte er schon lange gedacht. Es fände sich nur kein Pächter mehr. Vom Verkaufen wolle er nichts wissen, viel käme zudem nicht heraus, aber von so einer Pacht könne er vielleicht auskömmlich leben. Da antworteten die andern nicht darauf. Das Wort erstarb ihnen ordentlich im Munde. Daran hatte überhaupt niemand zu denken gewagt, und was sie jetzt bewegte, das behielten sie still für sich. Der Alte war so aufgekratzt, daß er aufstand, um ihnen die Gebäude und den Garten zu zeigen. Damit Sie sehn, daß ich nicht übertreibe, sagte er, es ist alles am Ende, nichts mehr wert. Damit humpelte er voran.

Die Ställe waren leer und wollten bald zusammenstürzen. Die Steinpflasterung wies große Löcher auf. Nun, wissen Sie, krähte Weißbach, Vieh zu halten ist jetzt unlohnend geworden. Für wen denn, ja, hält man so was – da kommen die mit ihren Verordnungen und nehmen einem alles weg. Man ist nicht mehr Herr im Hause. Daß die andern auch Fleisch wollen und Butter, Eier und Milch, daran dachte der Alte nicht. Das wäre ihm auch nie in den Sinn gekommen. Dagegen verbreitete er sich über die Landwirtschaft, die nur im Großen betrieben werden könne. Der Landwirt muß aus dem Vollen schöpfen können, meinte er. Da darf nicht alles berechnet werden, wieviel das und jenes tragen muß. Heute, wo alles abgeliefert werden soll, kommt der Landwirt nicht mehr vorwärts. Wie die Jahre sind, man kann nicht alle Jahre gleich arbeiten. Es verdirbt viel, es wächst aber auch zu. Der Landwirt muß freie Hand behalten und den Überschuß selbst verwirtschaften können. Sonst geht alles zu Grunde. Sie sehen ja. Aber die Ar-

beiter schwiegen dazu. Nur einer, dessen Vater noch ein kleiner Bauer gewesen war und der noch von der Landwirtschaft eine dunkle Ahnung hatte, gab hin und wieder eintönige Antworten, daß er nur merkte, sie hörten zu. Weißbach schaffte schon seit Jahren nichts mehr an. Das Ackergerät war in einem schlimmen Zustande. Die Pferde für die Frühjahrs- und Herbstbestellung lieh er aus der Stadt. Die Stadt frißt uns noch alle auf, seufzte er. Und er führte sie im Garten herum, dessen zahlreiche Obstbäume vernachlässigt waren und kaum Früchte tragen würden. Er habe keine Lust mehr, sich drum zu kümmern. Weite Reihen Gemüsebeete lagen brach. Den andern kam ordentlich die Wut. Sie mußten sich auf ihren schmalen Streifen wer weiß wie quälen und hier lag alles nutzlos und verkam. Dann verabschiedeten sie sich und gingen voneinander im besten Einvernehmen.

Kaum katten sie den Hof indessen im Rücken, sprachen alle auf einmal. Jeder hatte schon was Bestimmtes gesehen, was in Angriff genommen werden könnte. Es war allzu klar, daß ihr erster Plan das Gut gemeinschaftlich zu bewirtschaften, der Verwirklichung nahe war. Mit einer geregelten Viehzucht könnte man jetzt anfangen, die Äcker noch in Pacht lassen, aber zu anderen Bedingungen und gegen Naturallieferung. Man sollte keinen Tag damit warten. Es kam allen vor, als hätten sie großes Glück gehabt. Wir sind noch gerade zurecht gekommen – und sie lachten über das ganze Gesicht. Das ist, was uns noch gefehlt hat. Und sie spürten die Hitze gar nicht. Sie hatten es mächtig eilig in den Ort zu kommen, denn die glückliche Botschaft, wenn sie auch nur eine Aussicht war, brannte allen auf der Zunge.

Das Gewitter zieht auf

Ein paar Wochen vergingen. Der Sommer verging. Die Zeit war schon im September. Von keiner Seite war man an den Verein bisher herangetreten, der Verfallstermin war schon lange vorbei. Aber auch sonst rührte sich nichts. Die Werkstätte arbeitete zwar flott. Die Schule dehnte sich immer weiter aus. In einer gemeinschaftlichen Sitzung der Ausschüsse war die Verschmelzungsfrage der Kolonien besprochen worden. Weißbach hatte Wort gehalten und drängte selbst auf den Vertrag. Alle

waren auch überzeugt, daß man den Gutshof übernehmen würde. Aber schließlich hatte doch jeder seiner eigenen Arbeit nachzugehen. Vielleicht dachten viele, es genügt, wenn man die ersten Vorbereitungen über den Berg hat, das andere entwickelt sich von selbst. Vielleicht zogen sich auch die Besprechungen mit den Organisationen so lange hin. Es ist leicht sozusagen eine grundsätzliche Bereitwilligkeit erklärt, wie aber anfassen, daß auch alles wirklich durchgeführt wird. Das ist ein schwieriger Weg. Aber man hatte weder Angst noch Mißtrauen, war doch jeder, wie schon gesagt, in seinem Betriebe mit seiner eigenen Arbeit vollauf beschäftigt. Da waren die Streitigkeiten über Akkord und Lohn. Da war der Aufmarsch für den politischen Endkampf. Die Meinungen standen hart gegeneinander, auch in der Arbeiterschaft. Dabei will jede Behauptung bewiesen sein. Und ehe man sich entschließt, selbst mit Hand anzulegen und als Mitstreiter in den politischen Kampf zu treten, muß der Weg ganz klar und schon das Ziel deutlich sichtbar sein. Das gibt harte Auseinandersetzungen, die den Kopf ausfüllen. Und dann die Not, überhaupt sich durchzuschlagen, die knappen Verhältnisse zu Hause, die Familie bürdet immer neue Sorgen auf – wie soll das alles auf einmal geändert werden. Man hat gerade zu tun, daß man den Garten mit in der Hand hält. Und sie beschäftigen sich mit all diesen Dingen nur eben soweit, als sie bereits hineingesetzt worden waren. Es schien nicht vorwärts zu gehen. Der Pächter Weißbachs war zwar mal im Ort gewesen und hatte mit dem oder jenem gesprochen. Er sei zu alt; und wenn Weißbach nach der Stadt zieht, geht er auch. Er sei eigentlich von Beruf Ziegelmeister und hätte nur eine kleine Wirtschaft so nebenbei gehabt. Jetzt habe er das Wirtschaften gründlich satt, und wie er gehört hätte von dem Aufschließen des neuen Geländes und alles das, so dächte er, es wäre das beste, sie sollten die Gebäude und den Hof gleich mit übernehmen. Verwendung dafür hätten sie doch genug, ob sie daran schon gedacht hätten und so. Man sprach mit ihm hin und her und ließ ihn dann schließlich unverrichteter Sache wieder gehen. Das wird alles zu seiner Zeit schon geregelt werden, natürlich wollen wir das und jenes damit anfangen, sagte manch einer. Aber es kümmerte sich vorläufig niemand weiter drum, wie die Sachen standen. Später, dachten sie, vorläufig ist wenigstens alles

schon eingeleitet. Es wird schon in Fluß kommen. Damit war die Zeit vergangen. Neue Streiks kündigten sich an. Weitere Einschränkung der Arbeit war angedroht. Der Staat schien bereits in allen Fugen zu krachen. Aber man täuscht sich nur zu oft. Der kapitalistische Staat ist zäher, als viele meinen. Er bricht nicht so ganz von sich selbst allein zusammen. Da heißt es mit anfassen, ihm den Rest zu geben. Da muß man mit stoßen. Sonst verwest er über Generationen und saugt jeweils noch die Arbeiterschaft in seinem Verfall mit hinein. Das Leichengift ist noch das gefährlichste Gift. Es zermürbt und schwächt, entblättert die Hoffnung und macht gleichgültig und müde, nur immer abzuwarten, wann wohl der Zusammenbruch kommt. Die Not allein treibt nicht. Obwohl sie allein im Augenblick alle gemeinsam umfaßt. Aber, sagt ihr, was kann der einzelne schließlich tun – Wir haben doch zuerst unsere Brotarbeit, und ob ich mit Wut oder mit Gleichmut arbeite, das bleibt der Drehbank gleich. Vielleicht wenn alle so denken, ist das richtig, aber der Staat wird dadurch gerettet. Darauf baut er sich überhaupt nur allein auf. Vielleicht ist es aber auch notwendig, daß jeder über den engen Kreis seiner Hände Arbeit hinausdenkt, sich mit den andern, die eben so sind wie er, verbindet, gemeinsam denkt, gemeinsam daran arbeitet, einen Schritt weiterzukommen. Nicht warten, bis die andern einen rufen und den Karren weiter schieben, sondern jeder selber schon von vornherein mit anfassen. Die andern alle, die so wichtig sind, ehe überhaupt etwas getan wird, auf die man zählt als Vorbedingung, bis einer mittun will, fallen denn die als Block vom Himmel? – Nein, du selbst mußt sie mit entstehen helfen. Jeder einzelne hat schon mit seiner Existenz seine Aufgabe. Wer sagt euch das, daß sich einer immer hinter den anderen verstecken muß? Dann ist es leicht, jeden einzelnen hervorzuholen und klein zu kriegen. Das ist nicht mal Verteidigung. Aber nur der Angriff kann uns nützen.

Aber der Staat greift an. Das ist sicher. Und so kam eines Tages der Brief in den Ort, der diese dumpfe Stille aufscheuchte. Der alles in Flammen setzte, als hätte der Blitz eingeschlagen. Die Kreisverwaltung als Hypothekengläubigerin berief sich auf eine Regierungsverordnung und die eigenen Statuten des Vereins. Sie kündigte ganz nüchtern an, daß sie von ihrem Rechte

Gebrauch mache, die Wohnungen von sich aus zu vergeben. Mit der Regierung wäre ein Abkommen bereits getroffen. Sie ersuche um Mitteilungen, wie viele Häuser zum nächsten Termin zur Verfügung gestellt werden können. Die Regierung werde die Lage der Bewohner möglichst berücksichtigen. Sie werde sich vorerst nur ein größeres Einflußrecht sichern. In der nächsten Umgebung plane die Regierung die Anlage einer militärisch-technischen Versuchsanstalt. Zum Oktober müßten für Militärbeamte und ihre Familien, die in der Anstalt beschäftigt werden, einige Wohnungen bereits frei gemacht werden. Auch etwa für fünfzig Mannschaften müßte bis auf weiteres Unterkunft geschaffen werden. Über eine spätere eingehende Regelung der Wohnungs- und Siedlungsverhältnisse könne noch später verhandelt werden. Soviel sei aber zu sagen, daß in absehbarer Zeit, etwa bis Mitte nächsten Jahres mindestens 50 Wohnungen zur Verfügung der Verwaltung stehen müßten. Das war fast die Hälfte. Der Kaufmann hatte guten Wind gehabt.

In Arbeitsfriede wollte man erst im Anfang das Ganze gar nicht glauben. Das zerstörte mit einem Schlage alle Hoffnungen. Es zeigte, wie machtlos und wie arm sie waren. Es war alles aus. Und es schien wirklich, daß die Leute sich wieder schlafen legen wollten und sich in ihr Schicksal bescheiden. Wirklich wäre es auch noch so gekommen, wenn nicht die sofortige Räumung der geforderten zehn Stellen auf Schwierigkeiten gestoßen wäre. Auch mit der Einquartierung hatte man sich schließlich abgefunden. Aber die Wohnungen kamen nicht zusammen. Es wurden nur sechs. Zwei wurden an sich frei, darunter Merkels, zwei wollten freiwillig ziehen und einige wären bereit gewesen, zusammenzuziehen, so daß noch zwei weitere frei wurden. Das hatte sich der Kaufmann, der von Haus zu Haus gelaufen war, schon überschlagen. Aber weiter kam er nicht und er fand auch keinen Ausweg, der nicht die düster gewordene Stimmung zum Explodieren kommen ließ. Und sie explodierte. Man ließ sich noch drei Tage Zeit, ehe der Bewohnerausschuß sich schlüssig machen wollte. Der Vorstand hielt sich vorsichtig im Hintergrund. Zwar hatten die Organisationen, mit denen die Verhandlungen noch schwebten und die man schnell angerufen hatte, nur einen ausweichenden Bescheid gegeben. Es stand doch fest, daß ihre Pläne verwirklicht

würden, aber man braucht dafür Zeit, das ging nicht von heute auf morgen zu bestimmen. Aber sie wollten ihr Möglichstes tun. Sie sagten aber nicht bestimmt, was die Arbeitsfrieder tun sollten. Auch die Nachbarkolonien kamen zusammen und berieten. Neue Leute wurden zu Verhandlungen in die Stadt geschickt. Man hörte nichts Genaues.
Das war die Zeit, die die Arbeitsfrieder brauchten, sich zurechtzufinden. Dann brach die Wut los. Der Kaufmann hatte sie schon lange kommen sehen und sie ging auch ihm zuerst an den Kragen. Man setzte ihm schlankweg den Stuhl vor die Tür. Er solle als erster machen, daß er fortkomme. Sie ließen nicht mit sich reden. Das wurde beschlossen und ihm gedroht, er solle erst weiter keine Schwierigkeiten machen. Der verstand. Sie beschlossen in einer stumpfen Erbitterung, ohne viel Lärm, sich um den Brief nicht zu kümmern. Wer ziehen wolle, könne ja ziehen, der Regierung würden sie aber noch eine ganz andere Antwort geben. Es war ja noch drei Wochen hin. Partei und Gewerkschaften mußten in Bewegung gesetzt werden. Die schleunige Vereinigung mit den anderen Siedlungen wurde beschlossen, und für nächsten Sonntag eine große öffentliche Versammlung festgesetzt. Es stimmte niemand dagegen, aber einige enthielten sich doch der Stimme. Darauf achtete niemand. Sie hatten jetzt jeder alle Hände voll zu tun. Noch am gleichen Abend nach der Sitzung gingen einige zu den Nachbarorten, andere fuhren nochmal nach der Stadt. Es brannte.

Im Dienste gegen Menschenwürde

Das Gebäude der Landesamtmannschaft, in dem dieser Fall entschieden wurde, war ein großer klobiger Steinwürfel, kahl und glatt. Und nach allen Seiten streng geschlossen. Eine gewaltige Kraft von außen mußte ihn scheints zusammenhalten. Drinnen waren unzählige Zimmerwürfel derselben Art, die ineinandergeschachtelt und aufeinander gepreßt waren, und jeder dieser Büroräume glich dem andern aufs Haar. Es muß schon eine ungeheure Kraft sein, die diese Zellen unter Druck hält. Denn würde sie nachlassen, so würden die Würfel empor- und auseinanderschnellen, die steinernen Eckpfeiler sprengen und sich über das ganze Land ergießen und alles mit Papier und Tinte überschwemmen.

In solchem Zimmer saßen die jungen Schreiber an dem langen Tisch in der Mitte, vor Registratoren längs der Wand an den hohen Pulten, zu denen sie sich auf einem spitzen Sessel heraufschraubten, um dann mit hohem Buckel darüber zu hocken. Die Sekretäre dagegen saßen an den Sekretär- oder Schreibtischen und stierten sich einander feindlich und bohrend an, oder lächelten sich boshaft zu, wenn eine Schwäche, ein falscher Ton des andern offenbar wurde, oder pafften sich, wenn sie nach Büroschluß weiterarbeiteten, so um zu zeigen, wer es am längsten wohl aushalte, den Tabakrauch ins Gesicht. Aber sie hatten nur eine gleiche Miene und Kopfbewegung der Verachtung gegen das übrige Personal, wenn diese sich erfrechten, ihr Nichtwissen und ihre Interesselosigkeit dadurch zu bekunden, daß sie eine Frage stellten oder vergleichsweise beraten sein wollten. Dann zogen sie die Stirne kraus und die Nase wurde spitz und der so Angeredete merkte es sich genau, um es sofort wiederum bei seinen Untergebenen nachzumachen. Ein besonderer Mann für sich war allerdings der Bürodiener, und da niemand ihn weder prüfend noch strafend anzusehen wagte, hätte man denken können, er sei der Oberste. Aber das kam daher, weil man ihn überhaupt nicht beachtete. Außer daß man ihm ein paar freundliche Worte gab, halb scherzend, halb mahnend, so wie es das Volk liebt, wenn er das Frühstück holen sollte. Denn dafür war man ein gebildeter und anständiger Mensch. Dieser brave Mann saß auf einem Schemel an der Tür und wartete bis man ihn rufen würde, eine Feder war abgebrochen, ein Staubkorn im Tintenfaß oder der Schreibsessel durchgesessen und die Rohrstangen stachen spitz empor. Dann erledigte er die Sachen, schweigend und in gebührender Hochachtung. Es war meistens schon ein älterer Mann, denn für solche Leute kamen nur erprobte altgediente Leute in Frage, auf die man sich verlassen konnte. Draußen war unser Mann aber umgewandelt. Er trug den Kopf höher und empfing etwaige Besucher, Frage- und Bittsteller, die in das Zimmer wollten, mit souveräner Verachtung. Er maß sie mit einem durchforschenden Blick von oben bis unten und hatte genügend Selbstbeherrschung in der Reihe von Dienstjahren gelernt, sie nicht von vornherein anzuschreien und rauszuwerfen. Er hörte sich ruhig an, was sie ihm vortrugen, wohin sie wollten, und alles das, und schüttelte dann nur mit dem Kopf. Während des Dienstes

sind die Herren nicht zu sprechen. Und dann hatte er eine großartig ruhige Armbewegung, damit warf er die Eindringlinge hinaus. Blieb nun einer stehen, wollte noch was erklären, nochmals dringender vorstellig werden – der Diener ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er verzog keine Miene, schweigend und von allen unberührt wies er sie hinaus. Das ist Dienst! Das ist der deutsche Beamte, treu in der Stupidität, unzugänglich in der Vernunft und gewissenlos gegen das menschliche Leben, denn der Dienst steht ihm höher. Darauf beruhte dieser Staat.

So ging es auch bei den drei Arbeitsfriedern, die sich nach ihrer Sache erkundigen wollten, um persönlich der Behörde die Beschlüsse der Vollversammlung mitzuteilen. Sie hofften, damit wenigstens einen Aufschub zu gewinnen. Aber sie kamen nicht mal bis zum Vorzimmer. Schon der Sekretär empfing sie nicht. Das übrige besorgte der Diener. Den Leuten riß die Geduld. Es hätte nicht viel gefehlt, und sie hätten sich gewaltsam Einlaß erzwungen. Aber sie wußten ja nicht bei der Unmenge der gleichen Büros, an wen sie sich wenden sollten, und außerdem waren sie da, um noch im guten Zeit zu gewinnen. Aber dieser letztere Gedanke verlor allmählich an Durchschlagskraft. Sie begannen laut zu schimpfen, daß es in den Korridoren nur so schallte, und manche typische Beamtenbeleidigung, für die in Deutschland der Strafrichter zuständig ist, war dabei. Aber niemand rührte sich, keine Tür tat sich auf. So gingen sie schließlich wieder. Unbefriedigt, daß sie einen von diesen Kerlen nicht unter die Finger bekommen hatten.

Den meisten drinnen indessen war höchst friedlich zu Mute. Das kam jetzt alle Tage vor, daß Leute von dem aufgehetzten Volk kamen und draußen Krach schlugen. Das gab sich wieder. Sich mit solchen noch hinstellen und reden, das wäre unter ihrer Würde gewesen. Und sie zogen ein neues Aktenbündel aus dem Schrank, blätterten sorgsam und vertieften sich dann in die letzte Verordnung.

Der Sekretär, der die Sache bearbeitete, war als einziger vielleicht etwas in Aufregung. Er hatte vergessen, seinem Chef, der die erledigten Fälle unterschrieb, davon Mitteilung zu machen, daß eine Antwort von der Vereinsleitung noch nicht eingegangen war, obwohl bereits am Tage vorher die Anweisung an die Militärbehörde für die Einquartierung herausgegangen war. Er hätte doch jetzt wissen mögen, was die Leute vorzutragen be-

absichtigt hatten, denn er brauchte diese Antwort in seinen Akten. Er nahm jetzt ziemlich mißmutig, was sein Gegenüber lächelnd bemerkte, die Akten, und ging dann durch die Zimmer einen langen Weg von einem ins andere, um persönlich seinem Chef von dem Stand der Dinge und dem Vorgefallenen Mitteilung zu machen. Er hatte ein gewisses beklommenes Gefühl. Und nachdem er geraume Zeit gewartet hatte, wurde er vorgelassen. Er kam sehr bald mit einem roten Kopf wieder heraus. Es gelang ihm nicht, diese Röte ganz zu verbergen, als er an seinen Platz zurückkam. Der Kollege ließ sich das natürlich nicht entgehen und fing vorsichtig davon an, wie sich die Zeiten doch geändert hätten. Damit lockt man einen am besten raus, dem etwas Unangenehmes passiert ist. Und der andere fing auch sogleich an, daß der Beamte heute nur eine geringe Unterstützung noch an der Regierung hätte. Die Regierung zeige nicht mehr genügend festen Willen gegen den Pöbel, der damit immer frecher werde. Die Anweisung an die Militärbehörde soll zurückgezogen werden und er hat sich wunders wie dabei angestellt und ist noch grob geworden, als ich ihm sagte, er habe sie doch gestern selber unterschrieben. Man soll sich nicht in die Sachen dieser Narren mischen, das ist mein Grundsatz jetzt, mögen sie damit selber zurechtkommen. So sprach der, und er mußte einen gehässigen Anschnauzer gegeben haben. Diesmal aber verständigten sich die beiden Kollegen bald. Sie hatten zu wenig Grund, sich gegenseitig die Wut der Vorgesetzten zu gönnen. Der Fall lag ernster und solche Sachen häuften sich jetzt. Es war notwendig, auch nach außen mehr zusammenzuhalten. Die Narren von der Regierung waren nur noch eine geringe Stütze. Sie entschieden bald so, bald so, und wurden sie angegriffen in der Öffentlichkeit, die auf einmal so gehätschelt wurde wie nie zuvor, so schoben sie es auf die nächste Dienststelle ab und diese ebenfalls weiter, bis es auf dem Sekretär hängen blieb. Der bekam dann die ganze Wut zu kosten. Es war wirklich besser zusammenzuhalten, und als solcher Block die Regierung selbst erst wieder zu stützen. In diesem Sinne war eine Bewegung unter ihnen im Gange. Im Grunde genommen, war es unerhört, nie hatten sich bisher die Beamten mit Politik beschäftigt, außer daß sie gelernt hatten zu dienen und den Chef in der dritten Person anzureden. Aber die wirtschaftliche Not räumte schlimm unter

ihnen auf. Man sah ordentlich, wie die Altgedienten abstarben. Als Vorläufer des Staatszusammenbruchs. Eine schwere Prüfungszeit war über die Sekretäre gekommen. Und dabei wollten sie sich nicht eingestehen, daß die Familien längst verelendet sind, daß sie selbst Volk und Pöbel geworden sind – das verlangt Treue, Diensteifer und heilige Einfalt. Und so sprachen die beiden und schüttelten sich die sorgenschweren Köpfe zu. Ja, ja sagte der eine, es sind dunkle Kräfte am Werk.

Die dunklen Kräfte rühren sich

Die Kunde davon, daß etwas für die Arbeitsfrieder getan werden müßte, lief schneller durch die Fabriken als es die Wankelmütigen und wie man leider sagen muß die Erfahrungsreichen erwartet hatten. In einem größeren Eisengießerei-Betriebe traten in der Pause die Belegschaften zusammen und besprachen den Fall. Was werden unsere Organisationen dazu tun, hieß es. Und ein Gewerkschaftsbeamter, der von den Verhandlungen wußte, erstattete den Bericht, und daß die Gewerkschaften die Siedlungsfrage überhaupt zu einer politischen Frage aufrollen werden. Es muß Dampf dahinter gemacht werden, meinten einige. Wir müssen endlich anfangen damit aufzuräumen. Wir wollen bessere Wohnungen, wie das Vieh sind wir in unsere Löcher eingepfercht. Diese Siedler haben das richtig erfaßt. Jetzt kommen die Beamten und wollen uns das wegnehmen. Die Polizeigarden möchten sie unterbringen, man weiß, wo das hin soll. Und eine Entschließung wurde angenommen, die zur Unterstützung der Arbeitsfrieder die Verbände mit allen Mitteln und ungesäumt aufforderte. Damit wir nicht wieder zu spät kommen, wenn die Kollegen schon auf der Straße liegen, wurde gesagt. Und als sie wieder bei den Feuern standen, war es jedem klar, daß die Arbeitsfrieder einen richtigen Weg gegangen waren. Natürlich, dachte mancher, so muß man eine Sache anfangen. Sich selbständig und kräftig machen, dann kann man besser kämpfen und dem Unternehmertum die Zähne zeigen. Nur Rückhalt muß man haben, daß man es auch aushalten kann. Die Gewerkschaftsbeamten waren auf einmal dabei die eifrigsten, sie witterten den neuen Agitationsstoff. Sie verschwiegen wohlweislich, daß sie

selbst die Verhandlungen, vielleicht nur aus der Schwerfälligkeit ihrer Organisation, vielleicht weil wichtigere allgemeine politische und wirtschaftliche Fragen zu erörtern gewesen waren, so lange hinausgezogen hatten, daß es fast schon zu spät war. Es erschien allen als ein sofort zu verwirklichendes Ziel, auch für die Besserung der Wohnungsbedingungen zu kämpfen und die Siedlungsfrage von seiten der organisierten Arbeiterschaft in die Hand zu nehmen und selbständig zu lösen.

Man muß zugeben, daß bisher die Siedler unter den Kollegen nicht gerade leichten Stand gehabt hatten. Ein Teil hielt sie für Abtrünnige oder auf dem besten Wege dazu es zu werden. Man hat leicht den Eindruck, das sind Leute, die was Besseres wollen, in dem Sinne: sie gehören nicht mehr alle zueinander – eine besondere Masse für sich. Zum Teil war auch in der Siedlung viel Schwarmgeisterei, anarchistische Duselei und Querköpfigkeit. Manchem leuchtete dabei so ein spießbürgerlicher Gedanke durch wie den Leuten die Vereine gründeten gegen das Trinken, Vegetarier, Stemmathleten und sonstiges Zeug. Einer war sogar mal unter ihnen, der wollte sich nur von Körnern nähren – er sah auch danach aus. Das alles spukte in den Köpfen, und der Arbeiter hat eben wenig Zeit, sich richtig alles durchzudenken und zu überlegen. Was sie heute von Arbeitsfriede gehört hatten, das sah alles ganz anders aus. Damit ließ sich was anfangen. Sie bekamen ordentlich selber Lust, nochmal so etwas anzufangen. Und manch einer kam nach Hause und empfand jetzt das Elend doppelt schwer. Die Frau hockt in der engen Küche, vier Kinder drum herum, auf der Erde, auf und unterm Tisch, im Kohlenkasten und er muß aufpassen, daß er nicht so einen Menschenwurm zertritt. Denn daneben ist zwar noch eine Stube, da steht aber der Schrank, die beiden großen Bettstellen und zwei Kinderbetten, wer soll sich darin noch aufhalten. – Da sagt einer: Weißt Du Alte, wir werden uns draußen auch so einem Bauverein anschließen. Du bist wohl ganz verrückt, was? Na, warum denn, draußen ist mehr Platz, die Kinder können sich bewegen, und einen kleinen Garten haben wir auch dabei. Na und arbeiten, da willst Du wohl nichts mehr von wissen? Quatsch, die andern arbeiten doch auch, und schließlich auf die halbe Stunde Fahrt kommts nicht an, so lange brauche ich jetzt auch. Laß Dir nur nichts wieder in den Kopf setzen – die

Weiber müssen doch immer nörgeln. Wenn es zu weit wird, dann sollen sie ihre Buden weiter rauslegen. Denen ist es doch egal, wo sie stehen. Sollen sie sie da hinstellen, wo jeder von allen Richtungen bequem hinkann. Wir haben doch zu fordern, denn wir sind doch diejenigen, die arbeiten, nicht? Die Frau überlegt sich die Sache. Eigentlich hat er nicht Unrecht, wenn er bloß nicht wieder bloß Flausen macht – und sie sieht ihn von der Seite an. Der aber schlingt seinen kärglichen Fraß in den hungrigen Bauch. Ja, ja Alte, das wird gemacht. Die Verbände werden sich der Sache annehmen, höchste Zeit.
So wurde es schnell zur Selbstverständlichkeit, daß für die Arbeitsfrieder in Zusammenhang mit der gesamten Frage etwas getan werden müsse. Es traf sich auch noch besonders günstig. Die Verbände verknüpften eine besondere politische Absicht damit. Sie konnten die Regierung aus einer Position drängen, sie zwingen nachzugeben und gewannen damit die Plattform, hinter dieser Frage versteckt zu einem größeren politischen Schlage auszuholen. Es kam ihrer politischen Führung sehr gelegen. Und sie traten daher mit größerem Gewicht dafür ein, als sie vielleicht dem Fall selbst zumaßen. Es ist ja im Sinne dieser Politik nicht notwendig, daß der einzelne Arbeiter alle Fäden kennt. Und sie hetzten jene kriegerische Entschließung schnell durch alle Betriebe.

Ein mißglückter Ausflug

Beim Gastwirt hatte sich hoher Besuch eingefunden. Ein Feldwebel mit seiner Frau hatte den Weg aus der Stadt nicht gescheut, sich die Gegend draußen mal anzusehen und zugleich den Quartiermeister zu spielen. Er war mit bei dem Kommando und wollte der Frau zeigen, wie sie in der Lage waren, sich die beste Wohnung auszusuchen. Die älteren Militärbeamten haben immer den leisen Verdacht, sie werden von ihren Frauen verachtet. Sie sind das Befehlen gewohnt, von der Kaserne und dem Depot her, und zu Hause, hört das meist sehr schnell auf. So einfach lassen sich die Frauen nicht befehlen, besonders wenn sie an ihren Männern sehen, daß deren Macht auf sehr tönernen Füßen steht. So entsteht für diese leicht die Gefahr, sich lächerlich zu machen, und meist werden

sie dann auch als aufgeblasene Charlatane und Maulhelden entlarvt und sind froh, wenn die Frau nicht allzu schwatzhaft ist. Es ist dies ein in der Entstehungsgeschichte der früheren Militäranwärter notwendiges Mißgeschick, das man bei der Mehrzahl unserer Beamten heute noch verfolgen kann. Solcher läßt natürlich keine Gelegenheit vorübergehen, seine Machtbefugnisse ins rechte Licht zu setzen. Zudem bekam die sozusagen Dienstreise den Charakter eines angenehmen Ausflugs. Der Frau gefiel die Gegend schon aus dem fahrenden Zug heraus. Der Gastwirt war auch gerade der richtige Mann für die Einholung von Erkundigungen. Nicht nur hatte er sehr bald begriffen, worum es sich handelte, sondern er behandelte die beiden als liebwerten Besuch aus der Stadt, und nicht so sehr als Gäste, wodurch der Feldwebel manches sparte und dabei doch auf seine Kosten kam. Denn jeder Polizeisoldat trinkt und insbesondere der Wachtmeister. Und wenn es nur seiner Uniform zu Ehren und für den guten Ruf ist. Niemand will Spaßverderber sein, und wer einen ausgeben will, dem sagt kein ehemaliger Feldwebel nein, sondern er sorgt lieber dafür, daß der andere dafür das rechte Verständnis bekommt. Lassen wir das, es gehört schließlich nicht hierher. Jedes Volk hat die Büttel, die es sich selber bestellt. Der Wirt war mit der Entwicklung der Dinge sehr zufrieden. Er beschrieb alles, so gut er es wußte und allzuviel war das nicht und dachte bei sich, die Hauptsache ist, daß Ruhe und Frieden bleibt, und er nahm sich selbst vor, wo es ginge den Vermittler zu spielen. Sein Lokal wäre dafür der geeignete Ort. Er vergaß auch nicht darauf hinzuweisen, was dem Feldwebel auch einleuchtete. Nach einigen weiteren Schnäpsen waren sie soweit, daß der Feldwebel ein paar Prozente erhandelt hatte von dem, was die Mannschaften beim Wirt vertranken. Er wollte besondere Abende veranstalteten, denn der Wirt machte einige Schwierigkeiten. Er wußte genau, daß sich die Mannschaften nicht mehr so am Gängelbande führen lassen, wie früher. Dafür sind es jetzt aber ganz junge vom Lande, sagte der andere, und dann haben sie auch Geld genug. Wenn Sie nicht wollen, machen wir selber eine Kantine auf. Das zog schließlich. Und sie wurden wieder ein Herz und eine Seele. Die Frau hatte sich unterdessen im Hause umgesehen und war auf die Wirtin gestoßen, mit der sie sich des langen und breiten unterhielt.

Vieh unterhielten die Wirtsleute zwar nicht, auf Milch und Butter und so etwas war nicht zu rechnen; dafür hatten sie andere Quellen, und Versprechungen nach dieser Richtung wurden viele gemacht. Wenn wir Gäste genug haben, daß sich auch warme Küche lohnt, denn wissen Sie, hier draußen kann man daran etwas verdienen, denn schließlich müssen wir doch andere Preise nehmen wie in der Stadt, dann fällt schon etwas ab, verlassen Sie sich darauf – und sie schieden in bestem Einvernehmen. Ein gut Teil der Zeit, die sie zur Verfügung hatten, war schon vergangen, aber gut angebracht. Soweit war alles klar. Sie wanderten jetzt behäbig und einträchtig, gut genährt und getränkt, zufrieden mit sich und dem Herrn, der sie auf die Welt gesetzt und ihnen einen wichtigen Posten gegeben hatte, Arm in Arm die Straße entlang und der Kolonie zu. Die ersten Häuser traten ihm entgegen, die Kiefern oben am Berg verneigten sich, die Wiese lächelte ihnen freundlich zu, und ein Zicklein meckerte zum Willkommen. Das war die Welt, die ihnen offen stand.

Man muß sagen, daß es ihnen ausnehmend gut gefiel. Die Häuser schienen zwar ein wenig zu klein, doch sahen sie anders aus als ihre Baracke, in der sie zwei Zimmer hatten, Gott sei Dank haben sie keine Kinder. Die Gärten waren auch dürftig. Die Obstbäume sahen ja noch aus wie die reinen Ziersträucher. Und die Erdbeeren überall so verwildert der Boden war wohl nicht gut. Man muß halt sehen, zu tun wird es genug geben, und solcher Seufzer mehr. Die Luft war rein und frisch. Es ließ sich aushalten. Nur nicht zu viele von den Kameraden hier. Du mußt sehen, daß Du die möglichst in die weitere Umgebung legst, sagte die Frau. Da gibt es ja noch mehr solche Siedlungen. Selbstverständlich, er wird sich seine Leute nicht zu nahe auf den Hals laden.

Im Verwaltungsgebäude, das ihnen genau beschrieben war, und auf das sie jetzt zuschritten, war Totenstille. Die Glocke schrillte zwar und nicht zu knapp, denn mit der Zeit lernt man wie man auftreten muß, wenn man sich gleich von Anfang an gut einführen will – aber es öffnete niemand; unter Brummen über die Lotterwirtschaft machten sie sich selbst auf. Sie blieben im Flur stehen, aber es zeigte sich keine Seele. Denn es war niemand da. Sie warteten und traten dann zur rechten Hand in den Büroraum; es sah alles sauber und aufgeräumt

aus, machte einen freundlichen anheimelnden Eindruck, aber von Arbeit schienen die hier wenig zu halten – wird anders werden, brummte der Gewaltige. Und sie standen noch eine Zeit, die Frau hatte sich schon gesetzt und warteten, sprachen erst leise, dann lauter und heftig über die Art der Leute, das Haus ohne Aufsicht zu lassen. Schließlich war kein offenkundiger Grund vorhanden, jemanden besonders dafür verantwortlich zu machen. Wenn ich das gewußt hätte, würde man sich haben anmelden lassen und sie warteten noch wieder eine Zeit, denn wenn man schon einmal da ist, soll man es auch ausnützen. Vielleicht kamen ihnen andere zuvor, durchs Haus zu gehen trauten sie sich nicht. Endlich sagte die Frau, sie wird mal in die Nachbarschaft gehen und sich erkundigen, jemanden wird sie doch finden. Der Mann blieb. Es war in den frühen Nachmittagsstunden. Es konnte noch mehrere Stunden dauern, bis die Männer aus der Arbeit kamen. Das war ein verwünschtes Hindernis. Er lief mißmutig auf und ab. Abends hatte er wieder Dienst, und wer weiß, ob er nochmal rauskommen konnte bis zur Übersiedlung. Ab und zu stampfte er auf, er war doch dazu hier, sich sein Haus anzusehn und Angaben für die entsprechende Herrichtung zu machen. Pech. Da kam seine Alte wie eine wütende Sau angeschossen. Sie schrie schon von weitem, sie war noch gar nicht im Hause: Friedrich, Friedrich – das sind ja hier nette Leute. So ein Pöbelvolk, um Gotteswillen, Friedrich – willst Du denn nicht herauskommen, und die Töne schraubten sich wie bei der Klarinette immer weiter nach oben. Und Friedrich stürzte aus dem Haus. Was war, was war, wer hat et cetera. Das eine Weib hatte die Tür vor ihr zugeschmissen, und eine andere, der sie sagen konnte, warum sie überhaupt hergekommen wären, hätte furchtbar angefangen zu toben und diese Ausdrücke, Friedrich – mir zittern noch die Knie, jammerte sie. Und aus dem Nachbarhaus, die hat gleich rausgeschrieen, sie wird mir einen Topf kochendes Wasser auf den Kopf gießen, und dann der Haufe Kinder, der gleich da war. – Und Friedrich, um zunächst Umschau zu halten, sich zu zeigen, trat mitten auf die Straße und sah nach den Häusern. Aber er sah noch nicht richtig, da traf ihn schon ein Ballen Pferdemist mitten ins Gesicht. Dann hagelte es nur so, auch Steine darunter und lautes Johlen. Die Frau schien zu denken, jetzt greift er ein. Ja, wie soll er das.

Er fluchte zwar und schrie wilde Drohungen, aber soll er gegen das ganze Dorf, er allein jedes Haus stürmen, wie sieht das aus. Nun, Friedrich, schrie die Frau. Friedrich aber stieß sie in die Seite, nicht zu sanft. Nu mach, daß Du weg kommst. Du siehst doch, wir können doch jetzt nichts machen. Und als sie noch den Mund vor Staunen offen hielt, vielleicht noch was sagen wollte, da hätte er sie beinahe in die Fresse gehauen. Je mehr er gegen die Jungens und den Ort, desto lauter schrieen die. Alle Morgen kam der Milchfuhrmann. Es war genug Mist da. Und im Garten Steine. Die Frau kreischte hoch auf, als ihr einer direkt an den Schädel flog. Es nutzte nichts, daß der Mann fortwährend seinen Säbel in der Hand hielt, das sah lächerlich aus. Und sie schimpften sich und stießen sich und drängten einander, bis sie außer Wurfweite waren.

Die Heimat der Armen

Zur gleichen Zeit ereigneten sich in der Stadt die Vorfälle, deren nächstfolgenden Wirkungen nach das Schicksal von Arbeitsfriede entschieden werden sollte. Alles war so überraschend, aber das Überraschende ist zumeist das Gute.

Schon seit einigen Tagen spielten sich täglich vor dem städtischen Obdachlosenasyl stürmische Auftritte ab, namentlich in den Abendstunden, wenn das Asyl wegen Überfüllung geschlossen worden war, und viele Hunderte, die vergebens anklopften, wieder umkehren mußten. Viele schickten sich aber auch an, draußen auf der Straße, vor den geschlossenen Türen ihr Lager aufzuschlagen. Denn für diese fiel am Morgen noch eine warme Suppe mit ab. Die hielt für manchen den Tag über vor. Die Polizei mußte dann mehrmals in der Nacht einschreiten und die Straße säubern. Die Bewohner der umliegenden Straßen und Häuser hatten sich so daran gewöhnt, daß diese Vorfälle, die häufig nicht ohne kleine Schießereien abgingen, kaum mehr ihre Aufmerksamkeit erregten. Niemand sah deswegen auch nur zum Fenster hinaus. Es war eben etwas Alltägliches.

An diesem Tage war ein größerer Trupp Schachtarbeiter, eine besonders zusammengestellte ausgesuchte Kolonne aus dem Westen, durch die Stadt durchgekommen, um mit noch anderen Kolonnen zusammen, die hier zusammentreffen sollten,

weiter rauf nach Norden zu fahren, wo umfangreiche Neuschürfungen vorgenommen werden sollten. Die Arbeit war schwer, besonders wegen der damit verbundenen Strapazen, sie schliefen in Zelten oder halbverfallenen Bretterbuden und die Verpflegung war schlecht, da sie fortwährend von einem Ort zum andern wechselten, der Unternehmer selbst die Verpflegung nicht in die Hand nehmen wollte, und die Gegenden, zu denen sie kamen, durch Schleichhändler vollkommen ausgeplündert waren. Der Lohn ging nur für das Allernotwendigste bis auf den letzten Pfennig drauf, obwohl er an sich zahlenmäßig nicht zu gering war. Es waren Arbeitslose aus den Industriezentren, Leute ohne Familie und oft ohne feste Wohnung, die diese Arbeit angenommen hatten. So dachte der Kontrakt, denn die meisten verschwiegen, daß sie daheim Frau und Kinder noch beim menschenfreundlichen Kollegen, der zufällig besser dran war, untergebracht hatten – bis sich die Verhältnisse geändert und Wohnung und Arbeit an Ort gebracht hätten. Für diesen Trupp war schon vorher Quartier belegt worden, sodaß sie ohne Schwierigkeit hineingekommen waren.
Die ganze Nacht hindurch hatten sie den Lärm gehört. Die Schlafsäle waren gestopft voll und die Aufseher trieben – die zerlumpten und heruntergekommenen Menschen waren so entkräftet und verhungert, so verzweifelt und stumpf – die Wärter verstanden es doch, noch die letzten Bettelpfennige aus ihnen herauszupressen. Da gab es noch, wenn man überhaupt davon sprechen kann, geringe Bequemlichkeiten, die sie sich kauften, und wer gar nichts hatte, dem konnte es blühen, daß er zuguterletzt doch noch herausgeworfen wurde, wenn hintenrum noch zahlungskräftige Bekannte kamen. Die Stimmung in solchen Sälen ist von einer den Gesunden tief niederdrückenden Hoffnungslosigkeit. Sie pressen sich alle so aneinander, als müßten sie sich gemeinsam gegen die rohe Außenwelt schützen. Aus dem Flüstern der Hunderte, die mit einem vielmals gebrochenen, deswegen aber nicht weniger lebendigen Interesse nach den Wanderungen des Tages sich nähern und Erfahrungen austauschen, wird ein gleichmäßiges Summen, das durch Mark und Bein geht, das Blut vergiftet und in wilder Wut in die Stirn treibt und das dich mit einem Gefühl der Nutzlosigkeit und Ohnmacht umgibt, das dich auf der einen Seite aus- und unterhöhlt, auf der andern aber in dir Erbitte-

rung anschwellen läßt, die nicht explodieren kann, ein eiserner Ring legt sich um dich, der wie Feuer an die Eingeweide brennt.

So lagen die Arbeiter und grübelten und ballten die Fäuste, die Brust preßte sich zusammen, und sie konnten keinen Schlaf finden. Bald werden sie auch so sein, wie diese Unglücklichen, die sich nicht mehr wehren können, ausgemergelt und verbraucht, verdammt. Und als am Morgen nach der Suppe das große Ausräumen war, wie da die Leute, die noch zu entkräftet waren, sich richtig auf die Beine zu stellen, angepackt und mit einem Stoß auf die Straße geworfen wurden, da konnten die andern nicht mehr an sich halten. Der eine riß so einen Aufseher von seinem Opfer weg, daß dieser mit einem lauten Krach an die Wand schlug. Der pfiff zwar sofort, und von allen Seiten stürzten welche zu. Diesmal hatten sie aber andere Leute vor sich. Die Kolonne war gut sechzig Mann stark und sie waren alle wie ein Mann auf den Beinen, als ob sie sich verabredet hätten. Als das Personal nun sah, daß der Kampf sehr ungleich sein würde, verlegten sie sich aufs Schimpfen, mit solchen Landstreichern und Gesindel, denn was seien sie denn anders, würde man schon fertig werden und so. Es war schon soweit, daß der Trupp auf dem Hof stand und abrücken wollte, es fehlten noch ein paar Mann, da rief einer davon noch von drinnen im Saal. Über den waren jetzt die Wärter hergefallen und bearbeiteten ihn, daß er über und über blutete. Nun ging alles nochmals rein. Die Pförtner, die sich widersetzen wollten, wurden niedergeschlagen und die Kämpfenden hatten nicht genügend Zeit auseinanderzugehen, da fielen schon die ersten Hiebe. Mit Schemeln und Eisenstangen, die sie von den Pritschen rissen, hieben sie aufeinander los. Bis die Polizei erschien. Aber die zwei Wachtmeister machten bald, daß sie davonkamen, nachdem dem einen, als er das Maul auftun wollte, der Helm über die Nase weg eingetrieben worden war. Der Lärm pflanzte sich über das ganze Straßenviertel fort. Ein dicker Knäuel Menschen ballte sich vor dem Eingang zum Asyl. Die Bettler, die Zerlumpten, die Tagediebe und Strauchritter, die Blinden, Lahmen und Krüppel, alle standen sie noch davor, fiebernd und doch zu schwach an Mut, sich mitten hineinzustürzen zwischen die Kämpfenden. Aber das Leben auf der Straße ging seinen gewöhnlichen Gang. Das kam schließ-

lich mehr oder weniger alle Tage vor, die Leute, die ihrem Geschäft nachgingen, hasteten daran vorbei.
Bis schließlich eine Hundertschaft Militär erschien und den Straßenzug absperrte. Und im Laufschritt kam eine Abteilung auf das Asyl zu und drang ein. Eine andere machte ein Maschinengewehr schußfertig, an der nächsten Straßenkreuzung. Da wurde es drinnen ruhig. Es dauerte eine ganze Weile. An den Absperrungsposten begannen sich jetzt Leute zu sammeln. Dann kam ein Trupp Militär heraus, die in ihrer Mitte etwa zehn Arbeiter gefangen abführten. Sie marschierten nach dem nächsten Polizeibüro. Dann wälzte sich in nur geringem Abstand die Masse der übrigen hinterher. Den Kern bildeten die Kollegen aus der Kolonne. Sie schoben die andern vor sich her und drängten sie beiseite. Geh, Alter, sagte einer zu einem Blinden, dessen Schild über die Brust hin und her schaukelte und der wohl die Richtung verloren hatte, mach Platz, sonst verschwinden die da nach vorn – und er wollte ihn auf die Seite ziehen. Der Blinde aber blieb hartnäckig stehen und wollte nicht weichen. Nehmt mich nur mit, stammelte er, ich wills denen schon erzählen, wie sies treiben da drinnen. Und sie faßten ihn rechts und links unterm Arm, er marschierte mit. Und hinter ihm her kam all das Volk, das in Elend war, und obwohl sie eher still waren und keiner laut rief oder schrie, war doch ein Brausen in der Straße von dem dumpfen Gemurmel, daß die Leute oben an die Fenster liefen. Es lag so eine ganz andere Stimmung in der Luft.
Die Festgenommenen wurden in das Revier geführt. Das Tor wurde geschlossen. Es war ein ziemlich breites und hohes Tor, eine Torwand, wie man sie bei Gefängnissen häufig findet. An der einen Seite war das Maschinengewehr wieder in Stellung gebracht. Auf der Straße selbst, auf dem Steig vor dem Haus blieb ein Doppelposten. Die Fenster des zur ebenen Erde gelegenen Büros wurden geöffnet und Soldaten schauten heraus. Mit drohenden Mienen und bereit, von der Waffe Gebrauch zu machen.
Es sollte ein Protokoll aufgenommen werden. Wärter waren auch mit drinnen. Kamen auch noch neue nachträglich hinzu. Von den andern draußen wurde niemand mehr eingelassen. Nun laßt nur, sagten die andern, vorläufig wollen wir doch erst mal abwarten, was es drinnen gibt.

Die Soldaten hatten einfach die ersten besten rausgegriffen und mitgehen heißen. Gewiß, wollten die das, denn sie waren ja im Recht. Das ging alles sehr schnell. Da sie ihnen gleich die Gewehrläufe vor die Nase gehalten hatten, wäre ja Widerstand unnütz gewesen, und Warnung auch. Das wird sich schnell klären.
Aber die draußen standen schon einige Stunden. Es rührte sich nichts. Und die Menge schwoll an.

Der Sturm

Die Menge schwoll ganz bedenklich an. Es waren schon viele Hundert Leute draußen vorm Revier. Viele wußten schon gar nicht mehr, worum es sich handelte. Gerüchte gingen, die von ganz anderen Dingen wissen wollten. Es zeigte sich auch von drinnen nichts. Kein Lebenszeichen kam als das Glotzen der Soldaten, die Schimpfereien der Posten, die die Leute vom Bürgersteig trieben. Der Versuch, die Straße ruhig frei zu bekommen, war mißlungen. Der Aufforderung, auseinander zu gehen, war niemand nachgekommen. Sie hätten schon schiessen müssen. Dazu traute sich der Offizier noch nicht. Vielleicht wurde die Aufregung nur noch größer. Er hatte auch keinen direkten Befehl.
So verging noch einige Zeit.
In nächster Nachbarschaft war eine große Lampenfabrik, eine Belegschaft von mehr als 1000 Mann. Das Gerücht war schon nach oben gedrungen, daß auf der Straße was im Gange sei. Noch dachte man, es handelt sich um eine der üblichen Razzien. Es sind soviel Lumpen bei dem Auflauf, hatte man berichtet. Der Arbeiter verachtet noch diejenigen, die ohne Obdach sind. Das muß der Mensch sich doch wenigstens schaffen können, sagen sie; eine billige Lösung.
Unten die Menge schwoll an. Einige fingen schon an zu drängen. Einzelne Pfiffe. Wie Sirenen. Die Fenster wurden zugemacht.
Was geschieht denn mit den Leuten, schrieen welche. Sie sind doch in ihrem Recht. Laßt sie nur mich fragen. Die anderen Kollegen traten jetzt schon unruhig hin und her. Der Spaß wurde ernst, was soll das. Niemand zeigte sich. Die Fenster sind dicht. Kein Laut.

Am Bürgersteig kommen einige ins Puffen. Das kommt durch das Drängen. Man wird vorgeschoben und schlägt nach hinten aus. Gelächter. Die Soldaten wurden nicht minder aufgeregt. Sie waren auf verlorenen Posten, wenn es ernst wurde. Sie wußten auch nicht, worum es sich handelte. Sie mußten doch bald abgelöst werden. Sie standen da mit furchterweckenden Mienen, aber das Zittern war ihnen näher.

Johlen, Pfiffe, schrille. Laute Rufe. Gegen die Soldaten. Sie schlagen sie drin, sie sind in den Arrestzellen hinten, dort prügeln sie sie mit Gummischläuchen, schrie jemand. Von neuem stieg das Brausen hoch.

Gehen Sie weiter hier, schnauzte wieder ein Soldat. Dann: Lassen Sie los – jemand hatte ihn am Arm gepackt, hielt das Koppel, faßt nach dem Gewehr – die Menge drängt wie nach langem Ruck auf den Steigen vor – der Posten umringt. Zurück – schreit er wieder. Dann knallen die Fenster. Die Fenster werden eingeworfen. Johlen. Die Posten sind in einem Knäuel verschwunden. Drängen und Schieben und Lärm, niemand kann mehr recht etwas sehen – da schießt das Maschinengewehr. Die Schüsse gehen noch hoch über die Menge weg. Wie in einem Strudel dreht sich alles durcheinander. Straße frei! Aus den Fenstern wird geschossen. Schüsse mehrere hintereinander. Noch ist alles ein schwarzer wirrer Knäuel.

Da springt ein großer schlanker Mensch, noch ein junger Kerl, auf den Offizier zu und faßt ihn an die Gurgel. Es ist nur eine Sekunde. Aber jeder sieht es, wie es sich langsam entwickelt. Die Spannung steigt und fällt dann. Er hält ihn an der Gurgel und drückt die Faust zu, hebt den Körper hoch – der zappelt, schlägt um sich, zieht die Schultern mit einem Ruck hoch und hängt dann – und dann schmeißt er ihn im Bogen zur Seite. Inzwischen schießen sie, wahnsinnig vor Angst, wildgeworden in den Haufen hinein. Der stiebt auseinander, aber immer auf neue Massen. Viele geraten direkt unter die Soldaten. Und von oben runter aus den Nachbarhäusern kommen sie gestürzt. Und auch die Metallarbeiter kommen in Trupps auf die Straße, im Lauf auf das Büro zu. Das Tor heult laut auf und kreischt und gibt dann nach. Aber Berittene sind schon in den Straßen. Es ist noch alles durcheinander. Ein paar Grüne liegen wie tot im Rinnstein. Die Masse flutet in das Haus und stopft sich drinnen fest. Vor den entgegengehaltenen Revolvern. Und es

kommt allmählich etwas Ordnung in den Strom. Sie schreien sich noch an. Bald wird ringsum alles von Militär starren. Aber auch die Arbeiter erhalten Zuzug. Drinnen schreit man noch gegeneinander. Da gelingt es einem höheren Polizeibeamten, der sich von draußen durchgeschlagen hat, Gehör zu finden. Man verhandelt. Die Tatsachen hellen sich auf. Es wird klar, was vorgeht. Vertrauensleute der Metallarbeiter treten auf den Plan. Die Organisationen beginnen zu arbeiten. Das Telephon – – –, und die Regierung wird eingreifen. Noch sind die Parteien in einander verbissen. Aber es soll nicht weiter angegriffen werden. Versammlungen. Die Straße wimmelt von Menschen. Unaufhörlich wird neues Militär im Viertel zusammengezogen. Aber auch Betriebe der Nachbarschaft gehen auf die Straße. Die Wahrheit sickert duch. Man sieht Verwundete, Blutlachen, hört Zahlen flüstern.

Es vergeht lange Zeit. Dann marschieren die Wanderarbeiter in geschlossenem Zuge ab, die gefangen genommenen Kollegen wieder mit drunter. Man scheint sich geeinigt zu haben. Die Menge strömt allmählich aus dem Haus. Dann wird abgeschlossen. Gruppen lösen sich auf. Polizei, noch höflich, fordert zum Auseinandergehen auf. Langsam zerstreut sich alles. Doch es dauert noch viele Stunden. Immer neue kommen und gehen. Das Gerücht fließt durch die Stadt. Es hat Tote und Verwundete gegeben, heißt es.

Die Toten liegen drinnen im Hof. Eine Kommission wird erwartet, ehe man sie fortschaffen wird. Ein Soldat und ein paar Zivilisten. Darunter auch der junge Mann, der eigentlich erst alles in Fluß gebracht hatte. Er ist der Polizei als Zuhälter bekannt. Wird aber auch nicht nein gesagt haben, wenn es ein anderes dunkles Geschäft galt. Er liegt gleich voran. Wie ein Wahnsinniger hat sich der gebärdet, sagt jemand, der eine Soldat hat seinen ganzen Browning an ihn verschossen, ein zähes Aas. Das Gesicht ist noch streng gezogen, scharf durchfurcht. Noch ist das Gesicht alabasterweiß, eine schwarze Locke hängt über die Stirn, die feucht schimmert.

Er hat die Lage für die Arbeiter gerettet, der Tapfere. Man wird ihn vergessen. Ein Bürger hätte gesagt, der Mann wollte sterben, denn es war Selbstmord. So fiel er, der Tapfere, als ein Opfer der allgemeinen, der großen Revolution – inmitten eines kläglichen Straßenauflaufs. Ein ungeheurer Haß hatte

ihn getrieben, ungehemmt – und er ist erlöst, sagt man. Als Überlebender. Viele wollen nicht erlöst sein, sie verkriechen sich. Sie sterben im Bett. Sie schämen sich nicht, auf Krankheit zu warten, auf das Verfaulen, während draußen die Revolution der Menschheit ist. Sie fürchten sich angeschossen zu werden, eingefangen und in Gefängnissen zu Tode gequält. Kameraden, dabei ist nur dieses die Form unseres Lebens, wenn es zu Ende gehen soll. Noch ist es feig und bürgerlich, an Altersschwäche zu sterben, wir Menschen, die im Zusammenprall der Zeitalter leben.

Das Wässerchen

Am oberen Rande der Wiese, dort wo sie an den Wald stößt der sich dann bis zum Bahndamm und darüber hinaus hinzieht, war ein Graben gezogen, und wo die Wiese einen Knick machte und nach der Straße zu wieder abfiel, ein Stück Heide fing da an, ehemals bebautes Land, dürr und unfruchtbar – dort standen einige Sträucher und Büsche und dazwischen rieselte ein Wässerchen, das von dort in den Graben floß. Es war an der Stelle ein winziger Tümpel, der Pfad nach dem Wald ging darüber hin und man hatte aus zwei Brettern eine kleine Brücke gebaut.

Ein kleines Mädchen saß auf der Brücke, die immerhin hoch genug war, daß die hin- und herfahrenden Beine mit den Fußspitzen gerade noch nicht naß wurden, und raffte Sand und kleine Steinchen zusammen und warf sie runter ins Wasser. Das tat sehr unwillig. Es patschte etwas, runzelte die Stirn, als ob es sehr böse wäre und verschluckte den Sand, als wäre er nie gewesen. Und da ihm immer gleichmäßig der Kamm schwoll und dann wieder eben wurde, so dachte sich das Mädchen etwas anderes aus. Es nahm einen kleinen abgedorrten Zweig und warf ihn ins Wasser und siehe da, der Zweig drehte sich langsam im Kreise und schob sich dann nach einer Richtung zurecht und dann trug ihn das Wasser, durch die Länder durch und noch ein kleines Stück, dort hatte das Wasser große Falten und zwängte sich in eine Rinne, und über die Falten zog der Zweig und stieß sich ab, so daß er stolz weiter dahinfuhr. Nun war er fort, aber das Mädchen holte rasch einen neuen und dann Grashalme, die viel schneller auf die

Reise gingen und das Wasser trug sie alle. Es hob sie stolz noch einmal empor, dann drehten sie sich und verschwanden. Das Mädchen freute sich sehr. Es lief alles weiter und schwand aus dem Sinne, nichts blieb haften, daß es einem fortgesetzt vor Augen kam. Wie das Leben selbst geht alles dahin, in ewiger Bewegung. Auch die Wolken trug das Wasser fort. Dahinter aber zeigte sich nur hin und wieder der runde Kopf mit den Puschelhaaren, und die großen Augen, die man so fein hochziehen kann und die Backen so breit, und ganz lang wurde das Gesicht, wenn man sich vornüberbeugt und den Kopf unter die Brücke steckt. –

Das konnte aber Anna nicht sehen. Und dann kamen auch jetzt die Leute alle auf die Wiese, und sie müssen Platz machen; schon wenn jemand hier über die Brücke will. Sie griff das Kind am Arm. Aber die Kleine sträubte sich gewaltig. Die Mutter bat, aber es half nichts, das Mädel blieb fest. Da bat die Mutter noch dringender, und es kamen immer mehr Leute, da zog sie und zog immer stärker, und das Kind schrie jetzt und biß sich fest und wollte weinen, da zitterte die Mutter und wurde schwach.

Auch die Flauen sind zukunftsfroh

Unterdessen hatten sich wirklich viele Menschen auf der Wiese eingefunden. Sie stürmten von allen Seiten herbei, doch die meisten kamen aus dem Verwaltungsgebäude, wo so eine Art Vorversammlung anscheinend schon abgehalten worden war. Man unterschied auch deutlich die einzelnen Gruppen nach den Kolonien, nach den Freunden, die aus der Stadt gekommen waren, und welche, die nur zufällig mit darunter waren. Der Septembertag war wundervoll mild und klar. Der leichte Wind wehte nach dem Wald zu und zog jedes Wort des Redners in die Länge, wodurch die Worte nur noch präziser wurden. Der Redner hatte an der Straße Aufstellung genommen. Man hatte aus ein paar Tonnen und Brettern darüber eine kleine Tribüne gemacht.

Die Partei hatte einen Mann geschickt, dem in solchen Fällen ein besonderer Ruf voranging. Es war ein kleiner rundlicher Mann, der alles andere als ein Volksaufrührer schien und sein volles Gesicht lächelte die Zuhörer freundlich an, wenn er zu

sprechen begann. Man fühlte sich gleich wohl und war wie zu Hause. Er fing davon an, wie die Wohnungs- und Siedlungsfrage jetzt aufgerollt sei und welche Forderungen die Arbeiterschaft sich erzwingen müßte. Er sprach breit darüber, was ja im übrigen alle schon wußten, wie der Aufruhr vor dem Obdachlosen-Asyl die Dringlichkeit dieser Frage gezeigt und der Partei die Möglichkeit geboten hatte, einzugreifen und wie die Regierung gezwungen gewesen wäre, ihre Verordnungen zurückzuziehen und wie daher vorläufig auch Arbeitsfriede nichts mehr zu fürchten habe. Das hatten sie ja schon erfahren. Dann sprach der Redner über die Siedlungsfragen im besonderen, lobte den Weg, den sie da schon beschritten hatten, redete der Vereinigung das Wort und schwärmte für den Heroismus der freien gemeinschaftlichen Arbeiten, die sie übernommen hatten. Den Zuhörern wurde ordentlich warm dabei, denn alles was er da so rausstrich, das waren sie selbst, die Arbeitsfrieder und Waldheimer und Freudenthaler und sie kamen sich schon fast wie berühmte Leute vor. Die Wiese war voll Menschen, Frauen und Kinder mit drunter. Es war, als würde ihnen allen noch einmal ihre Heimat geschenkt mit dieser schönen Ansprache und sie sagten sich im stillen, der Mann spricht schön, und er hat recht, und so soll es auch weiter sein. Alle die Versuche, die bereits angefangen waren, werden gedeihen und auch die Übernahme des Gutshofes wird ins Reine kommen. Und wenn sie nur einen großen Stall mit allerhand Vieh daraus machen.

Dann aber, und dafür gerade hatte der Redner eine gewisse Berühmtheit, warf er den Schafspelz ab und schlug gang andere Töne an. Ihr Schafsköpfe, ihr Idioten, redete er sie an, glaubt ihr denn, damit sei was getan? Und er entwickelte nun die soziale Revolution, zeigte die Machtstellung der bürgerlichen Gesellschaft und dieses Staates, zeichnete ihnen scharf das Endziel vor und kam so zu den Forderungen, die eine revolutionäre Partei jeweils über den nächsten Tag aufstellt. Und er schlug die Worte ihnen wie mit einem eisernen Hammer in den Kopf. Er wies ihnen gerade an ihrem Beispiel nach, wie notwendig es sei, alle Kräfte zusammenzuschließen zu einer Partei und die ganze Energie einzusetzen für das eine Ziel, den Sturz der bürgerlichen Regierung und des kapitalistischen Staates, für die Eroberung der politischen Macht durch die

Arbeiterklasse. Nur diesen einen Gedanken dürfen wir jetzt haben, schrie er, keinen Schritt vom Wege abgehen, denn der führt uns vom Ziel ab, und der gerade Weg führt über den politischen Kampf um die Eroberung der Macht. Schließt euch fester an die Partei an, sorgt für Aufklärung in euren Reihen, kämpft mit in diesem Kampf, der schwer ist und über Niederlagen geht, dann fällt auch das andere von selbst euch in den Schoß, als Frucht des Sieges. Und immer wieder kam er darauf zurück und er nannte sie Feiglinge und Abtrünnige, daß sie sich eingebildet hätten, für sich allein hier eine Welt außerhalb der Gesamtauseinandersetzung mit der Unternehmerklasse aufbauen zu können. Je eifernder er sprach, um so mehr duckten sich die Köpfe, schuldbewußt. Sie sahen das ein, daß der Mann recht hatte. Es ist manchmal, daß man sich vor der großen Aufgabe drückt, indem man die kleinere zunächstliegende anfaßt. Aber es lag auch etwas darin, das sie mit hoffnungsloser Traurigkeit erfüllte. Die Lippen stimmten ihm schließlich zu, sie sahen sich gegenseitig untereinander an, um das zu bekräftigen, was der Redner verlangt hatte, aber das Herz ging doch einen anderen Weg. In dem, was sie hier vor Augen sahen, darin fanden sie sich zurecht. Sie hatten es doch noch geschafft, ihre Forderung durchgesetzt, alles konnte jetzt in neuem großen Maße weitergehen – wenn auch alles mit Hilfe der andern, wer aber fragt danach, wenn man sich nur einmal freuen will. Einmal den ewigen Druck los sein und was anderes vor sich sehen als Not und Wut, Verzweiflung und Haß. Etwas das sich von selbst zu bewegen begann, und worin sie mit allen ihren Gedanken, mit ihrem Leben und ihrer Arbeit mit drin waren. Das Herz tut weh, sich dabei sagen zu sollen: Vielleicht sind wir doch nur solche Schwächlinge, Verräter an dem großen Werk, Flüchtlinge und Feiglinge – vielleicht, es leuchtet ein. Es ist so, daß jeder ordentlich die Faust krampft, um sich zusammenzureißen, bei der Stange zu bleiben, mehr zu tun als bisher, nichts mehr zu versäumen, immer und für alle bereit sein. Aber noch unter der Hand zerflattert wieder vieles, es löst sich gewissermaßen von selbst auf – denn die Sehnsucht nach ein klein wenig Freude, nach einem Zipfelchen Freiheit, die man schon fest in den Händen zu haben glaubt, läßt sich nicht vollends unterdrücken, sie schlüpft aus allen Ecken wieder hervor. Und sie sind bereit alle

Demütigungen dafür zu tragen, die doppelte Arbeit, die vielfache Schwere dieser kleinen und fortgesetzten Zusammenbrüche, mit ihrer tausendfältigen Not und zersplitternden Verzweiflung. Wenn die Sonne nur ein bißchen wieder scheint, ist alles vergessen und eine leise Hoffnung lächelt verstohlen. So ist es, als ob der Redner einen Gegner zu Boden wirft und den Kopf auf die Erde preßt und etwas herauszwingt, preßt und zwingt, aber der Unglückliche kann nur noch stöhnen: Ich will ja alles tun, was Du willst. Und er wird dann aufstehen und weitergehen, als wenn nichts gewesen wäre. Und eine neue Wunde wird er im Herzen tragen, die blutet. Er wird mit den Lippen bekennen und mit dem Herzen träumen und demütig sein, wo er das Herrschen lernen soll. Und er wird sich verwundern, warum denn der andere gar nicht begreift, daß er gar nichts tun kann. Ich will leben, fühlt er, ich will ja nur ein ganz klein wenig Glück, eine Abzahlung auf das große allgemeine Wohlergehen, das einmal sein wird. Laß mich leben – und der andere steht ohnmächtig, wie er wieder dahingeht. So standen sie sich gegenüber, und die Menschen auf der Wiese hielten den Kopf tief gesenkt. Und der Redner donnerte und fluchte, und wie schon so oft bei diesen Reden, saß ihm das Grauen an der Kehle. Er fühlte sich verzweifelt und er sah sich wirr und verstört um nach einem menschlichen Gesicht, das mit ihm fühlte und das ihn im Blut verstand. Der Schweiß rann ihm von der Stirn. –

Wer im Unglück lebt, lebt den Tag doppelt

Da saß oben am äußersten Wiesenrand Anna Merkel und dicke Tränen rannen ihr über die Backen. Der Anfall der Kleinen war vorüber. Sie bekam ihn jetzt so häufig. Sobald nur etwas nicht ganz nach ihrem Willen ging, und die Mutter konnte schon längst nichts mehr recht machen. Das Kind lag jetzt mit dem Kopf auf dem Schoß der Mutter. Der Atem ging noch schwer, wie tiefe Seufzer, aber gleichmäßig. Der kleine Körper zitterte noch heftig. Der Krampf war vorüber. Anna stand vor Augen, wie sie damals, als Paul erschossen worden war und sie das Kind in den letzten Monaten trug, gegen alle sich gebäumt und gewütet hatte. Gegen Paul, daß er sich überhaupt eingelassen. Gegen die Kameraden, die für Paul nicht zur Hilfe gewesen

waren, die nichts taten, den Gefallenen zu rächen. Gegen die Soldaten, die Paul verwundet hatten, gegen die Regierung und die bürgerliche Gesellschaft – und nicht zuletzt gegen sich selbst. Und als das Kind schon in der Wiege lag, konnte sie sich nicht überwinden. Sie hatte es so haßerfüllt angesehen, daß sie manchmal über sich selbst erschrocken war, und hatte es geschüttelt, das hilflose Wurm, wenn es nicht ruhig sein wollte, als wollte sie es in der Tat erwürgen. Und dann wuchs es dennoch allen zum Trotz heran. Ihre Wut fiel zusammen in nichts. Sie wurde immer stiller, und auf einmal war alle Kraft weg. Das war zu der Zeit, als sie den Merkel genommen hatte. Und es war doch gut gewesen, daß Merkel bei ihr geblieben war. Jetzt war er fort. Wird anderwärts sein Glück versuchen. Es schmerzte sie, aber nicht über alle Maßen. Sie wird sich allein durchschlagen. Vielleicht kommt er später wieder – er wird es anderswo nicht besser finden. Das tröstete sie schnell. Sie wird wieder in die Fabrik gehen. Vielleicht nimmt die alte Mutter die Kinder so lange.

Und die dicken Tränen kamen unaufhörlich. Sie hörte kaum auf die Worte, die der Fremde da sprach. Nur war es ihr, als sähe er sie dann besonders an. Und es war auch etwas in ihrer Brust, das davon zerging und sich auflöste, ein Knäuel, der sich entwirrte und in Tränen zerlief. Es war nicht dieser bohrende wühlende Schmerz, der verzweifelt – es war mehr eine stille milde Hoffnungslosigkeit. Wie kann es bei uns anders sein, wir armen Menschen, im Unglück – und sie dachte nicht mehr an den Halt, an den sich jemand in solchem Falle noch klammern kann. Ihr Leben ist wie das Wässerchen, das dahinfließt und keine Spur weiter lassen wird. Und die Steine die auf dem Wege liegen, werden darin einst nicht mehr sein. Mehr dachte sie nicht. Und der Blick des Redners lastete auf ihr und ließ sie wimmern. Wie sie eben noch wieder einmal in der Verwaltung gewesen war, vielleicht daß sich ein Aufschub ermöglichen ließe. Aber der neue Verwalter, der noch gar keinen Überblick hatte und dem die sich häufenden Neuanmeldungen über den Kopf wuchsen, hatte das barsch abgelehnt. Sie hatte doch noch keine Wohnung, und wo sollte sie denn hin – aber der ließ es nicht gelten. Das Haus war ja längst vergeben. Er wurde ungeduldig, er könne doch auch nicht dafür. Und dann hatte Anna sich an ein paar Nachbarsleute gewandt. Ob sie nicht

Fürsprache einlegen wollten. Es war nicht das erste Mal, daß sie darum gebeten hatte. Es war ihr halt immer wieder so, als ob sie noch nicht alles versucht hätte. Vielleicht wird jemand etwas tun, ein Wunder – so fühlte sie. Aber die hatten nur die Achseln gezuckt. Vielleicht hatten sie sogar eine boshafte hämische Redewendung auf der Zunge. Denn um die Merkel kann sich jetzt niemand kümmern. Aber Anna hatte doch einen Trost gefunden. Sie verstand besser, was sie sagen wollten. Sie hörte es aus sich selbst heraus und die Leute waren ja auch nicht böse zu ihr. Wenn sie nur reden hätten können, frei und ungezwungen aus dem Herzen, würden sie vielleicht gesagt haben: Für uns beide ist es besser, du gehst. Wir können es nicht ändern. Du bist hier nicht glücklich gewesen. Geh an einen andern Platz. Du wirst dort glücklicher sein. Und vergiß uns. Wir wollen dir nicht weh tun. Aber du siehst doch, wie es hier geht. Wir finden uns selbst nicht zurecht. Geh wo anders. – Und wenn Anna geschrien hätte: Hier gerade bin ich glücklich, laßt mich hier – so hätten sie es nicht gehört. Unmöglich verstanden. Und auch Anna begann zu zweifeln, und es war, als ob die Tränen stehen blieben und sich besannen und dann schneller rollten.

Wieder gleitet die Zeit ein Stück weiter. Wie ein Gletscher, der auf seinem Rücken den Schutt der Felsengebirge zum Abgrund trägt.

Der Leser erwartet vielleicht jetzt die Fanfare. Es wäre ein Leichtes, damit zu schließen. Wir aber wollen alle Kraft darauf verwenden, den Schwall der Worte zu beseitigen und das Herz zu öffnen. Nicht von außen wird jener Koloß, der die soziale Revolution ist, in die Welt und ins Land geschoben, sondern es erwächst aus uns selbst, aus unserem Glauben und unseren Opfern. Das ist die Macht, die wir erobern. Lassen wir uns nicht täuschen von äußeren Begleiterscheinungen. Sie wechseln ständig und wir werden, sie zu fangen, immer eine Sekunde später sein. Man kann sagen, die Macht erobern ist das Zeichen geben, daß wir sie schon besitzen. Nun, wenn wir die Masse derer überschauen, die arbeiten wollen, ganz einfach tätig sein, so müssen wir begreifen: Wir besitzen die Macht bereits. Warum trauen wir uns nicht heraus mit dem Zeichen? Weil wir an die Wahrheit der einzelnen Inhalte nicht glauben, weil unser bisheriges Leben zu zersplittert, zu wenig opferbereit, zu wenig Gemeinschaft ist. Denn das Zeichen ist, daß wir gemeinsam und für die Gemeinschaft arbeiten. Wer soll dem widerstehen können? Eine Regierung? Beamte, Soldaten? Sind das steinerne Riesen oder nicht auch Menschen wie wir? Sollten wir, die wir an die Gemeinschaft glauben und in wirklichem Sinne gemeinsam handeln, nicht dagegen aufkommen können?

So lange wir uns aber vor einander verstecken, so lange wir nicht die werktätige Gemeinschaft begriffen haben, sondern gegen einander voll Mißtrauen sind, so lange wir immer nur, wenn schon mit Sympathie darauf warten, was die andern tun, um uns dem vielleicht anzuschließen, so lange sind wir unfähig, das Zeichen zu geben. Und wenn uns die Macht in den Schoß fällt, weil die andern sie nicht länger halten können, (eine einfältige Hoffnung, vergeßt ihr die ganze Welt) – so werden wir allzuwenig damit beginnen können, sie zu behaupten.

Wir Gemeinschaftsgläubigen, die jetzt zu herrschen berufen sind, stellen uns darunter etwas anderes vor als die bürgerliche Klasse, die so lange an der Macht war. Wir meinen, die Macht

zur weiteren Entfaltung des Menschlichen, zum tieferen Verständnis des Lebendigen, zur Gemeinschaft. Wir sind alle zusammen im Menschlichen klein. Kleine Menschen mit tausend kleinen Sorgen und kleinen Freuden. Wir gehen noch alle zu Grunde, nur weil wir einfältig sind und denken, es ist die Müdigkeit. Aber mögen wir auch zum Teufel gehen, unsere Spur im Leben ist ein neues Staubkorn zum Ganzen. Überschätzen wir das nicht, aber arbeiten wir unverdrossen. Wir werden dahin gelangen, ganz frei und im Glück zu sein. Unser Verstand, unser Leben ist noch eingestellt auf die Hoffnung und auf die Zuversicht. Ist das nicht schön? Ist es nicht schon Glück, härter und doppelt zu arbeiten? Und wenn du den Kameraden auf der Straße triffst, du warst mit ihm in den Versammlungen, du hast in der Partei Schulter an Schulter gestanden, vielleicht auf den Barrikaden – geh nicht einfach vorbei, sondern drück ihm die Hand und bekräftige das. Wozu lange Worte. Und richtet nicht. Viele fallen ab, werden schwach, verzweifeln, drücken sich, winden sich da oder dort, im Staub – Staubgeborene. Einmal haben alle Recht und die Wahrheit. Wer wird entscheiden – Du nicht, sondern später einmal das Leben, die Gemeinschaft. Dann wird die Zeit sein, wo man von einem Kameraden wird sagen können: Er war ein Verräter und Lump, denn er starb.

ENDE

„Was soll der Proletarier lesen? Franz Jung"

Versuche zum revolutionären Leben

Für H.

Die Frage ist alt, interessierte Kreise haben seit je profitable Antworten gefunden. Aber auch die Arbeiterbewegung hat sich mit dieser Frage herumgeschlagen, war sie von Anbeginn doch immer auch eine Arbeiter*bildungs*-Bewegung. So hieß es metaphernreich schon 1864 in der (bis zum 1. Weltkrieg vielgesungenen) „Arbeiter-Marseillaise": „Der Feind, den wir am tiefsten hassen,/der uns umlagert schwarz und dicht,/das ist der Unverstand der Massen,/den nur des Geistes Schwert durchbricht"[1].

Ausgerechnet Franz Jung lesen, unter anderem „Joe Frank illustriert die Welt", „Die Rote Woche", „Arbeitsfriede": das sollte 1922 der Proletarier nach dem Willen eines Anonymus in der ‚Roten Fahne', dem Zentralorgan der KPD, die in einer mehrteiligen Serie zudem Zola, Büchner, Heine und den jungen Hauptmann anempfahl[2]. Der Hinweis mag überraschen, nicht allein wegen der illustren Nachbarschaft, in die Jung hier gerückt wird (die anderen Autoren gehörten zum Standardrepertoire schon der Vorkriegssozialdemokratie), überraschender noch sind hier die Wege, die sich kreuzen: Auf der einen Seite eine Kultur- und Literaturpolitik der revolutionären (Arbeiter)Bewegung, die hauptsächlich von traditionalistischen, am ‚fortschrittlichen' bürgerlichen Erbe orientierten Kunstauffassung geprägt war. Auf der anderen Seite ein ‚der Moderne' verpflichteter bürgerlicher Literat, der sich als expressionistischer Prosaist und als Mitinitiator des Berliner Polit-Dada einen Namen gemacht hatte – spätestens nach dem 9. November 1918 allerdings auch als Akteur in der Aufstandsbewegung gegen Krieg und Kaisertum – und als Autor einer ‚anderen' Literatur, einer Literatur ‚fürs Proletariat', die den avantgardistisch-experimentellen Impetus der Frühzeit dennoch nicht aufgibt (auch wenn die Sujets sich ändern), sondern umfunktioniert, in den Dienst der Revolution stellt. Diese von Jung nach dem Novembersturz geschriebenen und erschienenen Texte meint die ‚Rote Fahne': neben

den in diesem Band versammelten Erzähltexten noch die Erzählung „Proletarier", die beiden Stücke „Wie lange noch" und „Die Kanaker", die 1920/21 im Proletarischen Theater des Kreises um Erwin Piscator und anderswo vor Arbeitern gespielt worden waren, schließlich Jungs Erfahrungsberichte und Reportagen aus Sowjet-Rußland, „Reise in Rußland" und „Hunger an der Wolga".

Dies alles sind Schriften aus den „roten Jahren", wie Jung später die Revolutionszeit und die revolutionären Nachkriegsjahre in seiner Autobiographie[3] nennen wird; ein knappes halbes Jahrzehnt übrigens, das (zumindest quantitativ) Jungs produktivstes war: zwischen 1919 und 1924 veröffentlichte er 16 seiner knapp 30 Bücher. Die roten Jahre – das steht für einen Politisierungsprozeß, für Radikalisierung und Grenzüberschreitung eines bürgerlichen Intellektuellen in der „praktischen Kollision" (Marx), der kaum ein Terrain ausläßt – Konsequenz einer Entwicklung, die im Aufbäumen eines jungen Intellektuellen gegen die spätwilhelminische Gesellschaft schon vor dem Krieg wurzelte.

Franz Jung, Jahrgang 1888, aus gutbürgerlichem Hause, Student der Philosophie, Juristerei, Theologie und vor allem der Nationalökonomie, geisterte als „Mephisto" (Wieland Herzfelde), als „Rimbaudfigur", „Gewaltmensch" und „kühne, vor nichts zurückschreckende Abenteurernatur" (George Grosz), kurz: als ein „wenig unheimlich" (Richard Huelsenbeck)[4] durch die Münchner und Berliner Bohème der letzten Vorkriegsjahre. Das „Abenteuer einer asozialen Existenz"[5], die Boheme-Opposition als Versuch, lebenspraktisch und kulturell-ästhetisch ‚alternative' Widerstandszonen gegen eine verkrustete, autoritäre, imperialistische Vätergesellschaft zu leben, gerät bei Jung, und hierin unterscheidet er sich von anderen Literaten des Expressionismus, zunehmend über die Bürgerschreck-Atmosphäre hinaus in politische Bereiche. In München engagiert er sich 1911/12 im Sozialistischen Bund um Gustav Landauer und Erich Mühsam – die Filiationen zwischen Bohème und Anarchismus münden hier im Versuch, das Lumpenproletariat als historisches Subjekt zu identifizieren und es zu agitieren. Da schlägt, vor allem durch die Vermittlung des Mentors Mühsam, Bakunins Rede vom Lumpenproletariat als der „Blume des Proletariats" kräftig durch. –

In Berlin, seit 1913, ist er im Kreis um Franz Pfemferts Zeitschrift ‚Die Aktion' zu finden, dem exponiertesten Forum der künstlerischen Opposition zu dieser Zeit. Pfemfert, schreibt Jung, brachte „diese jungen Dichter", und damit ist die Crème des Frühexpressionismus gemeint, „in einen Rahmen politischer und sozialkritischer Essays, den Leitartikeln zur sozialen Tagesgeschichte und der Interpretation von Bakunin, Kropotkin und Proudhon. Der Dichter wurde, ob er wollte oder nicht, zur sozialkritischen Analyse erzogen – ganz gleich, daß diese Dichter später im Kriege und nachher wieder ihre verschiedenen Wege gegangen sind"[6].

Im Pfemfert-Kreis war eine sozialrevolutionäre Disposition spürbar, die starke Affinitäten zur anarchistischen Gesellschaftskritik aufwies, kaum Affinitäten zur Arbeiterbewegung der Zeit. Da wurden Veränderungen im Verhältnis zwischen linker Intelligenz und sozialistischer Bewegung spürbar; eine Generation zuvor hatten noch naturalistische Literaten die Nähe zur Sozialdemokratie gesucht, ohne allerdings auf größere Gegenliebe zu stoßen – auf dem Wege zur ‚negativen Integration' ins Kaiserreich schien großen Teilen der Arbeiterbewegung naturalistische Elendsabbildung im Ästhetischen zu schmutzig, im Politischen der antiautoritäre Gestus von Naturalisten zu anarchistisch (bekanntlich versank später diese naturalistische Opposition, zerfaserte in Nietzschekult und Stirnerianertum). Der expressionistischen Revolte kam die nun tüchtig angewachsene Sozialdemokratie zahnlos vor, geriet allenfalls in den Blick als Ziel von Bürger- und Spießerkritik; Gegenentwürfe zur auf systemimmanenten Reformismus und Parlamentarismus – Rosa Luxemburg sprach vom „parlamentarischen Kretinismus"[7] – setzenden SPD florierten, wie gesagt, in der Berufung auf das bohèmehaft geschönte Lumpenproletariat, aber auch in der Selbststilisierung und -nobilitierung des Literaten, des politischen Dichters zum eigentlichen historischen Subjekt, zum „Führer" (Ludwig Rubiner) ins Reich imaginierter Freiheit. Im strengen Sinn ‚politische' Systemkritik war das nicht – hierin blieb, wie Jung zu Recht sagt, paradoxerweise der Mentor Pfemfert mit seinen libertären linkssozialistisch-anarchistischen Positionen fast Außenseiter inmitten seiner Revolteure.

Nun waren die Bindungen an den ‚Aktions'-Kreis für Jung

nicht unproblematisch; zwar galt er als einer der wichtigsten ‚Aktions'-Autoren: Pfemfert verlegte, bevor Jung zu Wieland Herzfeldes Malik-Verlag überwechselte, „Opferung" (1916), „Saul" (1916), den „Sprung aus der Welt" (1918), übernahm 1918 die Restauflage des „Trottelbuches" (1912) und brachte 1921 „Joe Frank" heraus. Aber offenbar bereitete Jungs berufliche Doppelexistenz als Schriftsteller und als versierter Herausgeber von Wirtschaftskorrespondenzen, als Handelsredakteur und Wirtschaftsjournalist (Tätigkeiten, denen Jung sein Leben lang, noch im amerikanischen Exil, nachging) Probleme. In der Autobiographie beschreibt Jung wiederholt sein ambivalentes Pendeln zwischen Literatur und Börse: „Meine zwielichtige Stellung als Börsenkorrespondent, meine eigene Unsicherheit, mich entweder von der Börse oder der Literatur zu befreien, und die zur Schau gestellten Provokationen"[8] – dies Spannungsfeld ließ eine völlige Identifikation mit einem der beiden Tätigkeitsbereiche nicht zu, sollte es ja auch nicht in der späten Formulierung der Autobiographie: Ablösungen eher als Identifikationen, und als Voraussetzungen solcher Ablösungen die „Lust an der Perspektive", wie Fritz Mierau es genannt hat[9], sind Jungs Sache; er versteht sich eher als Konstrukteur denn als Produzent ‚fertiger' Werke, macht „Vorarbeiten", wie der Untertitel seiner Zeitschrift „Die freie Straße" (1915 bis 1918) lautet.

Im Gitter einer politästhetischen Rebellion gegen die alte Welt, eines *épater le bourgeois*, einer auf Kulturbruch angelegten Nischenbildung gegen die Gesellschaft entstanden so Kristallisationspunkte für oft noch diffuse, gleichwohl im besten Sinne utopische Gemeinschaftsvorstellungen, die die Veränderungen des einzelnen und das Wie dieser Veränderungen mitzudenken und zu leben versuchten. Hier ist weniger an das bald totgeschriebene ‚O Mensch'-Pathos gedacht als vielmehr an Versuche psychoanalytischer Grundlegungen; es war vor allem der erst in den letzten Jahren wiederentdeckte Freudschüler und -gegenspieler Otto Groß (1877 – 1920), dessen Leben und Werk nicht nur auf Franz Jung erheblichen Einfluß ausübte[10]. In Groß' Vita erscheint der Vater-Sohn-Konflikt, der für die expressionistische Generation gesamtgesellschaftliche Antagonismen am elementarsten und brutalsten widerspiegelte, hautnah: der renommierte Vater, der „bekannte Kriminal-

professor Hans Gross in Wien“[11], ließ seinen unbotmäßigen, in der Münchner Bohème lebenden Sohn kurzerhand mit Polizeigewalt in einer Irrenanstalt internieren. Jung selbst kannte solche Auseinandersetzungen mit dem Vater: noch während des Studiums, 1909, hatte ihn der Vater wegen „unordentlichen Lebens“[12] enterbt; später wird der Vater zu Cläre Jung sagen: „Es wäre besser gewesen, mein Sohn wäre auf dem Felde der Ehre gefallen“[13]. Selbst also mittelbar betroffen, startete Jung Ende 1913 eine für die expressionistischen ‚Söhne‘ beispiellose Pressekampagne, eine Aktion, an der sich eine Vielzahl der oppositionellen Literaten, von Franz Pfemfert bis Maximilian Harden, Johannes R. Becher bis Ludwig Rubiner, Else Lasker-Schüler bis Erich Mühsam, beteiligte; Otto Groß kam frei.

Groß' Vorstellungen von einer psychoanalytischen Fundierung gesellschaftlicher Konflikte, seine Kritik am Patriarchat und an jedweden autoritären Institutionen, vor allem am Vaterrecht, seine Versuche über die sexuelle Befreiung und über die Konflikte zwischen dem „Eigenen und dem Fremden“ (Groß) prägten nachhaltig Jungs Entwürfe vom psychisch befreiten, zu ‚Gemeinschaft‘ jenseits staatlicher Autorität befähigten Individuum. Eine von Jung und Groß gemeinsam projektierte Zeitschrift sollte denn auch Psychoanalyse und Politik programmatisch zusammenführen als „Organ für psychologische Probleme des Anarchismus“. In der Vorankündigung zu einer (ebenfalls nicht zustande gekommenen) Zeitschrift schreiben beide, sie wollten „sich nicht direkt mit der Propagierung und Vertretung der Psychoanalyse befassen, sondern von der Basis einer individuellen Psychologie aus Kultur- und Wirtschaftsprobleme darstellen und das Wissen um eine neue Ethik propagandistisch als Vorarbeit einer Sozialumwertung vertreten“[14]. Die Beiträge von Groß, Jung und anderen in der „Freien Straße“ zielen in diese Richtung, und Jungs expressionistische Prosa wäre, vor allem im zentralen Sujet des Geschlechterkampfes, dem „Warum der Konflikte, der übergroßen Schwierigkeiten, die sich dem freudesteigernden Ausgleich der Individualitäten entgegenstellen“[15], ohne Groß so nicht geschrieben worden.

„Das Meer des nie Geahnten, auf das die revolutionären Kunst-

bewegungen um 1910 sich hinauswagten", schreibt Adorno, „hat nicht das verhießene abenteuerliche Glück beschieden"[16]. Zuerst war da der Krieg vor, der auch die Avantgarde veränderte. Den intellektuellen Aussteigern erschien der schwüle August 1914 zwiespältig, Krieg signalisierte noch nicht das Grauen der Materialschlachten, sondern, wie irrational hier auch Gewalt- und Zerstörungsphantasien eine Rolle gespielt haben mögen, zunächst Möglichkeiten einer Veränderung des Alten um jeden Preis: das brüchige, ambivalente Verhalten zum Kriegsausbruch steht auch in Relation zu Dispositionen der Vorkriegszeit.

So hatte Georg Heym 1911 seinem Tagebuch anvertraut, er möchte „am liebsten Terrorist" sein oder „Kürassierleutnant", er hoffe „jetzt wenigstens auf einen Krieg"[17]. Das Anrennen gegen den „Terror des COMMENSENSE" (Heiner Müller) kalkuliert – Selbststilisierungen bei Heym auch im Tagebuch eingerechnet – hier offenbar jede Form von Gewalt mit ein. Man vergleiche das mit Marinettis erstem futuristischen Manifest von 1909, das den Krieg als „einzige Hygiene der Welt" und im selben Atemzug „den Militarismus, den Patriotismus" und die „zerstörende Geste der Anarchisten" pries[18]. So kann es nur auf den ersten Blick verwundern, wenn sich expressionistische Künstler freiwillig zum Krieg meldeten, von Walter Hasenclever über Wieland Herzfelde zu Rudolf Leonhard, Ernst Toller und anderen: sie alle gleichsam in atmosphärischer Erwartung eines reinigenden Gewitters und eines Phönix, der aus der Asche der alten Vätergesellschaft entstehen könnte. Thomas Mann, wahrhaft nicht ‚unpolitisch', hat, aus gänzlich anderen Lebenserfahrungen heraus, im November 1914 in seinen „Gedanken im Kriege" ähnliche Endzeitstimmungen formuliert. „Wir hatten", schreibt er in der ‚Neuen Rundschau', „an den Krieg nicht geglaubt, unsere politische Einsicht hatte nicht ausgereicht, die Notwendigkeit der europäischen Katastrophe zu erkennen. Als sittliche Wesen aber – ja, als solche hatten wir die Heimsuchung kommen sehen, mehr noch: auf irgendeine Weise ersehnt; hatten im tiefsten Herzen gefühlt, daß es so mit der Welt, mit unserer Welt nicht mehr weiter gehe. Wir kannten sie ja, diese Welt des Friedens (. . .) Gor und stank sie nicht von den Zersetzungsstoffen der Zivilisation? (. . .) Wie hätte der Künstler,

der Soldat im Künstler nicht Gott loben sollen für den Zusammenbruch einer Friedenswelt, die er so satt, so überaus satt hatte! Es war Krieg! Es war Reinigung, Befreiung, was wir empfanden, und eine ungeheure Hoffnung".

Sehen wir uns die psychischen Konflikte und das politische Verhalten gerade der oppositionellen Intelligenz kurz genauer an.

Unter dem 13. September 1914 notiert der 18jährige Wieland Herzfelde im Tagebuch: „Wofür, warum er kämpft, weiß *in seinem Herzen* kaum einer dieser Hunderttausende, alle wissen nur das eine: Hunderttausende tun es auch. Deshalb ist mir die sogenannte ‚Kriegsbegeisterung' auch ferne und gleichgültig geblieben. Und doch hatte ich eine Begeisterung in mir: Es freute mich, daß etwas geschehen war. Abgesehen von meiner Person, fand ich es schon wunderbar, daß so unzählige Pläne, Vorsätze, Unternehmungen, Ziele und Absichten vereitelt waren. Daß die Bahn fast aller Menschen einmal unterbrochen wurde, daß Konventionen und Materialismus wenigstens bis zu einem gewissen Grade ihre Macht verloren hatten"[19]. Das hat wenig mit dem selbstmörderischen Pathos der Langemarck-Abiturienten[20] zu tun, schreibt aber gewissermaßen Heyms Tagebuchnotizen fort, berührt sich mit Thomas Mann.

Auch Franz Jung verhält sich widersprüchlich: Nach eigenem Bekunden hat er an der Seite der Anarchisten und Syndikalisten um Fritz Kater und Rudolf Rocker an antimilitaristischen Demonstrationen teilgenommen: „Wir sind nicht weit gekommen"[21]. Am 2. August 1914 aber schreibt er eigenhändig an den Kaiser: „infolge eines Säbelhiebes über der Stirn (Studentenmensur) bin ich jetzt dem Landsturm ohne Waffen überwiesen, bin aber durchaus gesund und vollkommen tauglich, aber es ist mir so fast unmöglich, als Freiwilliger eingestellt zu werden. Ich bin Schriftsteller (. . .) in der jüngsten Literatur durch zwei in den letzten Jahren erschienene Romane sehr bekannt. Es ist für mich geradezu eine Lebensbedingung, diesem wunderbaren und erschütternden Ausdruck völkischer Gemeinsamkeit nicht abseits stehen zu müssen (. . .) Ich bitte um geneigte Fürsprecher, meine Annahme als Freiwilliger, gleich wo, zu ermöglichen"[22].

Die Argumentation ist kurios: Jung verweist auf seine ehe-

malige Mitgliedschaft in einer schlagenden Verbindung (1907 in der Leipziger Burschenschaft „Arminia"), setzt auf das positive Image, das ein „Schriftsteller" vielleicht haben könnte (mit den beiden Romanen sind ausgerechnet das „Trottelbuch" und „Kameraden. . .!" gemeint) und auf „völkische Gemeinschaft" – offenbar überzeugend, denn knapp zwei Wochen später wird er dem gewünschten Truppenteil überstellt.
Cläre Jung dagegen berichtet, Erich Mühsam habe für die ‚Gruppe Tat' die Parole ausgegeben, sich freiwillig zu melden, um im Krieg gegen den Krieg zu arbeiten, um zu zersetzen[23] – Mühsam, der gestandene Anarchist, dessen Bemerkungen über die „fremden Horden", die das Reich überfallen hätten, von der Schwabinger Bohème sicher mit Applaus aufgenommen wurden, der andererseits seine Zeitschrift ‚Kain' einstellte, um sich nicht der Zensur beugen zu müssen![24]
Jung selbst schweigt in seiner Autobiographie darüber, berichtet allein davon, daß er sich nach einer der heftigen privaten Auseinandersetzungen mit seiner damaligen Frau Margot im Freiwilligenlager wiedergefunden habe. Wie dem auch sei: die Avantgarde ist irritiert, verhält sich ambivalent, schwankt zwischen Kriegsbejahung und Opposition. Es sei in diesem Zusammenhang aus einem recht aufschlußreichen Brief von Richard Öhring, der zum engeren Kreis um Franz und Cläre Jung gehörte und an der ‚Freien Straße' mitarbeitete, zitiert; Öhring, Kriegsfreiwilliger, schreibt in den ersten Kriegsmonaten aus dem besetzten Brüssel an seinen Bruder: „Der Anfang zu allem liegt in der Berliner Zeit. Ich war eigentlich bis zum letzten Augenblick unsicher, ob ich nicht besser in Berlin bliebe. Doch glaubte ich einfach zum Geschehen ja sagen zu müssen, mich zu dem hingehörig zu fühlen, was alle vereinte, mir selbst meine Freiheit durch die Kraft die Todesmöglichkeit auf mich zu nehmen, beweisen zu müssen. In einem bin ich mir ganz sicher: Ich bin weggegangen mit dem Gefühl, das Äußerste zu leisten. Ich habe mich in der ersten Zeit auch allen gegenüber gehalten – der Beweis zur Fähigkeit jeder Kameradschaft (. . .) Zuletzt war es bei mir noch der Gedanke, bei dem nicht abseits stehen zu können, was das Bedeutsamste des heutigen Geschehens schien. Jetzt weiß ich, daß ich nur dort frei sein kann, wo es dem Unsrigen gilt. Das ist furchtbar schwer. Es kann auch nicht einfach sein, nachdem jahrtausendelang die

Menschen ganz anders gelebt haben. Schwer wurde mir alles durch die fast völlige Fremdheit zu meinen Kameraden. Es dauert lange, bis man wagt, das nicht allein als eigenes Manko anzusehen"[25].

Das „Äußerste" leisten zu wollen und zugleich die Rückbesinnung auf das „Unsrige" – hier deuten sich Wandlungen an, um einen expressionistischen topos aus den Kriegsjahren aufzugreifen, Veränderungen durch den Krieg. Jung zum Beispiel desertiert schon im Oktober 1914. Desertion, Festungshaft – schlimmstenfalls gerieten die alten und nun neuen Revolteure, wenn sie überlebten, in psychiatrische Anstalten, weil Kriegsgegnerschaft dem System nur pathologisch vorkommen konnte; so erging es Jung 1915, so ähnlich dem zitierten Richard Öhring, so Richard Hülsenbeck, George Grosz, Oskar Maria Graf, Georg Schrimpf. Daß andererseits das Simulieren von Geistesgestörtheit einigen Kriegsgegners als einzige Chance erschien, der Front zu entkommen, zeigt die pervertierte Dialektik von ‚normal' und ‚abnorm' in der Kriegsgesellschaft (und nicht nur in dieser).

Nach der Entlassung aus Festung und Anstalt bleibt Jung während des Krieges unbehelligt, er schreibt, „das Einzelschicksal des Menschen, besonders in der Beziehung zur Frau und der Umwelt", variierend und den Krieg ignorierend: „der Krieg ist nicht viel mehr als ein lästiges und aufdringliches Gerücht"[26]; zumindest in seinen Werken. Er arbeitet als Redakteur einer Schiffahrts-Zeitung, gründet mit Georg Fuchs die ‚Sozialistische Wirtschaftskorrespondenz', hat Kontakte zum Berliner Spartakus-Bund, hinterläßt nachhaltig Spuren im Berliner Dada, in den er 1918 seine Zeitschrift ‚Die freie Straße' überführt (Heft 8: ‚Club Dada'; Heft 10 überläßt er dem Oberdada Johannes Baader), ist Mitunterzeichner des Berliner „Dadaistischen Manifestes" vom April 1918 (mit Tzara, Grosz, Janco, Hülsenbeck, Hausmann, Ball, Arp u.a.). – Am 9. November 1918, dem Tag des Umsturzes, beteiligt er sich an der Besetzung des Wolffschen Telegraphenbüros, wird während des Spartakus-Aufstandes Mitte Januar 1919 in Berlin verhaftet, tritt in die KPD ein, unterschreibt auch das Manifest „Dadaisten gegen Weimar" und gründet eine Nachrichtenagentur, den „Ost-Europa Dienst Wien Sofia Konstantinopel". Es hat allen Anschein, daß solch divergierende Aktivitäten ihren Flucht-

punkt im Ziel neuer gesellschaftlicher und politischer Praxis finden, sicher tritt der alte „Wille zur Beziehung" (Jung) in eine neue Phase: im Meer des nie Geahnten taten sich offensichtlich Inseln auf, das Jahr 1917 als Fanal, das Jahr 1918 zumindest als Wetterleuchten.

Am eindeutigsten ist die Absage an den Expressionismus, den Jung 1919 als ,,die merkwürdigste Geschichte menschlicher Verlogenheit" vorkommt – die „Dichter wachsen zum Himmel, bald wird es Lyrik regnen"[27]. Die Gesellschaftskritik wird härter, im März 1919 schreibt er in der ‚Aktion': ,,Die Atmosphäre ist zum Ersticken, die Luft in Deutschland (. . .) Die deutsche Sprache, der ich zugeteilt bin, verfügt nicht über genügend neue Worte, die ich anwenden möchte, ohne mich gleichzeitig jener Atmosphäre selbst schuldig zu machen. Genügt es denn, von Lumpen und Gesindel zu sprechen, wo es vielleicht die einzige Rettung ist, sich, um der Ausdrucksweise der deutschen Bürger auszuweichen, selbst dies als Standesbezeichnung beizufügen?"[28]. Da deutet sich indirekt eine Ablösung von polit-dadaistischer, kunstzerstörerischer Strategie an, die Suche nach anderen Möglichkeiten des Schreibens: „In diesem Deutschland kann nicht ein Buch geschrieben werden, das den Menschen organisch nimmt, das aus Liebe zu den Menschen die Welt weiter schafft, leuchtender den Horizont. Ein solches Buch kann in Deutschland nicht geschrieben werden, das glücklich macht, weil es rein ist. Ein solches einfaches schmuckloses Buch, das nur die Wahrheit sagt, anspruchslos zu den Massen der Verschüchterten und Vergewaltigten – von dem Geschmeiß deutscher Lehrer und Besserwisser, von dem Gesindel der Literaturbeflissenen, der Leser schlechthin in Deutschland, ein gutes und schönes Buch duldet die deutsche Atmosphäre nicht. Solange das deutsche Gemüt nicht ausgerottet, solange deutsche Gemeinschaft nicht zerstört ist"[29]. Solche fast schwärmerischen Projektionen eines einfachen, schmucklosen Buches, die sich in „Gott verschläft die Zeit" finden, verweisen in nuce auf die literarischen Experimente, die Jung inmitten der revolutionären Prozesse, die er als „Schriftsteller der deutschen Revolution"[30] unternimmt – aber auch als Aktivist in dieser ‚Revolution'.

Jungs Mitgliedschaft in der KPD endete bereits 1919, als er, wie die gesamte Links-Opposition, auf dem berüchtigten

Heidelberger Parteitag ausgeschlossen wird; 1920 zählt er zu den Mitbegründern der linkskommunistischen KAPD, die sich gegen den KPD-Zentralismus und für einen Räte-Sozialismus ausspricht. In ihrem Auftrag fährt Jung 1920 nach Moskau, um die KAPD-Positionen der Komintern vorzutragen – die Gespräche mit Sinowjew, Lenin und anderen bleiben insofern erfolglos, als diese den anti-zentralistischen und anti-parlamentarischen Kurs der Rätekommunisten nicht akzeptierten (Lenin hat das 1920 in seiner Schrift über den „‚linken' Radikalismus, die Kinderkrankheit im Kommunismus" zu begründen versucht). – Um nach Sowjet-Rußland gelangen zu können, hatte Jung mit zwei Begleitern auf hoher See ein Schiff gekapert und umdirigiert: wegen dieses ‚Schiffsraubs' wird Jung im September 1920 verhaftet und sitzt fünf Monate, bis Februar 1921, in Untersuchungshaft. Hier schreibt er in rascher Folge die von der ‚Roten Fahne' favorisierten Bücher, schreibt sie förmlich herunter, wie die handschriftlichen Bleistift-Manuskripte im Nachlaß zeigen: kaum je eine Korrektur oder Textveränderung. Abgeschnitten von der sozialen Bewegung, sind für Jung diese ‚proletarischen' Erzählungen und Kurzromane eine Möglichkeit, sich zu Wort zu melden, auch als Auseinandersetzung mit der Gefängnis-Situation und mit dem ‚Gefängnis Deutschland'.

Nach der Freilassung, die übrigens gegen eine von der Sowjet-Regierung gestellte Kaution erfolgte, beteiligt sich Jung am mitteldeutschen Aufstand im März 1921, nach dessen Zerschlagung reist er in die Niederlande, wird dort verhaftet, setzt in der Haft seine literarische Arbeit fort (vor allem seine Arbeiten über Otto Groß), kann schließlich durch das liberale Arrangement der holländischen Behörden nach Sowjet-Rußland ausreisen, entgeht also der Auslieferung an das Deutsche Reich. In Rußland bleibt er gut zwei Jahre, von 1921 bis 1923; er arbeitet zunächst in Münzenbergs Internationaler Arbeiterhilfe mit, schreibt Rußland-Berichte, so über den „Hunger an der Wolga" (1922) und über die „Geschichte einer Fabrik" (1924), den Wiederaufbau einer Zündholzfabrik in der Nähe von Nowgorod, den Jung, der Nationalökonom und ehemalige Doktorand über Fragen der Produktionssteuer in der Zündholzindustrie, leitete. Die leninsche ‚Neue Ökonomische Politik' brachte unlösbare Konflikte mit der Sowjet-Bürokratie; zu-

tiefst enttäuscht, erbittert und „erschöpft", wie er sagt[31], verläßt Jung Rußland, als blinder Passagier im Ankerkettenkasten eines deutschen Schiffes versteckt. Als er im November 1923 an Land geht („Nach Hause – oder vielmehr von wo ich hergekommen war, zurückgekehrt"[32]), flauen die großen sozialen Spannungen des Jahres 1923, die ein letztes mal ‚Novemberstimmung' im Reich hatten aufkommen lassen, gerade ab, wird die Inflation beendet, bereitet sich die Stabilisierungsphase der Weimarer Republik vor. Für Jung beginnen die Jahre, die er in seiner Autobiographie die „grauen" nennt.

Seit 1918 prägen die revolutionären Prozesse Jungs Denken, Schreiben und Handeln unmittelbar. Vor dem Krieg hatte Jung die Konflikte zwischen dem einzelnen und dem ‚anderen', die Unfähigkeit zu ‚Gemeinschaft' immer wieder zum Thema seiner Literatur gemacht, auch seiner Lebensentwürfe, methodisch half ihm dabei der Groß'sche Ansatz der Psychoanalyse. Während der ersten Revolutionsjahre radikalisiert und politisiert Jung diese Frage nach dem ‚subjektiven Faktor', geht es ihm um die „psychische Freilegung der Existenzbedingungen des Einzelnen" und sein Verhältnis zum Kollektiv, wie er in seiner Analyse der „Scheinrevolution von 1918/19", dem Essay „Zweck und Mittel im Klassenkampf", schreibt[33]. Und wenn ihm, als Revolutionsstrategie deutscher Anarchisten, ein „Ich glaube an das Glück und an die Gemeinschaft"[34], nicht mehr ausreicht, so begnügt er sich erst recht nicht mit einer Reduktion des Klassenkampfes aufs Ökonomische allein, wie er es bei Kommunisten sieht; denn diese sind angesprochen, wenn er vorsichtig formuliert: „Es gibt in der gegenwärtigen Atmosphäre eine ganze Anzahl Vorgänge, die durchaus den Charakter des Klassenkampfes tragen, ohne daß sie von der üblichen Betrachtungsweise her die Bezeichnung eines Klassenkampfes erhalten haben". Und er nennt als Beispiele: den „Kampf der Geschlechter", wobei er im Sinne von Otto Groß den Zusammenbruch mutterrechtlicher Ordnungen zugunsten des Patriarchats als Beginn dieses ‚anderen' Klassenkampfes sieht; denn den „Kampf der Jugend gegen das Alter", die „durch die Atmosphäre unserer Gesellschaftsschichtung gegebene Überlegenheit der Erwachsenen gegenüber dem Kind und dem Jugendlichen; schließlich, sehr allgemein,

der „Kampf derjenigen, denen es um ein Erkennen geht, um ein Wissen ihrer Lebensbedingungen" – gemeint ist der intellektuelle Kampf gegen ‚autoritäre Doktrinen", etwa der Kirche. Fazit ist der Ruf nach Aktion: „Das allgemeine Merkmal der hier jetzt herangezogenen Kampfstellungen ist die mangelnde Wirksamkeit dieses Kampfes nach außen, die Kristallisation dieser Auseinandersetzungen als Klassenkampf. Der Grund dieses Mangels liegt in der mangelnden Solidarität. *Das Gemeinschaftsbewußtsein ist vorhanden*, ist aber nicht zur gemeinsamen Tat ausgestaltet (. . .) Gerade aus den vorerwähnten Beispielen ergibt sich unzweifelhaft die *Verpflichtung zur Solidarität*. Die solidare Aktion, das ist die neue Gemeinsamkeit, die auf dem Gemeinschaftsbewußtsein sich aufbaut. Die solidare Aktion ist das innere Verbundensein im Kampf"[35].
Diese Überlegungen lesen sich wie ein theoretischer Kommentar zu „Arbeitsfriede" oder zur „Roten Woche". Sie markieren zugleich Standortbestimmung, Handlungsorientierung für Jung selbst wie auch die Bestätigung des Revolutionskonzeptes der KAPD. Wie eine Reminiszenz, besser Kritik an Strömungen im aktivistischen Expressionismus klingt die Bemerkung zur Intellektuellenfrage: „Auch der einzelne Geist kann revolutionieren. Auch der Intellektuelle, der, mit den Techniken des Wissens ausgerüstet, sich gegen sich selbst stellt. Aber diese Revolution bleibt Stückwerk. Sie wird peinlich, wenn sie sich (. . .) in gebundener Rede oder in den sonstigen Projektionen intuitiven Erlebens entlädt"[36]. Hier ist letzten Endes die Aufhebung der Vereinzelung des Intellektuellen gefordert – eine Lösung wäre das radikale Konzept von ‚Klassenverrat', welches den Intellektuellen nicht mehr als besonderen ‚Intellektuellen' im revolutionären Prozeß sieht, sondern sein Verschmelzen in der ‚Gemeinschaft' herbeiwünscht. (Johannes R. Becher hat Mitte der 20er Jahre Ähnliches dem Intellektuellen abverlangt, sein Aufgehen im Proletariat, vor allem aber in ‚seiner' Partei.) Über dies Problem schreibt Jung an anderer Stelle lakonisch: „Laß' alles stehn und liegen, geh auf die Wanderschaft, tauche unter. Es drängt zu gehen nach Spitzbergen in die Kohlengruben, ungelernte Arbeiter werden dort verlangt (. . .) Dort lernst du die Menschen kennen. Volk wirst du mit dem Volk werden (. . .) Hast du die Kraft, dich zu halten, so wirst du nützliche

Arbeit leisten, auch für den Sozialismus"[37]. Nun, die „Verpflichtung zur Solidarität" mag eine freiwillige Selbsterziehung zu Gemeinschaftsbewußtsein meinen; der „Wille zur Revolution, das innere Bereitsein des revolutionären Kämpfers"[38] allerdings ist eben nicht Sache der Intelligenz (oder der ‚Führer') allein, sondern betrifft die subjektive Seite der Revolution insgesamt.

In diesem Punkt traf sich Jung mit den Zielen der Linkskommunisten (die z.T. von anderen Prämissen ausgingen); so heißt es im KAPD-Programm von 1920, daß angesichts der objektiven Reife der deutschen Verhältnisse für eine Revolution „Gründe *subjektiverer* Natur vorhanden sein (müssen), die dem beschleunigten Fortgang der Revolution als hemmende Faktoren im Wege stehen (. . .) die Ideologie des Proletariats befindet sich noch teilweise im Banne bürgerlicher und kleinbürgerlicher Vorstellungselemente. Die subjektiven Momente spielen in der deutschen Revolution eine entscheidende Rolle. Das Problem der deutschen Revolution ist das Problem der *Selbstbewußtseinsentwicklung* des deutschen Proletariats"[39]. Diese Formulierungen könnten von Jung stammen, und seine literarischen Arbeiten der ‚roten Jahre' sind Nagelproben auf das Problem „Selbstbewußtseinsentwicklung". Eine gerade in den Revolutionsjahren oftmals infrage gestellte Existenzberechtigung (oder gar Möglichkeit überhaupt) von proletarischer Kunst bejaht er unbedingt – „unter den Parteien des Proletariats", fordert er, „sollte eine einheitliche Auffassung darüber zu erzielen sein, (. . .) welche Aufgaben für die Erneuerung und Vermenschlichung es ideologisch zu erfüllen hat, dann würde die durchaus nicht so nebensächliche Frage – wie manche glauben – der proletarischen Kunst nicht zum Tummelplatz von Literaten, die nichts mit dem Proletariat zu tun haben, gemacht worden sein". Proletarische Kunst, so gesehen, ist „abhängig vom Grad der Selbstbewußtseinsentwicklung des Proletariats", sie wirkt zugleich darauf ein, bringt es weiter, bringt dies zum Ausdruck: den „Gemeinschaftsgedanken einer unterdrückten Klasse, die nicht nur nach Kampf gegen den Unterdrücker dürstet, sondern bereits selbstschöpferisch das Neue aufbaut, das dem Inhaltswert nach kollektives Recht oder Unrecht, Gut und Böse, Freude und Leid sein soll"[40].

Nun macht gerade der Inhaltswert zu schaffen, soll nicht einfach neuer Wein in alte Schläuche gegossen, sondern auch das „Joch ästhetischer Tradition" (Jung) abgeschüttelt werden, um ein Kernproblem der Avantgarde aufzugreifen. Eben da beginnt das Formproblem der Jungschen Literatur aus den ‚roten Jahren'.

In seiner „Technik des Glücks", jenen „Psychologischen Anleitungen in vier Übungsfolgen", die gleichzeitig mit Jungs ‚proletarischen Erzählungen' entstanden und eine psychoanalytische Untermauerung seiner politischen Theorien und seiner Erzählversuche bedeuten, lassen sich Hinweise auf Jungs Verfahren finden: „Die psycho-analytische Technik verwirft das ‚Lernen', sie bekämpft die ‚Erziehung'. Sie setzt dafür die Bewußtmachung der Technik, der Erlebensmittel, der Gemeinschaftsverständigung. Sie wird selbst zur Technik der Lebendigkeit, sofern sie vom Lebendigkeitsrhythmus in der Gemeinschaft getragen ist"[41].

„Gemeinschaftsfähigkeit" soll also nicht durch positive Inhalte vermittelt werden (was im übrigen ‚autoritär' wäre), sondern durch das, was Jung „Bewußtmachung der Technik" (und in diesem Zusammenhang auch „Rhythmus") nennt, auf einer Meta-Ebene gleichsam. Auf diese Weise sollen psychische Verkrüppelungen, Unterdrückungen aufgebrochen, die eigene Existenz dem einzelnen bewußt werden. Denn materiell „bietet sich für die bürgerliche Klasse im Proletariat keine Angriffsmöglichkeit, als die einer Unterjochung (. . .) des proletarischen Daseins. Das ist aber die Quelle, aus der das Proletariat zur Klasse wird und Macht gewinnt über den Besitz. So stellt sich der Klassenkampf dar als eine Probe auf den Lebenswillen, das Training für die kommende Gemeinschaft"[42].

Dazu taugt auch Literatur – nicht durch plane Identifikationsangebote über Inhalte, Heldenfiguren oder Feindbilder; diesen Weg sozialistischer ‚Gestaltung' ging ja später ein Großteil der proletarischen Literatur. Für Jung soll „direkt Gegenstand der Darstellung" der „Gemeinschaftsrhythmus im Widerstreit mit der herrschenden Ideologie, mit der sozialen Umwelt schlechthin" sein. Beispiele solchen Verfahrens erkennt er in Jack Londons „Volk am Abgrund", wo er den „Rhythmus kollektiven Geschehens" verwirklicht sieht: „Es ist der Rhythmus des gemeinsamen, gemeinschaftlichen Erlebens, gemeinsamer

Empfindung von Freude und Schmerz, gemeinschaftlicher Hoffnungen und Enttäuschungen. Das individuelle Schicksal verschwindet. Statt Mittelpunkt wird es zur Nuance bunter Erzählung"[43].

Diese 1920 in einem Aufsatz über „Proletarische Erzählungskunst" formulierten Ansprüche könnten als Motto über Jungs Literatur der ‚roten Jahre' stehen. Die Ent-Individualisierungen bei der erzählerischen Figurenkonstruktion und die Verweigerung einer historischen und geographischen Lokalisierung des Geschehens sind in diesem Zusammenhang zwar nicht neue, aber umfunktionierte, in einen spezifischen Funktionszusammenhang gestellte ästhetische Mittel zur Produktion von ‚Gemeinschaft' und ‚Rhythmus'. Werden Figuren charakterisiert, so mit dem Interesse, sie in ihrer meist problematischen Stellung innerhalb der sozialen Konstellation zu definieren (wie etwa Hans Merkel in „Arbeitsfriede" oder Homann in der „Roten Woche"). Selbst die Erzählungen über historische Personen in „Joe Frank" gilt weniger der Auszeichnung als Individuen, sondern, wie bei Mother Jones oder Jim Larkin[44], der Problematisierung der Führer-Masse-Beziehung in der proletarischen Aktion; in den Verallgemeinerungen werden Vergleiche mit der eigenen konkreten Situation provoziert, wird eine Aktivität des Lesers nicht nur im Leseprozeß gefordert, sondern, idealiter in ‚direkter Aktion' bzw. Reflexion. So, wenn der Erzähler dem Leser mit power zuruft: „Achtet darauf, auch drüben gelang es" usw., oder ihm mit dem drohenden „Noch ist Mutter Jones frei (. . .) Wenn aber – – –" etwas Konkretes anzufangen. Und selbst wenn sich der Kapp-Putsch als historischer Hintergrund der „Roten Woche" ausmachen läßt, so tut das wenig zur Sache, der Erzähler erklärt dies Problem für nichtig: „Zum Schluß eine Frage. Bitte – wo war das. Das ist schwer zu sagen, weil es in Deutschland kaum einen Ort gibt, wo Ähnliches nicht war."

Das sind Proben operativen Schreibens, das ‚Eingreifen' anders, ‚offener' praktiziert als jene operative Literatur, die durch präzise Lokalisierung des Hier und Jetzt, durch strikte direkte Handlungsanweisung Wirkung erzielen will. Auf diese Weise sucht Jung auch die ihm zu kurz greifende bloße „Sozialkritik" zu überwinden[45]. Noch pointierter verfährt er im Experiment der fingierten Leseransprache und -einbeziehung:

„Ich will dem Leser schon vorher sagen, was ich will und wie das technische Problem liegt. Er soll beim Lesen mithelfen an der Lösung und Gestaltung, prüfen wo das Tempo ins Stocken gerät, und so die wirkliche Verbindung zwischen Autor und Leser herstellen, die der wesentlichste Teil des Inhalts dieses Buches ist. Es wird nicht mehr so sehr ausschließlich Handlung, die sich aufbaut, sondern ein Teil unseres Selbst, der Geschehnisse in und mit uns, unserer Empfindungen, des als lebendige Gemeinschaft Miteinanderverbundenseins. Es wird Handlung mit uns mit, eine neue Form des rhythmischen Lebens".

Solche Erzählereinreden wie diese „Selbstkritik" am Beginn von „Arbeitsfriede" sind in der Literatur sicher nichts Neues, dienen zumeist der Potenzierung des Wirklichkeitsanspruchs, können desillusionieren usw. Auch Jung bediente sich ihrer in seiner expressionistischen Prosa, beispielsweise im „Sprung aus der Welt", wo er dies Verfahren ironisiert („Man achte auf das Einsetzen der Erzählung"), oder, aggressiver, in „Gott verschläft die Zeit", wo er das Erzählen miterzählt und sich zu folgender Leser-Beschimpfung entschließt: „Die Fähigkeit zum Erlebnis gesteigert über das Erleben – das ist ein Wesenszug des Schriftstellers. Es ist beschämend, daß ein Autor dem Leser ausgeliefert sein soll. Ich brauche keine Leser. *Denn ich hasse Euch alle!*"[46].

Hier soll nicht spekuliert werden, inwieweit derartige Reflexionen in der Irritation der klassischen Erzähler-Leser-Beziehung, der grundlegenden Krise des Erzählens in der ‚Moderne' gründen. Wichtiger ist die Funktion, die Jung diesem Mittel zumißt: als Moment der Forcierung von ‚Rhythmus' soll sie wegführen von der Inhaltsästhetik auch der sozialistischen Literaturtheorie (noch die Literaturdebatten in der KPD seit den späten 20er Jahren waren vielfach Debatten über den ‚richtigen' Inhalt), ohne daß sozialistische Inhalte aufgegeben würden. Sie sind Momente jener ‚Technik', mit der er Fragen des Verhältnisses zwischen Individuum und Masse, Unterdrückung und Befreiung, Klassenkampf und Triebstruktur, kurz der Gemeinschaftsutopie stellt – zur ‚Selbstbewußtseinsentwicklung'; sie werden, dem Anspruch nach, Momente jener lapidar formulierten Utopie in der „Roten Woche": „sie wollen mal alle alles gemeinsam machen und endlich unter-

einander zufrieden und glücklich sein".
Mag sein, daß das trivial klingt. Vielleicht ist Jung genauer in diskursiven Partien, die gerade auf die Schwierigkeiten der Utopie verweisen, wie in „Arbeitsfriede": „Der Staat schien bereits in allen Fugen zu krachen. Aber man täuscht sich nur zu oft. Der kapitalistische Staat ist zäher, als viele meinen. Er bricht nicht so ganz von sich selbst allein zusammen! Da heißt es mit anfassen, ihm den Rest zu geben. Da muß man mit stoßen. Sonst verwest er über Generationen und saugt jeweils noch die Arbeiterschaft in seinen Verfall mit hinein. Das Leichengift ist noch das gefährlichste Gift".
Es scheint, daß von einigen Zeitgenossen Jungs Ästhetik verstanden worden ist. Der Anonymus in der ‚Roten Fahne' stellt fest: „Was Franz Jung schreibt (. . .) sind keine Agitationsbücher oder Anklageschriften, man könnte sie VERSUCHE ZUM REVOLUTIONÄREN LEBEN nennen."[47]. Ein anderer Kritiker notiert 1921, ebenfalls in der ‚Roten Fahne', daß Jung einen Weg gewiesen habe zu dem, „was wir unter ‚proletarischer Dichtung' begreifen: Ausdruck des Gesamtwillens der Klasse, Verkörperung eines Kollektivlebens", Jung lasse das „Proletariat selbst, die Masse reden, handeln, kämpfen und leiden"[48].
Dies Interesse an Jung war zu Beginn der 20er Jahre durchaus parteiübergreifend, über die vehementen Grabenkämpfe der Arbeiterparteien hinweg präsentierten sowohl KPD als auch KAPD und USPD in ihrer Presse zahlreiche Vorab- und Nachdrucke[49]; „Arbeitsfriede" erschien in Fortsetzungen in der ‚Hamburger Volkszeitung' und in der ‚Roten Fahne' 1921, „Die Rote Woche" erlebte 1922 eine 2. Auflage und war das Buch unter Jungs Schriften der ‚roten Jahre', das am besten ging[50]. – Bleibt, 50 Jahre danach, dem heutigen Leser überlassen, was Jung in seiner „Selbstkritik" eingefordert hat: „Beobachtet mich, wie ich mit den Sätzen hantiere. Prüft die Verwendbarkeit des technischen Materials und freut euch daran, wie es manchmal durcheinanderwirbelt. Arbeitet mit mir an der Feilung des Ausdrucks, auch von der Empfindung her, dann schaffen wir was".

Walter Fähnders

Anmerkungen

Über Leben und Werk von Franz Jung informieren:

- Arnold IMHOF: Franz Jung. Leben, Werk, Wirkung. Bonn 1974
- Martin RECTOR in: Walter Fähnders/Martin Rector: Linksradikalismus und Literatur. Reinbek 1974, 2 Bde, Bd 1, S. 160 – 220
- Fritz MIERAU: Leben und Schriften des Franz Jung. Eine Chronik. In: Franz Jung: Feinde Ringsum. Prosa und Aufsätze 1912 bis 1963. Hamburg 1981 (= Werke Bd 1/1), S. 9 – 65
- (Jung-) Bibliographie. In: Franz JUNG: Gott verschläft die Zeit. Frühe Prosa. Hrsg. K. Ramm. München 1980, S. 127 – 146

1 von Jakob Audorf; u.a. abgedruckt in: Von unten auf. Hrsg. F. Diederich. Berlin 1911. 2 Bde. Bd 2, S. 73

2 Die rote Fahne 23. Juli 1922 (Nr 331); Nachdruck in: Literatur im Klassenkampf. Hrsg. W. Fähnders/M. Rector. München 1971, S. 95 – 98 sowie in: Die rote Fahne. Hrsg. M. Brauneck. München 1973, S. 162 – 165

3 Franz Jung: Der Weg nach unten. Aufzeichnungen aus einer großen Zeit. Neuwied/Berlin-Spandau 1961; wieder u.d.T. Der Torpedokäfer. Unveränderter Nachdruck von Der Weg nach unten. Neuwied/Berlin 1972 (= Sammlung Luchterhand. Bd. 56)
Die Autobiographie ist jetzt wieder zugänglich in: Franz Jung: Schriften und Briefe in zwei Bänden. Hrsg. K. Behnken, P. und U. Nettelbeck. Salzhausen/Frankfurt 1981. Bd 1, S. 205 – 700

4 Wieland Herzfelde: Vorwort zum Reprint der ‚Neuen Jugend'. Hilversum/Zürich 1967, S. 9; George Grosz: Ein kleines Ja und ein großes Nein. Reinbek 1974, S. 129, 183, 129; Richard Hülsenbeck: Mit Witz, Licht und Grütze. Auf den Spuren des Dadaismus. Wiesbaden 1957, S. 98

5 Jung: Torpedokäfer (s. Anm. 3) S. 82

6 ebenda S. 85

7 Rosa Luxemburg: Sozialdemokratie und Parlamentaris-

mus (1904). In: R. L.: Gesammelte Werke. Hrsg. vom IML. Berlin/DDR 1970ff, Bd 1, II, S. 448

8 Jung: Torpedokäfer S. 87

9 in Franz Jung: Der tolle Nikolaus. Prosa, Briefe. Hrsg. C.M. Jung/F. Mierau. Leipzig 1980, S. 423

10 zu Otto Groß vgl. Emanuel Hurwitz: Otto Gross. ‚Paradies'-Sucher zwischen Freud und Jung. Zürich/Frankfurt a.M. 1979. – Grosz/Jung/Grosz. Hrsg. G. Bose/E. Brinkmann. Berlin (West) 1980. – In „Sophie" stellt Jung Otto Groß unverschlüsselt dar

11 Jung: Werke Bd 1/1, S. 82f

12 Mierau: Leben und Schriften. In: Jung: Werke Bd 1/1, S. 15

13 Cläre M. Jung: Die Kameradin. (Unveröffentlichte Autobiographie), Manuskript S. 52

14 Jung: Werke Bd 1/1, S. 77

15 Jung: Werke Bd 1/2, S. 9

16 Theodor W. Adorno: Ästhetische Theorie. Frankfurt a.M. 1970, S. 9

17 Georg Heym: Dichtungen und Schriften. Hrsg. K.L. Schneider. Hamburg/München 1960. Bd 3, S. 164/168; vgl. S. 169f u.ö.

18 in: Expressionismus. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1910 – 1920. Hrsg. Th. Anz/M. Stark. Stuttgart 1982, S. 589

19 Wieland Herzfelde: Immergrün. Berlin/Weimar 1969, S. 132f

20 Lesetip zur Verfassung des akademischen, lehrenden Bürgertums: Aufrufe und Reden deutscher Professoren im Ersten Weltkrieg. Hrsg. K. Böhme. Stuttgart 1975

21 Jung: Torpedokäfer S. 96

22 der Brief ist unveröffentlicht und findet sich im Jung-Nachlaß (Märkisches Museum, Berlin/DDR)

23 Cläre Jung: Die Kameradin (Anm. 13), S. 40; so auch: F. und S. Mierau: Gespräche mit Cläre M. Jung. In: Sinn und Form 30, 1978, S. 251 – 269, hier S. 252

24 vgl. Wolfgang Haug: Erich Mühsam. Reutlingen 1979, S. 26f

25 Cläre Jung: Die Kameradin S. 43f

26 Jung: Torpedokäfer S. 87

27 Jung: Werke Bd 1/1, S. 229 und S. 218
28 ebenda S. 217
29 Franz Jung: Gott verschläft die Zeit. Hrsg. K. Ramm. München 1980, S. 76f
30 Franz W. Seiwert: Schriften. Hrsg. U. Bohnen/D. Backes. Berlin (West) 1978, S. 82
31 Jung: Torpedokäfer S. 267
32 ebenda S. 273
33 Jung: Werke Bd 1/1, S. 225f
34 ebenda S. 225
35 ebanda S. 229ff
36 ebenda S. 226
37 Franz Jung: Reise in Rußland. Berlin: Verlag der KAPD 1920, S. 23
38 Jung: Werke Bd 1/1, S. 219
39 Programm der KAPD vom Mai 1920. In: Hans Manfred Bock: Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 – 1923. Meisenheim am Glan 1969, S. 410
40 alle Zitate aus Jung: Werke Bd 1/1, S. 242
41 Franz Jung: Die Technik des Glücks. Berlin 1921, S. 126
42 ebenda S. 61
43 Jung: Werke Bd 1/1, S. 243
44 Jung bezieht sich hier, wie er ja selbst schreibt, auf Artikel aus dem amerikanischen ‚Liberator' und zwar auf: Robert Minor: The Wars in West Virginia. In: The Liberator 1920, Nr 8, S. 7 -- 13 und Louise Bryant: Jim Larkin Goes to Jail. In: The Liberator 1920, Nr 6, S. 13 – 16. – Zu Mother Jones vgl. ihre jetzt auch in deutscher Sprache vorliegende Autobiographie: Mother Jones. Die Autobiographie der Mother Jones. Hrsg. M. Ihm. Köln 1975. – Jim Larkin war Führer der ‚Irish Transport and General Worker's Union' in Dublin, in den USA später Mitglied in der IWW
45 Jung: Werke Bd 1/1, S. 244
46 ebenda Bd 1/1, S. 203
47 Die rote Fahne (Anm. 2); Hervorhebung von mir
48 Richard A. Schaefter: Über proletarische Kunst. In: Die rote Fahne 24. Februar 1921 (Nr 92); Abdruck in: Brauneck (Hrsg.); Die rote Fahne (Anm. 3), S. 112f
49 bibliographische Nachweise der Vorab- und Nachdrucke

bei F. Mierau und in der Jung-Bibliographie a.a.O.

50 Brief von Wieland Herzfelde an Franz Jung vom 22.1. 1922 (unveröff., im Jung-Nachlaß)

INHALT

Joe Frank illustriert die Welt 5

Die Rote Woche. Roman 41

Arbeitsfriede. Roman 103

„Was soll der Proletarier lesen? Franz Jung." – Versuche zum revolutionären Leben. Nachwort von Walter Fähnders 211